

Jörn Bettels

Biographische Umbrüche
von jungen Erwachsenen
mit so genannter geistiger Behinderung
im Übergang von der Schule
ins Arbeitsleben

<http://opus.bsz-bw.de/hsrt/>

**FREIE WISSENSCHAFTLICHE HAUSARBEIT
FÜR DIE
DIPLOMPRÜFUNG
IN ERZIEHUNGSWISSENSCHAFT**

AN DER

**FAKULTÄT FÜR SOZIAL- UND
VERHALTENSWISSENSCHAFTEN
DER EBERHARD-KARLS-UNIVERSITÄT
TÜBINGEN**

UND DER

**FAKULTÄT FÜR SONDERPÄDAGOGIK (REUTLINGEN)
DER PÄDAGOGISCHEN HOCHSCHULE LUDWIGSBURG**

Thema der Arbeit:

Biographische Umbrüche von jungen Erwachsenen mit so genannter geistiger Behinderung im Übergang von der Schule ins Arbeitsleben

- 1. Betreuer: Prof. Dr. Jörg Michael Kastl**
- 2. Betreuer: Prof. Dr. Bernd Götz**

Erstellt von: Jörn Bettels

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	4
1. Theoretisch-methodischer Teil	6
1.1. Thematischer Zugang	7
1.2. Selbstbestimmung und Normalisierung bei Menschen mit sog. geistiger Behinderung	8
1.3. Ablösungs- und Übergangssituationen bei Jugendlichen mit sog. geistiger Behinderung	12
1.4. Biographischer Zugang zur Übergangssituation	16
1.5. Das narrative Interview als Erhebungsverfahren	18
1.6. Vorgehensweise bei der Auswertung der Interviews	23
1.7. Biographische Anamnesen	24
1.8. Fallinterpretationen /Fallanalysen	25
2. Praktischer Teil	27
2.1. Biographische Anamnese B.	28
2.2. Biographische Anamnese J.	40
2.3. Fallinterpretation B.	52
2.3.1. Soziale Herkunft und familiärer Kontext	52
2.3.2. Mittelschichtmilieu und sog. geistige Behinderung	53
2.3.3. Bedeutung der Diagnose „Down-Syndrom“ bei B.	53
2.3.4. Intervieweröffnung: Frühe Fördermaßnahmen	54
2.3.5. Organisation des „richtigen“ Kindergartens	55
2.3.6. Elterninitiative und schulische Integration	56
2.3.7. Kampf um integrative Beschulung	57
2.3.8. Der Zirkus als integratives Kompensationsfeld	58
2.3.9. Verhältnis zum älteren Bruder	58
2.3.10. Gestaltung der beruflichen Entwicklung	61
2.3.11. Bedeutung der Arbeit und des Arbeitsplatzes	61
2.3.12. Ambivalenter Berufseinstieg	62
2.3.13. „Nächstes Thema“ Auszug und Wohnen	63

2.3.14.	Emotionale Schwierigkeiten	64
2.3.15.	Unterstützung	66
2.3.16.	Behinderung	67
2.3.17.	Freizeitgestaltung	68
2.3.18.	Zukunftsperspektive	68
2.4.	Fallinterpretation J.	69
2.4.1.	Soziale Herkunft und familiärer Kontext	69
2.4.2.	Unterschichtmilieu, sog. geistige Behinderung und Migrationshintergrund	72
2.4.3.	Intervieweröffnung: Behinderung mit der Einschulung definiert	74
2.4.4.	Unterschiedliche Perspektiven zur Behinderung	75
2.4.5.	Entwicklung im Kontext von Schule, Praktikum und Arbeit	76
2.4.6.	Bedeutung der Arbeit	77
2.4.7.	Familiäre Sphäre	78
2.4.8.	Familiäre Bindung und Ablösungsprozess	79
2.4.9.	Unterstützung	82
2.4.10.	Zukunftsperspektive	82
3.	Teil: Folgerungen	83
3.1.	Biographische Entwicklungsmuster der Jugendlichen	84
3.2.	Überlegungen zum Übergang der jungen Männer vor ihrem biographischen Hintergrund	87
3.3.	Ausblick	89

Literaturverzeichnis	90
Anhang:	94
Interviewleitfäden Jugendliche	95
Interviewleitfäden Eltern	97
Interview B.	99
Interview Frau K.	121
Interview J.	141
Interview Herr C.	161

Einleitung

Die vorliegende Arbeit geht der Lebenssituation zweier junger Männer mit sog. geistiger Behinderung im Übergang von der Schule ins Arbeitsleben nach.

Die Annäherung an die Übergangssituationen der beiden Jugendlichen erfolgt über den Zugang zu deren Lebensgeschichten. Mittels narrativer Interviews sollen übergangsbiographisch bedeutsame Aspekte bzw. Optionen beleuchtet werden. Diese qualitativ-kasuistisch orientierte Vorgehensweise, so die Annahme, lässt subjektiv bedeutsame bzw. spezifische Muster sowie mögliche Verlaufspassagen in die Erwachsenenwelt, über den Teilaspekt „Arbeit“ hinaus, erschließen.

Neben den Jugendlichen wird jeweils auch eines ihrer Elternteile befragt, um die biographische Perspektive durch den sozialen und familiären Kontext, in welchem die jungen Männer aufwachsen, zu erweitern und damit auch mögliche abweichende oder widersprüchliche Standpunkte zwischen den Generationen sichtbar machen zu können. Von einer Fallkonstruktion ausgehend werden aus den vier Interviews zwei biographische Anamnesen erstellt, die die biographische Entwicklung der beiden jungen Erwachsenen beschreiben. Die lebensweltlichen Systeme bzw. die soziokulturellen und familienbiographischen Zusammenhänge, in welche die beiden eingebunden sind lassen sich bereits vorab als deutlich voneinander verschieden einordnen: Während B. ein junger Mann von 19 Jahren mit Down-Syndrom im Akademikermilieu aufwächst, stammt der 21jährige J. aus einer Familie mit Migrationshintergrund und lebt im Unterschichtmilieu.

Die Bedeutung der Thematik und der Zugang zu meinen Interviewpartnern haben sich über meine praktische Mitarbeit bei einem der Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung angesiedeltem Modellprojekt zur beruflichen Qualifizierung und Integration dieses Personenkreises am Ende der Schulzeit in den allgemeinen Arbeitsmarkt ergeben. Im Rahmen der unterstützten Einarbeitung ergaben sich Einblicke in die Lebens- und Übergangssituation der hier befragten jungen Männer, die sich hinsichtlich ihrer Lebensausrichtung offenbar jenseits der Standardübergangsbioographien Nichtbehinderter in die soziale und ökonomische Selbständigkeit einerseits und dem institutionalisierten Weg der beschützenden beruflichen Rehabilitation der Werkstatt für behinderte Menschen andererseits bewegen. Damit enthüllen sich scheinbar ungewöhnliche Übergangsphänomene, welche im Sinne der Diskussion

um Selbstbestimmungsforderung, aus der Innenperspektive der Betroffenen sowie ihrer Elternteile zu erkunden sind.

Die im Titel der Arbeit formulierten Umbrüche lassen sich aufgrund des Eintauchens der Jugendlichen in die betriebliche Realwelt außerhalb ihres gewohnten sonderpädagogischen Rahmens unterstellen. Zudem stehen perspektivisch weitere Veränderungen wie der Auszug aus dem Elternhaus an. Mit der Übergangsphase ins Erwachsensein sind Ablösungsprozesse verbunden, die eine Umgestaltung der Lebenssituation mit erhöhter Selbständigkeit und Normalitätsanforderungen von den jungen Erwachsenen abverlangen, weshalb Normalisierungs- und Selbstbestimmungsaspekte bei Menschen mit Behinderung hier als grundlegend und voraussetzend thematisiert werden.

Zur Vorgehensweise und zum Aufbau der Arbeit: Diese ist in drei Teile gegliedert. Der erste Teil schildert die theoretischen und methodischen Ausgangspunkte. Die Basis bildet die Darstellung des Zugangs zum Thema bzw. zur Fragestellung und zu meinen Interviewpartnern. Anschließend werden die Aspekte „Selbstbestimmung und Normalisierung“ bei Menschen mit sog. geistiger Behinderung behandelt. Diese werden als relevant für den Ablösungs- und Übergangsprozesses der Jugendlichen angesehen, wie im folgenden Punkt zu sehen ist. Daraufhin gilt es, die Übergangssituation in biographischer Dimension und die Bedeutung der biographischen Vorgehensweise im Rahmen dieser Thematik aufzugreifen. Das narrative Interview als Erhebungsverfahren wird im Zusammenhang mit meiner Durchführung thematisiert. Abschließend gehe ich auf den Auswertungsprozess der Interviews ein. Der zweite Teil der Arbeit bildet die Falldarstellungen bzw. Fallanalysen in Form der biographischen Anamnesen und anschließenden Fallinterpretationen. Im dritten und letzten Teil werden die herausgearbeiteten biographischen Muster gegenübergestellt und in ihrer Bedeutung für die Übergänge der jungen Männer gedeutet.

1. Theoretisch-methodischer Teil

1.1 Thematischer Zugang

Wie in der Einleitung erwähnt hat sich der Zugang zum Thema und Personenkreis meiner Interviewpartner im Rahmen meiner zweijährigen praktischen Arbeit bei einer Lebenshilfeeinrichtung für Menschen mit sog. geistiger Behinderung in Südwestdeutschland ergeben.

Die Mitarbeit bei einem dort angesiedelten Modellprojekt zur beruflichen Bildung, Orientierung und Qualifizierung junger Menschen mit sog. geistiger Behinderung über Betriebspraktika bzw. praktische Arbeitserprobungen für den allgemeinen Arbeitsmarkt bildet hier meine Erfahrungsgrundlage. An der Schnittstelle zwischen dem Ende der Werkstufe der Schule für Geistigbehinderte und dem Einstieg in die Arbeitswelt (durch das Modellprojekt und den Integrationsfachdienst begleitet), befinden sich die teilnehmenden Jugendlichen in der Übergangsphase. Diese Passage stellt sich, von außen betrachtet, als komplexes Veränderungsgeschehen dar, mit dem sie sich außerhalb des Schonraums „Sonderschule für Geistigbehinderte“ auseinanderzusetzen haben. Die Anforderungen der betrieblichen Realsituation stellen für die meisten Jugendlichen eine bis dahin nicht gekannte Herausforderung dar. Der biographische Umgestaltungsprozess umfasst neben den beruflichen Teilaspekten weitere Gesichtspunkte des Erwachsenwerdens. So wird von der Schule unter anderem betreutes bzw. integratives Probewohnen veranstaltet, bei welchem die Schüler vier Wochen außerhalb ihrer Herkunftsfamilie leben. Offenbar sind mit dem Abschluss der Werkstufe die Jugendlichen, die nicht in die Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) übergehen und nicht Zuhause wohnen bleiben, in einer Umbruchsituation, welche mit abrupten Veränderungen ihrer vertrauten Alltagswelt infolge des Wegfalls der schulischen Sonderbehandlung und der Ablösung bzw. dem Auszug aus ihrem gewohnten Familienleben einhergehen. Die biographische Ausgestaltung und das Erleben der beruflichen Übergangssituation, das sich über die Arbeits- bzw. Praktikabegleitung kaum erschließen lässt, scheinen individuell sehr verschieden abzulaufen. Neben den Überlegungen zu äußeren Bedingungen diesbezüglich stellt sich gleichermaßen die Frage nach der subjektiven Innensicht bzw. Erlebnisdimension beim Übergang. Erfahrungsgemäß haben Jugendliche bei Aufnahme eines Praktikums oder Beschäftigungsverhältnisses sich beispielsweise mit unterschiedlichen Veränderungsinteressen bzw. Erwartungen (Anpassungsanforderungen von elterlicher oder betrieblicher Seite) auseinanderzusetzen. Von daher scheint die Außen-

perspektive, mittels Fremdaussagen, das Geschehen bzw. die hier unterstellten biographischen Veränderungen nicht subjektiv erfassen zu können. Die Innenansicht der Jugendlichen, d.h. ihre Erlebnisse und Art der Auseinandersetzung mit den unterstellten Bedingungen und damit auch ihre Bedürfnisorientierung bleiben bei stellvertretenden Befragungen verborgen. Zudem werden unterschiedliche individuelle Umgangsmuster mit den Ereignissen und damit Vergleichsmöglichkeiten unzureichend beleuchtet oder unterschlagen. Die ergänzende Befragung des sozialen Umfelds, d.h. der Elternteile, scheint jedoch hinsichtlich der Schilderung der sozialen Kontextbedingungen, Einbindungen und des Lebensweges der Jugendlichen für eine umfassendere Darstellung bzw. sozialwissenschaftlich angehauchte Verstehensgrundlage unverzichtbar.

Bevor weiter auf die Bedeutung der methodischen Annäherung an die Lebenssituation der jungen Männer, die Darstellung und Begründung der gewählten biographischen Vorgehensweise sowie der Interviewmethode eingegangen wird, sollen in den anschließenden Punkten einige Gesichtspunkte zu den übergangsrelevanten Aspekten bzw. Voraussetzungen „Selbstbestimmung und Normalisierung“ bei Menschen mit sog. geistiger Behinderung und daran anknüpfend das Ablösungs- und Übergangsgeschehen Jugendlicher aufgegriffen werden.

1.2. Selbstbestimmung und Normalisierung bei Menschen mit sog. geistiger Behinderung

Das Themenfeld „Selbstbestimmung und Normalisierung“ ist für das Leben von Menschen, die als „geistig behindert“ bezeichnet werden, gegenwärtig von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Im Rahmen dieser Arbeit spielen diese Aspekte zudem im Zusammenhang mit der Übergangssituation und damit beim familiären Ablösungsprozess bzw. Unabhängigkeitsgewinn der Jugendlichen die zentrale Rolle.

Vorweg gilt es kurz auf die hier zugrunde gelegte Verständnisform des Phänomens „geistige Behinderung“ hinzuweisen. Zunächst einmal soll die Verwendungsweise „sog.“ auf die Distanzierung von einer einheitlichen und festen quasi ontologischen Kategorie aufmerksam machen. Ohne hier auf die terminologischen Schwierigkeiten, die mit entsprechender Begrifflichkeit verknüpft sind einzugehen (Stichwort: Res-

sourcen-Etikettierungsdilemma), geht es mir darum, den sprachlichkonstruktiven Charakter einer Diskriminierungsform nicht aus den Augen zu verlieren.

Aus Interaktionistischer Perspektive geht es bei dem Phänomen um die soziale Konstitution, der zufolge erst die Relationen zwischen dem Individuum und seiner sozialen Umwelt bzw. Alltagswirklichkeit Behinderungen hervorbringen können (vgl. Manner 2000, S. 11). Dass Menschen mit sog. geistiger Behinderung mit Nachteilen im Sozialgefüge auf verschiedenen Ebenen (politisch, kulturell und psychologisch) zu rechnen haben, zeigt beispielsweise Rommelsbacher (vgl. 1999). Behindernd, benachteiligend, diskriminierend und ausgrenzend wirken erst die gesellschaftlich geschaffenen Normalitätsfelder (z.B. Intelligenztests im schulischen Kontext). Entsprechend ist auch die Definition der Weltgesundheitsorganisation (WHO) zu verstehen, nach der ein Handicap, also Behinderung, als Benachteiligung auf gesellschaftlicher Eben erzeugt wird und damit nicht jede Funktionsbeeinträchtigung eines Menschen behindernde folgen zu haben braucht, je nach Bewertung dieser Beeinträchtigung.

Zu den Themenkomplexen „Selbstbestimmung und Normalisierung“: Unter dem Paradigma der Selbstbestimmung kommt es zu einer Neuorientierung im Verständnis von geistiger Behinderung. Die entsprechende Diskussion bzw. Forderung nach Selbstbestimmung und Autonomie von Menschen mit sog. geistiger Behinderung kommt in Deutschland Anfang der 90er Jahre stark auf (vgl. dazu Hahn 1994). Vom Grundsatz her bedeutet diese Sichtweise, dass Menschen mit Behinderung nicht länger als Objekte der Fürsorge und Betreuung angesehen werden wollen bzw. sollen, sondern als Individuen mit eigenen Interessen und Bedürfnissen, bei deren Realisierung sie Unterstützung benötigen (vgl. Mahnke 2000, S. 42).

Nach Osbahr (2000, S. 122) heißt „Selbstbestimmung (...) ganz praktisch, dass Menschen mit Behinderung in ihrem Lebensalltag in für sie wesentlichen Angelegenheiten ihre Entscheidungen treffen und eigene Ziele verfolgen können.“

Zur theoretischen Begründung finden sich in der sonderpädagogischen Literatur vorwiegend anthropologische Argumentationen: Waldschmidt (vgl. 1998) erklärt „Selbstbestimmung“ mit Blick auf die Sonderpädagogik zum Schlüsselbegriff der Gegenwart. In der späten Moderne findet sich diese im Grundrecht des Menschen verankert. Damit verbunden ist die Vorstellung des Einzelnen als autonomem Subjekt, welches sein Leben selber zu gestalten vermag. Hahn (vgl. 1994, S. 81) beispielsweise begründet „Selbstbestimmung“ damit, dass „menschliche Entwicklung (...) auf

den Zuwachs von Autonomie angelegt“ ist. Darüber hinaus hängt menschliches Wohlbefinden bzw. die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse von der Möglichkeit der Selbstbestimmung ab. Andere Autoren wie Walther (vgl. 1994, S. 76) betonen die Selbstverantwortung als Kern von ‚Selbstbestimmung‘. Damit wird die Zuständigkeit bei Fragen des Lebensentwurfs an die behinderte Person selbst gebunden und nicht an äußere Instanzen der Rechtfertigung. Mit dieser Neudefinition des Verantwortungszusammenhangs verändert sich zugleich die Rolle des Helfers hin zur Assistenz und Begleitung. Osbahr (vgl. 2000) skizziert die sonderpädagogischen Konsequenzen im Hinblick auf Selbstbestimmung auf der Basis einer systemisch-konstruktivistischen Position. Die Autonomie als Selbstverfügungsmöglichkeit geistig behinderter Menschen leitet Osbahr aus Theorien zur Selbstorganisation komplexer, eigendynamischer Systeme ab. In dieser Perspektive erscheint der behinderte Mensch als ein nicht deterministisches (operational geschlossenes) System auf biologischer und sozialer Ebene, welches, aufgrund seiner Eigengesetzlichkeit, sich der unmittelbaren pädagogischen Verfügbarkeit prinzipiell entzieht. Auf die Ermöglichung von Entscheidungsautonomie und die Nutzung von Wahlfreiheiten in zentralen Belangen des Alltags z.B. beim Wohnen weist Niehoff (vgl. 1994, S. 186) hin.

Diese kurzen Beispiele zeigen einige Begründungsgrundlagen mit Bezug zum behinderten Menschen auf. Mit dem emanzipatorischen Aspekt dieser Perspektive verbindet sich der Empowerment-Ansatz Theunissens. Danach wird der Mensch mit Behinderung als „kompetenter Experte in eigener Sache“ respektiert (Theunissen 1997, S. 153). Entgegen der Vorstellung einer „erlernten Bedürfnislosigkeit“ (S.162), wird der Prozess betont, die eigenen Kräfte, Fähigkeiten und Ressourcen wieder zu nutzen. Die Regiekompetenz soll sich dabei von der Betreuung hin zum behinderten Menschen selber verlagern. In der Konsequenz geht damit eine Neubestimmung der helfenden Beziehung als Form der Unterstützung einher, wie sie in der Fachliteratur unter dem Stichwort „Assistenz für Menschen mit geistiger Behinderung“ oder „Menschen mit geistiger Behinderung als Nutzer von Hilfeleistungen“ kontrovers diskutiert wird. Mit dem Empowerment-Konzept geht ein entsprechendes Verständnis individueller lebenslanger Entwicklung unter den Bedingungen der jeweiligen sozialen Umwelt bzw. Lebenssituation des Menschen einher (vgl. Mahnke 2000, S. 40).

Einschränkend ist allerdings zu berücksichtigen, dass ‚Selbstbestimmung‘ nicht als absoluter, sondern stets als ein relativer Begriff aufzufassen ist (vgl. Niehoff 1994, S. 190). Alle Menschen sind in Strukturen eingebunden, in denen gewisse Handlungs-

möglichkeiten vorgegeben werden. Darüber hinaus werden Menschen mit sog. geistiger Behinderung in der Regel grundsätzlich auf ein hohes Maß an Unterstützung oder wie Hahn (1994, S. 87) es formuliert auf „ein lebenslanges ‚Mehr‘ an sozialer Abhängigkeit“ angewiesen bleiben. Auf den Aspekt der sozialen Genese bzw. Habitualisierung von Bedürfnissen und der damit einhergehenden weiteren Relativierung des Selbstbestimmungskonzepts soll an dieser Stelle nur hingewiesen werden.

Unter dem Normalisierungsprinzip versteht Thimm in Anlehnung an den dänischen Juristen Bank-Mikkelsen, dass es geistig behinderten Menschen ermöglicht werden soll, „ein so normales Leben wie möglich“ (1984, S. 2) führen zu können. Eine entsprechende Formulierung ist im skandinavischen Fürsorgegesetz bereits Ende der fünfziger Jahre zu finden. Theoretische Aufarbeitungen und Ansätze der praktischen Umsetzung des Normalisierungsprinzips kommen in Deutschland erst Jahrzehnte später auf. Als theoretischer Vorreiter wird hierzu in erster Linie Thimm angeführt (vgl. dazu Beck et al. 1996). Entstanden sind die Anfänge dieser Bewegung ursprünglich in Skandinavien aus der Kritik am traditionellen Fürsorgesystem, in dem behinderte Menschen unter zum Teil unwürdigen Lebensverhältnissen in weitgehend abgeschlossen Einrichtungen leben mussten.

Die Forderungen des Normalisierungsprinzips beziehen sich auf eine Trennung zentraler Lebensbereiche. Wie bei der nicht behinderten Bevölkerung auch, geht es darum, „so normal wie möglich“ Arbeit, Wohnen, Freizeit sowie medizinische Versorgung voneinander zu trennen. Daneben werden Konsequenzen wie ein normaler Tagesrhythmus, Alters angemessene Angebote und die Respektierung von Entscheidungen und Bedürfnissen thematisiert. Thimm (1984, S. 25) formuliert zusammenfassend, dass „alle Bemühungen um geistig Behinderte (...) auf die Verwirklichung kulturspezifischer alters- und geschlechtsgemäßer Rollenbeziehungen“ abzielen.

Normalisierung ist folglich als Prozess auf mehreren Ebenen zu verstehen und impliziert grundlegende Erneuerungen im System der institutionellen Behindertenhilfe. Die Umstrukturierungen reichen dabei von sozialpolitischen Aktivitäten, über veränderte Einrichtungskonzeptionen bis zur Ebene der pädagogischen bzw. therapeutischen Praxis. Thimm konstatiert, dass mit entsprechendem Ansatz in der Konsequenz „radikale Veränderungen im gesellschaftlichen Umgang mit geistig Behinderten“ (1984, S. 18f.) verbunden sind (interaktionistisches Paradigma in der Behindertenpädagogik). Die Dimension des Sozialen bzw. die Thematisierung der sozialen

Bedingtheit von Behinderung (im Gegensatz zum medizinisch-individualtheoretischen Modell) gerät beim Normalisierungsansatz in den Fokus. Der eingeschränkten gesellschaftlichen Teilhabe und der Erschwerung sozialer Beziehungen gilt es dabei entgegenzuwirken (vgl. Beck et al. 1996, S. 9ff.). Partizipation zielt auf veränderte Austauschprozesse des behinderten Menschen mit seiner sozialen und materiellen Umwelt, welche andere, d.h. symmetrische Kommunikations- und Interaktionsformen, beispielsweise gegenüber professionellen Helfern, mit einschließen. Aspekte des Normalisierungsprinzips wie die oben genannte Selbstbestimmungsförderung oder die normalisierungsnahe Gestaltung von Unterstützungsleistungen für behinderte Menschen zeigen sich gegenwärtig in aktuellen Theorie- und Praxismodellen der Behindertenpädagogik, im System der Behindertenhilfe sowie als sozialpolitische Leitlinie. Auf rechtlicher Ebene ist der Aspekt der Gleichstellung im SGB IX gesetzlich verankert. Die Bedeutung des Normalisierungsprinzips als Leitformel und Reformkonzept zeigt sich konkret in der sonderpädagogischen Diskussion um die integrative Beschulung behinderter Kinder (vgl. Thimm 1992, S. 283). Die Teilhabe an gesellschaftlicher Normalität und die Ermöglichung gleicher Lebensbedingungen lassen auch den Blick auf das Alltagsgeschehen und die Lebenssituation behinderter Menschen und ihrer Familien zu. Für Thimm heißt dies, dass das System der Hilfen auf die „alltäglichen Lebensbedingungen“ (ebd.) ausgerichtet werden soll, und zwar orientiert an „alters- und alltagsspezifischen Lebensvollzügen“ (ebd.) Nichtbehinderter. Dass das Normalisierungsprinzip fälschlicherweise als Anpassungsaxiom an gesellschaftliche Normalisierungsstandards bzw. als „Normalmachen“ behinderter Menschen missverstanden werden kann, konstatiert Thimm selber (vgl. 1992, S.287).

1.3 Ablösungs- und Übergangssituationen bei Jugendlichen mit sog. geistiger Behinderung

Um die Bedeutung der Lebensphase, in der sich die interviewten jungen Männer befinden, aufzugreifen, werden einige grundlegende Aspekte des Ablösungsprozesses von der Familie und des biographischen Übergangs in die erwachsene Selbständigkeit angeschnitten. Von standardbiographischen Passagen abweichende Ablösungs- und Übergangsformen Jugendlicher mit sog. geistiger Behinderung werden dem ge-

genübergestellt. Auf dieser Basis ergeben sich Vergleichsmöglichkeiten und Kontrastierungsgrundlagen.

Zunächst grundlegende Überlegungen zum Ablösungsgeschehen: Die Jugend gilt als Lebensphase in der innerhalb weniger Jahre sich Veränderungen der körperlichen, geistigen, emotionalen und sozialen Entwicklung abspielen, die das Kind zum Erwachsenen werden lassen (vgl. Hurrelmann u. a. 1985). Distanzierungs- und Ablösungsprozesse Jugendlicher von ihrer Herkunftsfamilie sind für die Jugend als Lebensphase kennzeichnend und gehören zur normalen Entwicklung (vgl. dazu Schäfer 2001, S.111). In der Jugendsoziologie wird auf die äußeren Bedingungen des Ablösungsprozesses vom Elternhaus hingewiesen (ermöglicht durch gesellschaftsstrukturelle Rahmenbedingungen). Unterschiedliche Verlaufsformen bzw. Bedeutungen ergeben sich im Hinblick auf verschiedene sozioökonomische, psychische sowie Umfeldbezogene Faktoren und Ressourcen. Darunter fallen gleichermaßen die elterlichen Einstellungen bzw. Verhaltensweisen dem Adoleszenten gegenüber, die den Ablösungsprozess mitformen. Ganz allgemein zeigen der Entwicklungsprozess des Jugendlichen und die in der Regel festgelegte Lebenssituation der Eltern gegenläufige Tendenzen. Daraus resultierende Spannungen und Konflikte bzw. die Art und Weise damit umzugehen, werden je nach Beziehungsstruktur zwischen Eltern und Kind individuell (je nach Bindungsmuster) aber auch in Abhängigkeit des sozialen Kontexts oder Milieus verschieden erlebt und verhandelt. Auf der psychologischen Ebene beinhaltet der Ablösungsprozess, grundlegend für Eltern Veränderungen des Vertrauten und ist meist verbunden mit Angst und Ungewissheit vor dem Neuen.

Auch die Lebenssituation von Eltern geistig behinderter Kinder wird in der Fachliteratur thematisiert. Fischer (vgl. 1999, S. 283) zeigt dass, das Erwachsenwerden für Jugendliche mit einer sog. geistigen Behinderung, aufgrund ihrer sozialen Abhängigkeit und der damit verbundenen engeren Bindung, der Tendenz nach erschwert wird. Lempp (vgl. 1996, S. 33) macht bezüglich der puberalen Ablösung bei behinderten Jugendlichen darauf aufmerksam, dass die Ängste der Eltern hier ungleich größer ausfallen als bei Nichtbehinderten. Zudem zeigt er, dass hier Schuldgefühle eine Rolle spielen können, da oftmals kein Übergang in die soziale Selbständigkeit erfolgen kann, sondern die Fürsorge, wie bei der Heimunterbringung, auf professionelle, jedoch fremde Helfer übertragen wird (Machtabgabe). Die psychologische Hemmung beim Ablösungsprozess liegt jedoch häufig auf beiden Seiten, weshalb die Trennung vom Elternhaus nicht selten lange hinaus geschoben wird. Die Ängste der Eltern be-

gründen sich darauf, inwieweit das eigene Kind in der Lage sein wird, sich selbstständig im Leben zu bewähren. Auch beim behinderten Jugendlichen kann ebenfalls die (übertragende) Angst vor Selbstständigkeit entstehen. Die Vollversorgung und Fürsorge mit allen Bequemlichkeiten zuhause stehen einer Ablösung zudem entgegen. Dennoch ist auf der anderen Seite das Bedürfnis nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit wie bei Nichtbehinderten auch gegeben. Anzunehmen ist, dass widersprüchliche Bedürfnisse hinsichtlich der Loslösung zu einer Ablösungskrise führen können. Komplizierte Formen kann die Situation dann annehmen, wenn Eltern aus Sorge mit extremer Überängstlichkeit reagieren. Auch ist die Entwicklung einer symbiotischen Beziehung zwischen der Mutter und behindertem Kind möglich (vgl. Lempp 1996, S. 32). Wobei in der Konsequenz negative Auswirkungen auf das Beziehungssystem innerhalb der Familie anzunehmen sind. Entwicklungsrückstände in der psychosozialen Entwicklung, die zu einer Aufrechterhaltung der Hilfsbedürftigkeit beitragen, führen bei den Eltern zu einer Hemmung, die Selbstständigkeit weiter zu fördern, so Lempp (ebd.). Es besteht dann keine Veranlassung der Eltern, ihr Kind selbständiger werden zu lassen, da es, nach elterlicher Perspektive, sowieso nicht die soziale Reife erlangen wird. Dennoch lassen sich erfahrungsgemäß auch andere Verlaufsformen des Ablösungsprozesses aufzeigen, in denen beispielsweise das behinderte Kind aufgrund ausbleibender Akzeptanz der Eltern außerhalb seiner Familie betreut wird. Somit lässt sich zeigen, dass die Voraussetzungen für die Ablösung behinderter Jugendlicher in psychologischer Sicht grundsätzlich als erschwert einzuschätzen sind.

Traditionell setzt mit dem Ablösungsgeschehen Jugendlicher von ihrer Herkunftsfamilie der Übergangsprozess ins Erwachsenenleben ein. Diese Lebensspanne ist zu meist durch ein mehrdimensionales Veränderungsgeschehen gekennzeichnet, in dem neben den biologischen Umstellungen des Organismus sozial vorgegebene normierte Anforderungen bzw. Altersnormierungen auslösend und anpassend wirken (vgl. Olbrich 1990, S. 125ff.). Der Prozess des Übergangs Jugendlicher und junger Erwachsener beinhaltet Veränderungen ihrer Lebenssituation über vielfältige soziokulturell bzw. institutionell gerahmte Verlaufsformen. Neben Übergänge in Arbeit als Teilaspekt des Erwachsenwerdens lassen sich die Aspekte Ablösung und Auszug von der Herkunftsfamilie, Partnerschaft bzw. Sexualität und eigene Familiengründung sowie die eigene Lebensstilformung anführen.

Heute gewinnen zunehmend die aktive Gestaltung und die Offenheit der eigenen Übergangsbio-graphie, in Form entstandardisierter und nichtlinear verlaufender Übergänge, an Bedeutung. Der zunehmenden (Beschäftigungs-) Unsicherheit stehen gleichzeitig Gestaltungsspielräume gegenüber, die jedoch kaum von bildungsbenachteiligten jungen Menschen bzw. Sonderschulabgängen genutzt werden können (vgl. Walther 2000, S. 17, 59). Die Übergangsphase in die volle gesellschaftliche Integration wird verlängert (längere Ausbildungszeiten, Jugendarbeitslosigkeit etc.) und die soziale Abhängigkeit von der Herkunftsfamilie bleibt länger fortbestehen. Walther (vgl. 2000, S. 58ff.) konstatiert diesbezüglich einen Yo-yo-Effekt als neue Lebensform junger Erwachsener, die sich zwischen Jugend und Erwachsensein bzw. zwischen Autonomie und Abhängigkeit bezogen auf verschiedene Lebensbereiche hin und her bewegen. Gleichmaßen sind die Bewältigungsanforderungen im Jugendalter gestiegen. Die verschärfte Anforderungssituation ergibt sich aus Individualisierungsprozessen, die zu Unübersichtlichkeit, Entscheidungszwängen und Risiken führen können (vgl. Beck 1986). Bürmann (vgl. 1996, S. 186) zeigt, dass die Jugendphase durch widersprüchliche Anforderungen gekennzeichnet ist. Auf der einen Seite sind Jugendliche heute in vielen Bereichen, die ihren Lebensstil betreffen, früher selbstständig als ihre Elterngeneration (Konsum, Freizeitverhalten, Sexualität, eigenes Wohnen), auf der anderen Seite verbleiben sie länger in ökonomischer Abhängigkeit von ihrer Herkunftsfamilie (Statusinkonsistenz).

Die Übergänge Jugendlicher mit sog. geistiger Behinderung in die Erwachsenen-sphäre unterscheiden sich vergleichsweise von derartigen normalbiographischen Varianten. In der Regel bleibt eine hohe soziale Abhängigkeit (vgl. Hahn 1994) über die Jugendphase hinaus fortbestehenden (konstitutiv). Auch äußere Gründe oder markante Punkte, die das Ablösungsgeschehen von der Herkunftsfamilie vorantreiben, finden sich weit weniger. Die thematisierte psychologische Hemmung, infolge dieser Bezüge, verstärkt die Schwierigkeit bzw. Verzögerung des Trennungsprozesses (im Extremfall Infantilismus). Übergänge ins Erwachsensein im Sinne der oben genannten Aspekte sind erfahrungsgemäß stark erschwert oder nicht möglich, da die Bedingungen der Selbstversorgung und Unabhängigkeit in sozialer und ökonomischer Hinsicht ausbleiben. Übergänge aus der Familie erfolgen zumeist auch gegenwärtig noch in institutionalisierte bzw. von außen festgelegte, behindertenspezifische, Lebensformen und -entwürfe (Werkstatt, Wohnheim, organisierte Behinderten-

freizeit etc.). Inwieweit hier von einem Übergang ins Erwachsenenleben gesprochen werden kann steht gerade, was den Einzelfall angeht, zur Diskussion.

Unter der Perspektive der Selbstbestimmungs- und Normalisierungsdiskussion scheinen jedoch Übergänge in normalisierte Lebensformen und die von behinderten Menschen teilweise selber formulierten Forderungen nach selbst gewählten, lebensweltbezogenen und altersgemäßen Angeboten mit entsprechender Begleitung realisierbarer. Mit der Einbindung bzw. sozialen Integration behinderter (bzw. behindert werdender) Menschen in gesellschaftliche Normalität (Arbeit, Wohnen, Partnerschaft etc.) im Sinne Thimms erscheint erst die Übergangsthematik relevant, da die Annäherung an normalbiographische Lebenswege erwachsener Menschen möglich wird. Soweit einige grundsätzliche Gedanken. Die Übergangssituation der von mir in den Betriebspraktika und am Berufseinstieg begleiteten jungen Männer stellt sich folgendermaßen dar: Der unterstützte Übergang durch das Modellprojekt während und den Integrationsfachdienst nach der Schulzeit in die betriebliche Realwelt entspricht dem Übergang in Arbeit als Teilaspekt bzw. Teilintegration in die Erwachsenenwelt Nichtbehinderter mit zusätzlichen Unterstützungsleistungen bei der Einarbeitung. Geht man jedoch von der Vielschichtigkeit der Lebensbezüge der jungen Männer aus, bleibt offen wie sich andere Lebensbereiche, in Wechselwirkung, zu dem Teilübergangsphänomen verhalten. Auch ist fraglich, ob und ggf. wie andere Übergangsfacetten (Auszug, Partnerin etc.) realisiert werden und in Beziehung zur beruflichen Integration stehen. Zu bedenken ist, dass die oben thematisierte höhere soziale Abhängigkeit der jungen Männer im Betrieb und von ihrer Familie nicht aufgehoben sein wird. Von daher leuchtet die Erweiterung der Perspektive um die Lebenssituation bzw. Lebensgeschichte der Jugendlichen und ihres sozialen Kontexts über den berufsbiographischen Aspekt hinaus ein, um den Fokus auf die Bedingungen des Erwachsenwerdens richten zu können.

1.4 Biographischer Zugang zur Übergangssituation

Mein Vorhaben die Übergangsphase der jungen Männer in Bezug auf ihre Biographie zu beleuchten erscheint in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich.

Als Vorteil und Zielperspektive der Biographieforschung formuliert Fuchs-Heinritz (vgl. 1998, S. 7), „dass sie Einblicke in die Komplexität der sozialen Wirklichkeit ge-

ben kann, die in Begriffen und Theorien nicht mehr (anschaulich) präsent ist. Darin kann auch eine theoriegenerierende Kraft liegen.“

Biographische Forschung setzt an der Lebensperspektive derjenigen an, die eigene Lebensbeschreibungen liefern (vgl. Fuchs-Heinritz 2005, S. 9, 79f., 119). Der subjektive Blickwinkel bzw. die Darstellung der eigenen Lebenserfahrung lässt die individuellen Besonderheiten (und den Sinn), in diesem Fall die spezifischen Übergänge, so die Annahme, deutlich werden. Das heißt, den in dieser Arbeit behandelten Übergangsverläufen, die anscheinend jenseits „normalbiographischer“ Passagen Nichtbehinderter und institutionalisierter „Geistigbehindertenlebenswegen“ liegen, gilt es in ihrer Besonderheit aus der Wahrnehmungs- bzw. Erlebnisperspektive der betroffenen Jugendlichen und ihrer Elternteile auf empirischem Weg nachzugehen. Damit ist zugleich der Unterschied zum Lebenslauf thematisiert: Gegenstand biographischer Forschung sind gerade subjektiv wahrgenommene und erinnerte Lebensaspekte bzw. Deutungen und Sinnkonstruktionen (im Gegensatz zu objektiven Daten oder Ereignissen des Lebenslaufs).

Bei einer Bedeutungszunahme von Übergängen bei sog. geistig behinderten Jugendlichen, wie hier durch die Teilnahme an einem Modellprojekt zur Integration initiiert, erscheint die Frage, ob bzw. inwiefern ein voll integrierter Erwachsenenstatus und damit ein „echter“ Übergang, unter zur Kenntnisnahme der geschilderten fortbestehenden hohen sozialen Abhängigkeit und der möglichen Ablöseproblematik von der Familie, erreichbar ist. Die im Titel der Arbeit formulierten „biographischen Umbrüche“ sind gerade im Hinblick auf das abrupte Eintauchen in das normale Teilübergangssystem der Arbeitswelt zu verstehen. Dass es sich hierbei, der theoretischen Überlegung nach, ohne die Fälle vorwegzunehmen, um gefährdete bzw. riskante Übergangsformen handeln wird, ist anzunehmen.

Zurück zur biographischen Methode: Ausgehend von der Prämisse, dass bei der sozialwissenschaftlichen Perspektive bzw. biographischen Vorgehensweise ein differenziertes Bild der Lebenssituation behinderter Menschen entstehen soll, ist die Lebensgeschichte in ihrer Eingebundenheit in die, oben zitierte, „Komplexität der sozialen Wirklichkeit“ zu ergründen. Gerade beim Einblick in Lebensgeschichten fernerer Sozialmilieus wie bei J. ist das Erschließen des sozialen Lebenshintergrundes bzw. der Sozialwelt Bedingung für die Verstehensgrundlage des Interviewers (vgl. Fuchs-Heinritz 2005, S. 129ff.). Für die Gestaltung der Übergänge (nicht bloß auf den Teilaspekt Arbeit reduziert) erscheint die Erfassung der biographischen Spielräume der

Jugendlichen bedeutsam. Da die soziologische Biographietheorie von der sozialen Konstitution des Subjekts ausgeht, stehen neben der zeitlichen Dimension (Lebensspanne) das soziale Milieu und die Herkunftsfamilie der jungen Männer im Fokus. Um die Bedingungen von Milieu und Familie im Hinblick auf die Lebensführung bzw. lebensgeschichtliche Bedeutung, auch in ihrer möglichen Widersprüchlichkeit, deutlicher herausarbeiten zu können, wird neben den Jugendlichen auch jeweils ein Elternteil zur Lebensgeschichte ihres Kindes parallel interviewt. Über den engen thematischen Bereich, d.h. biographisch bedeutsame Optionen für den Übergang, hinaus wird der Hintergrund, also Gesamtdarstellung der Lebensgeschichte, mitgeschildert. Erst dadurch können unter anderem Lebenspläne oder Zukunftsentwürfe in Beziehung zu früheren Lebensereignissen gesetzt werden und sind (sich) wiederholende Muster in der Lebensführung der Jugendlichen und ihrer Familien erkennbar. Fuchs-Heinritz (vgl. 2005, S. 141) erklärt diesbezüglich, dass Einstellungen oder Motivationen erst aus dem Gesamtkontext des bisherigen Lebenslaufs verstehbar werden. Anders gewendet (unter Bezug auf Schütze), zeigt es sich, dass Handlungslinien früherer biographischer Situationen die späteren bestimmen. Dabei werden Handlungs- oder Prozessstrukturen bzw. Ablaufformen der Lebensgeschichte rekonstruierbar. Varianten der Lebensverlaufsformen verdeutlichen unterschiedliche biographische Wege, die kontrastierbar und bilanzierbar sind.

Zur sonderpädagogischen Relevanz biographischer Methoden lässt sich anführen, dass die Ausrichtung auf Einzelfallgeschichten, individuelle Handlungen bzw. die alltägliche Lebensbedingungen im Milieugefüge behinderter Menschen verstehbarer macht und sich damit „Erfahrungskomplexe vom Inneren heraus erschließen“ (Fuchs-Heinritz 2005, S.132) lassen. Dabei ist ein umfassenderer Einblick in die von den Betroffenen formulierten Bedürfnislagen möglich.

Die Herangehensweise biographischer Forschung an das Feld erfolgt über die Durchführung von Einzelfallstudien. Die am häufigsten verwendete Methode der Datenerhebung dabei ist das narrative Interviewverfahren.

1.5 Das narrative Interview als Erhebungsverfahren

Das narrative Interviewverfahren gilt als besonders prädestiniert für Anwendungen in der Lebenslauf- und Biographieforschung, da hierbei die befragten Subjekte selber

zur Sprache kommen und eigene Bedeutungsstrukturen ihrer Lebensgeschichte zum Ausdruck bringen können (vgl. Lamnek 1995).

Das narrative Interview stellt eine Variante oder ‚Spezialform‘ (Lamnek) qualitativ orientierter Interviews dar. Entwickelt und fundiert wurde diese Vorgehensweise bzw. Technik vom Bielefelder Soziologen F. Schütze. Der Grundgedanke des narrativen Interviews, in Anlehnung an diesen, ist folgender: Der Zugang zu subjektiven Erfahrungswelten der Interviewpartner kann über deren freie Erzählung eröffnet werden. Das Selbsterlebte wird dabei als Geschichte zusammenhängend geschildert (vgl. Lamnek 2002, S. 180; Flick 2002, S. 146). Bei dieser Interviewform handelt es sich um eine schwach normierte Methode, bei der der zu Befragende, mit Ausnahme der Eingangsfrage als Erzählstimulus, nicht mit standardisierten Fragen konfrontiert wird (vgl. Mayring 1999, S. 54ff.). Gemäß der Überlegung, dass allein der Erzählende Experte für die Schilderung der Ereignisse und Handlungen ist, werden ihm somit der Aufbau und die Strukturierung der Erzählung überlassen. Entsprechend animiert der Interviewer zum freien Erzählen und hält sich sonst jedoch zurück.

Die hier geschilderte Verfahrensweise gilt als Methode auf sprachlicher Basis Zugang zur Biographie des Interviewten zu erhalten. Erzählungen repräsentieren Erfahrungen der Alltagskonversation mit festen Strukturen. Der Konzeption des narrativen Interviews liegt die theoretische Prämisse zugrunde, dass die in den Narrationen rekonstruierten Erlebnisse und Erfahrungen strukturell dem faktischen Handeln nahe stehen und folgen. Lamnek (1995, S. 71) konstatiert dazu, dass durch Erzählungen „die Orientierungsmuster des Handelns“ erkennbar werden und diese weiter „retrospektive Interpretationen des Handelns“ beinhalten und sich somit subjektive Bedeutungsstrukturen im freien Erzählen entfalten. Zudem setzt das Verfahren den Erzählenden beim Generieren seiner Narration auch aus Gründen der Plausibilität in einen „starken Zwang zur realitätsgetreuen Rekonstruktion vergangener Ereignisse“ (S. 73) bei seiner Darstellung, ohne den Druck vom Interviewer ausgehen zu lassen.

Soweit die theoretische Einordnung. Bevor auf die Durchführungsphasen in Anlehnung an Lamnek und ergänzend dazu auf meine eigenen Erfahrungen diesbezüglich eingegangen wird, soll der Umstand, dass hier Jugendliche mit sog. geistiger Behinderung nach diesem Verfahren interviewt werden, aufgegriffen werden.

Bei (standardisierten) Befragungen von Menschen mit sog. geistiger Behinderung werden in der Fachliteratur grundlegenden Schwierigkeiten und Evaluationsprobleme genannt, wie das Problem der Zustimmungstendenz bei Erhebungen im institutionel-

len Kontext, paradoxe Aussagen zur subjektiven Zufriedenheit oder gering ausgeprägte narrative Kompetenzen etc. (kritisch dazu: vgl. Hagen 2002, S. 293ff.). Meine Erfahrungen mit meinen Gesprächspartnern sind anderer Art (wobei hier auch keine standardisierte Befragung vorgesehen ist): Aufgrund der mehrmonatigen Kooperation mit den beiden jungen Männern im Rahmen der Praktikabegleitung konnte ich mir über deren Verstehens- und Erzählkompetenz bereits im Vorfeld einen Eindruck verschaffen. Von Schwierigkeiten mit dem Interviewverfahren und bei der Annäherung an deren individuelle Erfahrungswelten bzw. Sinnkonstruktionen ist nicht zu ausgehen. Vielmehr scheint die Reflexionsfähigkeit der beiden jungen Männer im Zusammenhang mit ihren betrieblichen Erfahrungen deutlich erweitert worden zu sein. Dennoch ist von anderen Kommunikationsbedingungen als bei den Elterninterviews auszugehen. In welchem Umfang Jugendliche, unabhängig von Behinderung, ihre bisherige Biographie sowie die eigenen Lebensverhältnisse reflektieren, ist ungewiss. Zudem ist unklar, inwiefern Spontanerzählungen über den Gesprächseinstieg bzw. Eingangsstimulus hinaus durchgehalten werden. Aus diesem Grund wird ein Interviewleitfaden mit Themenbereichen zu Lebensstationen bzw. -themen, allerdings kein Leitfadeninterview, konstruiert (s. Anhang I). Die möglichst offen gehaltenen Fragen (insofern meinerseits keine weiteren spontanen Verständnisfragen aufkommen) dienen nicht nur im Bedarfsfall als Gesprächsanregung für die Interviewpartner (auch bei den Elternteilen), sondern decken Lebensbereiche ab, die als übergangsrelevant eingeschätzt werden. Zudem stellen sie für mich eine thematische Überblickshilfe dar.

Zur Interviewdurchführung: Der Interviewablauf lässt sich nach Lamnek (vgl. 1995, S. 71f.) idealtypisch in fünf Phasen unterteilen, die ich hier knapp zusammenfasse und mit meinen Erfahrungen bei der Befragung vergleiche bzw. ergänze.

Die erste Phase wird als Erklärungsphase bezeichnet. Der Interviewte wird zunächst über die Bedeutung bzw. Funktion der Erzählung im Interview aufgeklärt. Außerdem werden technischen Modalitäten erläutert. Neben den Erklärungen zu den Interviewregeln hat der Interviewer auch die Aufgabe für eine vertrauensvolle und kollegiale Atmosphäre während der Aufzeichnung zu sorgen, in der der Befragte möglichst die Bereitschaft entwickeln soll, sich zu öffnen, so Lamnek.

Ich beziehe mich zunächst auf den letzten Gesichtspunkt. Da ich beide befragten Jugendlichen zum Zeitpunkt des Interviews bereits über einen längeren Zeitraum im

Rahmen meiner Arbeit kenne und mit ihnen bereits persönliche Gespräche geführt habe, ist der Aspekt der Vertrauensherstellung in diesem Fall nicht gegeben. Dennoch ist bei dem Jugendlichen J. anfangs die Bereitschaft, sich im Interview zu äußern und das Gespräch auf Band aufzeichnen zu lassen von Skepsis begleitet. Bei B. ist die Begeisterung, sich interviewen zu lassen, schnell aufgekommen. Er kennt das Verfahren bereits. Auch die befragten Elternteile sind bei Anfrage zum Interview verfügbar und zu Beginn der Interviewsituation bereit für ein offenes Gespräch. Abweichend vom „Normalablauf“ des narrativen Interviews, bei dem, dem Interviewer der Befragte in der Regel nicht näher bekannt ist, ist hier der Umstand gegeben, dass die Jugendlichen mir Ausschnitte aus ihren Lebensgeschichten bereits geschildert haben. Für die beiden jungen Männer stellt diese Konstellation jedoch kein Hindernis dar, sie systematischer nach ihrem Lebensweg zu befragen. Bei allen Interviews wurde zu Beginn mein Interesse an der Lebensgeschichte der jungen Leute bzw. der des Kindes geäußert und auf den Aspekt des Schulendes und des Übergangs in die Arbeitswelt hingewiesen. Zudem habe ich auf den Kontext, d.h. mein Diplomarbeitsthema hingewiesen (s. Anhang I). Technische Modalitäten bzw. das Ablaufgeschehen sind kein Gesprächsgegenstand gewesen. Beim Interview mit Herrn C. (Vater von J.) stellt sich heraus, dass diesem die Interviewregeln weniger bekannt sind. Allerdings kann nach kurzer Klärung das Interview ohne Hindernisse durchgeführt werden. Beim Interview mit J. tauchte seinerseits die Frage nach und die Vergewisserung der Anonymisierung auf.

Die zweite Phase stellt, Lamnek zu folge, die Einleitung dar. Die zu Beginn des Interviews gestellte, möglichst offen gehaltene Eingangsfrage, mit der das Thema eröffnet wird, hat erzählgenerierende Funktion. Der Interviewpartner wird aufgefordert eine Geschichte zu einem bestimmten Thema zu erzählen.

Wie dem Interviewleitfaden zu entnehmen ist, habe ich sowohl die Jugendlichen als auch die Eltern nach Erinnerungen aus der frühen Kindheit (ihres Kindes) befragt, in der Annahme, dass die Interviewpartner ihre Lebensgeschichten entfalten. Bei den beiden jungen Männern zielt die Einstiegsfrage konkret auf die Kindergartenzeit, ohne die Frage nach der Sicht auf die Entwicklung. Ohne die Inhalte der Interviews hier aufzugreifen, hat sich Erzählstimulus bei allen Befragten als narrationsgenerierend erwiesen.

Die dritte Phase ist die eigentliche Erzählphase. Der Interviewer unterbricht in dieser Zeit der Durchführung der Präsentation nicht. Er nimmt die Rolle des interessierten

Zuhörers ein und unterstützt den Erzähler unter anderem durch aufmunternde non-verbale Zeichen (Kopfnicken) und signalisiert, ohne nachzufragen oder zu kommentieren, seine Aufmerksamkeit.

Hier zeigen sich bei den Jugendlichen Unterschiede zum idealtypischen Ablauf.

Während bei den Elterninterviews wenige Impulse und Nachfragen von meiner Seite aus eingebracht werden und die nicht angeschnittenen Themenbereiche meines Leitfadens nur bei Pausen oder Unterbrechungen ergänzend aufgenommen werden, zeigt sich bei den Jugendlichen kein so deutlicher Lauf. Meine Fragen werden von ihnen aufgegriffen, allerdings, gerade zu Interviewbeginn, ohne einen weiteren spontanen Erzählimpuls folgen zulassen, mehr in einer Art Frage-Antwortschema beantwortet. Durch Aufgreifen und genaueres Nachfragen („Wie kam es, dass...“) zu einzelnen Aspekten gestalten sich die Gesprächsverläufe dann flüssiger. Die Schwierigkeit und Gefahr bei Gesprächspausen bzw. aufgrund meines Interviewvergleichsvorhabens, den Themenleitfaden bloß „abzuarbeiten“, und damit kein „echtes“ Gespräch zustande kommen zulassen erweist sich als größer als zuvor vermutet. Es zeigt sich, dass das Anknüpfen an die Bedeutungsstrukturen der Jugendlichen, insbesondere initiiert durch eben dieses Nachfragen bei Gesprächspausen während der Erzählphase, entgegen der von Lamnek aufgezeigten Durchführungsweise, in diesen Fällen (!) den Gesprächscharakter bzw. Erzählaufbau hervorbringt.

Die vierte Phase gilt als Nachfragephase. Falls notwendig kann der Interviewer jetzt offen gebliebenen Fragen, Unklarheiten oder Ungereimtheiten ansprechen.

Bei allen vier von mir geführten Interviews, die jeweils etwa eine Stunde dauern, wurden offen gebliebene Fragen in den Gesprächspausen aufgegriffen. Darüber hinaus hat sich der Themenleitfaden als brauchbares Hilfsmittel erwiesen. Beide Jugendliche haben nach den Gesprächen zudem recht erschöpft gewirkt. Auch haben sich auch keine gravierenden Unklarheiten oder Unplausibilitäten in diesen Fällen ergeben.

Zum Schluss wird von Lamnek die Bilanzierungsphase genannt. Gemeinsam mit dem Interviewten besteht hier, nach Abschluss der Erzählung, die Gelegenheit eine Bilanz der Geschichte zu entwickeln oder zu erörtern. Direkte Fragen nach den Motiven und Absichten sind an dieser Stelle angebracht.

Diese abschließende biographische Reflexionsarbeit ist in meinem Fall ausgeblieben. Zu fragen ist jedoch, ob eine gemeinsame Nachbesprechung mit den jeweiligen

Gesprächspartnern zusammen im Rahmen einer Auswertung und Rückmeldung der Darstellung auch alternativ stattfinden kann.

Zusammenfassend zeigt sich, dass der Durchführungsverlauf der (offenen) Gesprächsführung nach Lamnek im Einzelfall sinnigerweise abweicht bzw. die Vorgehensstruktur beim Interviewstil verlässt.

1.6 Vorgehensweise bei der Auswertung der Interviews

Bei der Auswertung der Interviews orientiere ich mich an der Vorgehensweise bzw. den Arbeitsschritten des Schweizer Soziologen Martin Schmeisers (vgl. 2003).

Die hier eingeschlagene Methode fallorientierten Arbeitens besteht darin, die vier transkribierten Interviews zu jeweils zwei Fallstudien zusammenzutragen. In Form biographischer Anamnesen werden zunächst der Lebensweg und die Lebenssituation der jungen Männer an Hand des Interviewmaterials beschreibend, nicht bewertend, nachgezeichnet. Zum genaueren Verständnis der anamnetischen Arbeitsweise, wird die kasuistische Methode Schmeisers unten vorgestellt. Daran anschließend werden als Ausgangsbasis die biographischen Anamnesen der interviewten Jugendlichen geschildert. Der anschließende Schritt beinhaltet die Interpretation der Anamnesen und Interviews nach bestimmten für das Thema relevanten Kriterien. Dazu werden analytische Kategorien zu einzelnen Interview- bzw. Anamneseabschnitten gebildet. Daraufhin gilt es, als Teil der Analysearbeit spezifische Muster in der biographischen Entwicklung im Hinblick auf die biographische Übergangssituation zu deuten und die Fälle zu kontrastieren.

Auch in technischer Hinsicht schließe ich mich bei der Erstellung der Anamnesen und der darauf folgenden Fallanalysen dem Autor an: Die wörtliche Sprache der Fälle ist durch Anführungszeichen gekennzeichnet.

Verschlüsselungen bzw. Anonymisierungen der Namen bzw. Orte werden in den von mir erstellten biographischen Anamnesen durch Buchstabenabkürzungen vollzogen.

1.7. Biographische Anamnesen

Unter der biographischen Anamnese ist nach Schmeiser (vgl. 2003, S. 61ff.) eine Methode zur Beschreibung von Lebensverläufen interviewter Personen zu verstehen. Schmeiser nennt dazu fünf Kriterien, die bei der Erstellung zu berücksichtigen sind:

Biographische Anamnesen sollen den gesamten Lebenslauf einer Person möglichst vollständig erfassen (perspektivische Vollständigkeit). Dabei werden neben den faktischen Gegebenheiten im Leben des Interviewten sowie weiterer relevanter Personen auch deren subjektive Intentionen, Vorhaben etc. mit aufgenommen. Daneben gilt es, Informationen zu ausgewählten Aspekten aus den verschiedenen Interviewpassagen zusammenzutragen und abweichende Standpunkte der beteiligten Personen zu verdeutlichen und gegenüberzustellen. Eine soziologische Anamnese greift die Lebensgeschichte nach Möglichkeit detailliert auf, fasst dabei jedoch die transkribierte Interviewfassung letztlich nach bestimmten Gesichtspunkten zusammen und stellt somit eine subjektive Auswahl dar. Der soziale Hintergrund der interviewten Person sollte möglichst präzise erfasst werden. Dieser beinhaltet Informationen über die Familie des Interviewten wie etwa deren Werdegänge. Gleichmaßen fallen auch Erwartungen und Haltungen des sozialen Umfelds dem Interviewten gegenüber darunter.

Ein weiteres Bearbeitungsprinzip biographischer Anamnesen betrifft die dort verwendete Sprache (Sprache des Falls). Es wird, teilweise wörtlich, durch Anführungszeichen markiert, versucht, die in der Erzählung benutzte Sprache zu übernehmen. Bewusst werden vorschnelle Deutungen oder Erklärung über den Fall vermieden. Auch finden hinsichtlich der Beschreibungsvorgänge keine wissenschaftlichen Fachtermini Verwendung. Schmeiser konstatiert dazu wörtlich, dass die „wissenschaftssprachliche Enthaltsamkeit (...) unumgänglich“ (S. 63) sei.

Ein anderer Grundsatz der anamnestischen Vorgehensweise ist die Verwendung des Präsens als Zeitform (Kontinuierliche Gegenwart). Die Lebensgeschichte des Interviewten wird in der Anamnese fortlaufend in der Gegenwart dargestellt. Der Interviewte selber berichtet hingegen zu seinem Leben in der Vergangenheitszeitform und stellt damit Vergangenes als gewesen dar. Die Methode der Anamnese, Vergangenes in die Gegenwart zu transformieren bzw. als Gegenwärtiges zu erzählen, hat, so Schmeiser, den Vorteil, „die kausale Offenheit getroffener Entscheidungen im

Lebensablauf sichtbar werden zu lassen“ (ebd.). In der Fallgeschichte ist diese Vorgehensweise durch Einklammerungen kenntlich zu machen.

Die Erzählform in der Anamnese (Erzählen in der dritten Person) umfasst einen weiteren Aspekt. Die Lebensgeschichte wird danach in der Dritten Person abgefasst. Begründet wird dieses Vorgehen damit, dass auf diese Weise eine Versachlichung bzw. Distanz zur erzählenden Person, mit der sich der Forschende auseinandersetzt, aufgebaut werden kann. Auch hier werden Klammermarkierungen verwendet.

Schließlich nennt Schmeiser als Kriterium das chronologische Darstellungsprinzip (Chronologische Reorganisation). Lebensgeschichtliche Darstellungen folgen grundsätzlich einem zeitlich geordneten Erzählablauf. In der Praxis des narrativen Interviews wird dieser jedoch keineswegs konsequent verfolgt. Die Rechronologisierung bzw. Herstellung einer chronologischen Ordnung des Lebensverlaufs und die systematische Kenntnissnahme der Fakten ist im Hinblick auf das Vertraut werden mit der Lebensgeschichte unumgänglich.

1.8 Fallinterpretationen

Bei der Anfertigung meiner Fallinterpretationen orientiere ich mich weiterhin am methodischen Vorgehen Schmeisers (vgl. 2003, S. 64ff.). Sowohl die Interviewtranskripte als auch die biographischen Anamnesen bilden die anschließenden Interpretationsgrundlagen. Im Unterschied zur Bearbeitungsweise des Schweizer Soziologen werden hier jedoch weitestgehend Ausschnitte aus den Anamnesen zur Deutung herangezogen. Aus arbeitsökonomischen Gründen können die Falldarstellungen (Anamnesen) im Deutungsprozess nicht fortdauernd überarbeitet werden.

Auf dem Fundament der biographischen Anamnese, die die faktische Lebensgeschichte der interviewten Person enthält und die „innere genetische Ordnung des Falls“ (Schmeiser 2003, S. 67) aufweist, wird in einer „sequenzierenden Analysehaltung“ (ebd.) vorgegangen. Innere und äußere Bedingungen im Lebensverlauf werden zueinander in zeitlicher Beziehung gedeutet. Das bedeutet, vorausgehende und nachfolgende Ereignisse werden in ihrem Zusammenhang bzw. in ihrer Kausalität beleuchtet.

Die Herangehensweise an die Fälle erfolgt durch das Aufgreifen, Entfalten und Analysieren einzelner Interview- bzw. Anamnesesequenzen (besonders der Anfangs-

quenzen). Daneben werden auf Grundlage der Interviews bzw. der biographischen Anamnesen analytische oder thematische Kategorien der Lebensgeschichte entlang entworfen, die die Interpretation im Hinblick auf die zugrunde gelegte Fragestellung strukturieren. Zur Interpretationsarbeit zählt die Erfassung und Einflechtung der Ausgangslage hinsichtlich der Optionen, der Familiengeschichte und des sozialen Milieus bzw. der gesellschaftlichen Strukturvorgaben sowie der lebensgeschichtlichen Fakten der Biographieträger und der interviewten Elternteile. Ein Abgleich von objektiven Möglichkeiten und subjektiven Umsetzungen wird somit erkennbar.

2. Praktischer Teil

2.1 Biographische Anamnese B.

B. kommt 1986 in der Universitätsstadt E. auf die Welt. Er ist der Mittlere von drei Geschwistern. Sein Bruder, derzeit Student in der Schweiz, kommt zwei Jahre vor ihm auf die Welt. Seine Schwester, Gymnasiastin, wird 1989 geboren. Der Vater, 56, ist von Beruf Arzt, exakter Radiologe mit eigener Praxis. Die Mutter, 52 Jahre alt, arbeitet als Studienrätin an einem städtischen Gymnasium. Sie unterrichtet die Fächer Biologie und Sport. Die Familie K. wohnt im eigenen Haus in einem ruhig gelegenen Wohnviertel der Stadt, in dem nur wenige „junge Familien“ wohnen. „Die Wohnsituation ist über die [letzten] einundzwanzig Jahre“ unverändert geblieben.

Befragt nach Kindheitserinnerungen berichtet die Mutter: „Mit B. (ist) das Leben ja nie so wie normal, sondern immer ein bisschen anders wie bei seinen Geschwistern.“

Zur Kindergartenzeit von B. führt sie aus, dass die Planung für den geeigneten Kindergarten bereits frühzeitig einsetzt. Die Überlegungen der Eltern B. „zusammen mit seinem älteren Bruder“ in den „evangelischen Kindergarten“ unterzubringen, lassen sich zum Zeitpunkt der Aufnahme nicht realisieren. Alternativ erhält B. einen Platz im „städtischen Kindergarten“ ganz in der Nähe des Wohnviertels der Familie.

Sowohl B. selber als auch seine Mutter beschreiben seine Kindergartenzeit als „schön“. Die Einrichtung sei offen auch für die Aufnahme von „Kindern mit mehr Förderbedarf“. Frau K. berichtet von positiven Erfahrungen. Es sei „ne schöne Zeit für ihn“, betont sie. Geschildert wird zudem der „bessere Schlüssel an Erzieherinnen“, die reduzierte Gruppengröße sowie Förderangebote wie „Sprachtherapie“. Die Anfängliche Befürchtung, B. sei mit so vielen Kindern und dem „Wechsel an Erzieherinnen“ überfordert habe sich nicht bestätigt. Später kommt B.'s jüngere „Schwester in den gleichen Kindergarten“. Die beiden „bewältigen“ den Weg dort hin teilweise schon selbständig.

Bereits in der Vorschulzeit ihres Sohnes gründet Frau K. zusammen mit anderen Eltern geistig behinderter Kinder [zumeist mit Down-Syndrom] eine „Elterninitiative“, um sich für die „Bedürfnisse“ ihrer Kinder einzusetzen. Engagiert für integrative Belange initiiert die Elterngruppe integrative Angebote von der „Krabbelgruppe“ bis zur „Lebenshilfe-Reife mit achtzehn“. So sei auch die integrative Vorschulzeit erst durch die Aktivität der Elterninitiative ermöglicht worden: „Eine Sache die, die EIF [Elterninitiati-

ve] mit ausgehandelt hat mit der Stadt, das hat eigentlich sehr gut funktioniert“, berichtet Frau K.

„Und bei der Schule (fangen) dann die richtigen Probleme erst so knackig an.“

Der Elterninitiative gelingt es die Gründung einer integrativen Grundschulklasse in E. mit voranzutreiben. Das Vorhaben, getragen von einer diesbezüglich offenen Grundschulrektorin, wird jedoch nur in einem einmaligen Durchgang „vier Jahre durch“ realisiert. „Und das hat dann nie wieder geklappt in der Form.“ B. selber kann in die „einzige Integrationsklasse“ letztlich nicht aufgenommen werden. „Da (ist) es halt so, dass wir rausgeflogen sind.“ (...) „Das (ist) brutal und dann trotzdem zusammenzubleiben [mit der Elterninitiative] und das weiter zu verfolgen. Und da (ist) erstmal die Enttäuschung groß“, erklärt Frau K.

Für ihren Sohn erreicht sie nach eigener Aussage zumindest die Aufnahme in eine ausgelagerte Klasse „unter das Dach der Grundschule“. Vom Status her zwar Sonderschüler, „die haben ihre Sonderschullehrerin mitgebracht“, kann B. dennoch zusammen mit drei weiteren Kindern, ebenfalls „Sonderschülern“, „binnen differenziert“ mit 17 Grundschülern zusammen unterrichtet werden. Der Einsatz der kooperierenden Lehrerinnen wird von der Studienrätin positiv hervorgehoben: „Die waren unglaublich kreativ und phantasievoll die Lehrerinnen, toll, also wirklich Hut ab!“

B. wird vier Jahre lang im Rahmen der ausgelagerten Klasse integrativ beschult.

Die nicht zu überwindende „Hürde“ entsteht in der Folgezeit bei dem Versuch, B. auch in einer „weiterführenden Schule“ integrativ beschulen zu lassen.

Frau K. berichtet: „Keine Chance. Das is. Wir ham wirklich uns drei Füße ausgerissen, wir ham gekämpft, alle Gymnasien einbezogen, Fortbildungen organisiert...“

Keines der angefragten Gymnasien kann sich mit der Überlegung letztlich einverstanden erklären. Den Hauptgrund hierfür sieht die Studienrätin beim nicht vorhandenen „politische Wille(n)“ im „Oberschulamt“.

Dennoch kommt es zu „Kooperationen mit Gymnasien“, durch welche, sich „witzigerweise“ die beiden Brüder in der Klasse von F. bei einem integrativen schulischen Sportprojekt begegnen.

Die weitere Schulzeit verbringt B. ab der fünften Klasse in der Schule für geistig Behinderte „Schmalweg-Schule“. Frau K. spricht hinsichtlich der räumlichen Lage der Sonderschule von einer „Ghettosituation“, die „eigentlich schon immer gestört hat“. Die Nichtermöglichung der „soziale Teilhabe“, d.h. „einfach so weit weg von allem“,

führt sie als „größte(n) Nachteil“ hierzu an. Das Ende der Schulzeit als sie „aus baulichen Gründen (...) ausgelagert (sind)“ und damit vorübergehend in der Stadt untergebracht werden, beschreibt die Studienrätin als „sehr gut.“ Den „wunderschönen Neubau“ bewertet Frau K. „ambivalent“. „(Es) ist halt einfach weg vom Fenster.“ „Ganz prima“ findet sie „also alles, was so unternommen wurde, dann so die Schulandheime, Bodensee mal und auf dem Bauernhof...“ „Das Verhältnis zu seinen Lehrern (ist) gut (gewesen). (...) Problematisch (ist), dass es nicht so recht Hausaufgaben gegeben hat.“

Im Freizeitbereich findet sich für B. eine Möglichkeit gemeinsam mit anderen Kindern auch ohne Behinderung die Zeit zu verbringen. „Das Beste, was uns gelungen ist, ist der Zirkus Clarino.“ Das Zirkusprojekt mit „Ausgangspunkt in der Waldorfschule“ wird für ihn bis zu seiner Volljährigkeit zum zentralen Betätigungsfeld. Nach Darstellung von Frau K. eine „wirklich tolle Sache“. „Wertvolle“ Aktivitäten gehen über den rein sportlichen Aspekt hinaus. Mit der Zeit kommen auch seine beiden Geschwister zum Zirkus dazu. „Wir (haben) alle drei drin (gehabt).“ Das Engagement und die aktive Elternmitarbeit sind Teil des Projekts. „Die Eltern müssen ja dann heftig mitarbeiten bei diesen Zirkusaufführungen. Ja, das hab ich auch vorher nicht gewusst. Gott sei Dank, sonst hätte ich wohlmöglich gesagt, hu ich weiß nicht, ob ich das hinkriege. Aber da er nun einmal drin (ist), (ist) es klar.“ Seit einigen Monaten ist für B. die Zirkuszeit seit dem vollendeten achtzehnten Lebensjahr zu Ende gegangen.

Frau K. schildert ihren Sohn als „nie sehr begeisterten Schüler“. Seine Motivation habe zunehmend nachgelassen. Als „er einmal draußen (gewesen ist) (...) hat er gemerkt, das ist besser.“ Besonders gegen Ende der Werkstufe sei er lustlos gewesen, erklärt die Studienrätin. Das Arbeiten im Rahmen der „Praktika (findet) er viel spannender.“ B. selber berichtet dazu: „Da (bin) ich bei meinem Praktikum in der Unfallklinik (gewesen) und dann habe ich viel geschafft...“ An anderer Stelle erklärt er, nach Unterschieden zwischen Schule und Praktikum befragt: „Praktikum finde ich besser als Schule.“ Da könne man „endlich viel schaffen, ganz viele Sachen.“ Besser an der Schule im Vergleich zur Arbeit sei hingegen das „Lesen und Schreiben.“ Danach befragt, was in der Schulzeit besonders „schön“ gewesen sei, erklärt B., „Meine ganze(n) Freunde von der Schule.“

Das Geschwisterverhältnis wird von der Mutter wie folgt dargestellt: „B.’s großer Bruder ist sein großes Idol. (...) Der sitzt glaube ich in seiner Weltvorstellung Nummer eins. Er, F., und dann kommt lange nichts und dann kommen irgendwann wir.“ F. kommt eine „unangefochtene“ Vorbildstellung zu. Die enge Beziehung der Brüder zueinander sei jedoch auch durch die Tatsache mitbedingt, dass B. für den F. „nie ein Konkurrent“ sei, so Frau K. An anderer Stelle heißt es: Das Verhältnis sei „sehr gut“. „Für den F. oftmals nicht so einfach, weil er muss Distanz auch schaffen.“ F. käme seiner Aufgabe als Bruder „hervorragend“ nach. Gleichwohl findet bei ihm in der Jugendphase ein Ablösungsvorgang statt. „Er hat auch gelernt, sich zu lösen.“ Zu Beginn der gymnasialen Oberstufe verbringt dieser „ein Jahr in Amerika“. Der Auslandsaufenthalt wird mit Ablösungsbestrebungen im Zusammenhang gesehen: „Und das (macht) er auch bewusst oder unbewusst, um zu zeigen, es muss auch ohne mich gehen.“ Unter der vorübergehenden Trennung von seinem Bruder leidet B. während dieser Zeit schwer. Frau K. berichtet in diesem Kontext von „psychosomatischen Reaktionen“ ihres Sohnes wie etwa „Bauchweh“. Die Mutter beschreibt die Abwesenheit ihres älteren Sohnes gleichzeitig als „Lernaufgabe“ für B. „Er (lernt) aber dadurch was, das heißt F. ist nicht immer zu Verfügung.“ P., die jüngere Schwester kümmert sich verstärkt in der Abwesenheit von F. um ihren älteren Bruder und sie habe das „gut übernommen“, heißt es.

Für die Gegenwart schildert die Mutter das Geschwisterverhältnis als „sehr gut“. Allerdings seien die Kontakte seltener seit F. in der Schweiz studiert. Hinzu käme, dass dieser eine Freundin habe und daher nicht mehr so häufig verfügbar sei. Das heißt, „er muss ihn teilen mit seiner Freundin.“

Wenn der ältere Bruder allerdings zu Hause ist, unternehmen die Geschwister viel zusammen. „F. überlegt sich schon relativ oft, ob er ihn mitnehmen kann.“ B. besucht den F. auch „schon mal in Z. [in der Schweiz]“. Er erklärt: „Da gehe ich mal hin zu (meinem) Bruder nach Z. Da mache ich mit (meinem) Bruder Kochen, Schlafen und so weiter.“

Auch bei Schwierigkeiten wendet sich B., neben seinem neuen Mentor S., an seinen Bruder. Danach befragt, was er mit seinem Bruder so mache, berichtet B.: „Mein Bruder der heißt F. und der ist mein Bruder für immer.“ B. erzählt von gemeinsamen Aktivitäten und Reisen. So fahren die beiden zusammen „nach Baden-Baden“ und gehen dort „essen“.

Das Verhältnis zur jüngeren Schwester wird vergleichsweise anders beschrieben. Frau K. erklärt diesbezüglich: Zum einen ergibt sich für P. „das Problem, dass sie ihn überholen (muss). (...) „Außerdem ist das ein Mädchen und so.“ Daher „ist die P. nicht das große Vorbild.“ Die Mutter beschreibt das Verhältnis der Geschwister als „ganz gut“, jedoch „nicht so eng“.

Während B. berichtet, seine Schwester werde nach der „Fußball WM“ einige Zeit „nach England“ gehen und dort „Cello üben.“ Er werde dann „immer an sie denken. Immer.“

„Da können wir also viel sagen, was der F. sagt, das zählt eigentlich.“ Das Rollenvorbild des älteren Bruders sieht Frau K. im Zusammenhang mit den Veränderungswünschen ihres jüngeren Sohnes: „Also daher kommt auch, dass der B. ne Arbeit will, auch weg will von Zuhause, dass er ausziehen will und so weiter und so fort. Also alles wie der F.“

„Aber ganz toll findet der B., wenn wir zu fünft was machen. Also so richtig Familie und zu fünft. Das ist natürlich nicht mehr so häufig.“ Die Geschwister „tragen“ die Situation mit. Die Eltern „bemühen“ sich die beiden nicht behinderten Geschwister „nicht über Gebühr zu belasten.“ Die Familiensituation wird als „eigentlich immer harmonisch“ charakterisiert. Zu möglichen Nachteilen oder Verzicht der beiden nicht behinderten Geschwister wird berichtet: „Die ham ja ihr Zeug jeweils dann auch gekriegt, die anderen, denk ich mal.“

Die berufliche Entscheidung gegen die Werkstatt für behinderte Menschen kommt in den 90er Jahren auf. Informationen über die WfbM von „Zivildienstleistenden“ aus dem „Familienentlastendendienst“, die bei der Familie als Nachmittagsbetreuung eingesetzt werden, führen zur Ablehnung bei der Mutter: „Da habe ich gedacht um Himmelswillen da will ich den B. nicht haben! (...) Was ich da so gehört hab, uh nee, bloß nicht!“ An anderer Stelle dazu: „Nur, nur nicht Werkstatt für Behinderte. Also das (ist) eigentlich unsere Entscheidung. (...) Aber der B. hat ja auch mal nen Praktikum da auch mal gemacht.“ Bei den Eltern entsteht „nicht der Eindruck als (ist es) das jetzt gewesen, was er unbedingt (will)“. Frau K. berichtet sie sei sich diesbezüglich „sicher nicht absolut gegen seine Interessen“ zu „handeln“.

Bei der Suche nach beruflichen Alternativen unterstützt in der Werkstufenzeit das „Berufsprojekt“ für Menschen mit geistiger Behinderung die Familie K. bei der Berufsorientierung. Über das Modellprojekt absolviert B. mehrere Betriebspraktika auf

dem ersten Arbeitsmarkt. Er lernt in diesem Rahmen unterschiedliche gastronomische Betriebe kennen (Großküchen, Pizzabringdienst).

Der hauswirtschaftliche Bereich wird als Interessensbereich von B. beschrieben – schon „in der Schule“. Frau K. berichtet: „Also mit der Küche hat er’s irgendwie. Das macht er gern und auch gut inzwischen.“ (...) „Solche Sachen macht er, ja besser wie seine Geschwister. Da hat er einfach en besseren Draht zu.“ Auch bei festlichen Vorbereitungen zu Hause, finde er das „ganz prima“. Und bezogen auf die Praktika: „Und äh, die (laufen) alle so, dass wir (gedacht haben), irgendwie in der Richtung muss es doch vielleicht was geben.“

Danach befragt, welches Praktikum ihm besonders gefallen habe und was ihm dabei gefallen habe, berichtet B. von seinem Praktikum beim „Pizzaservice“. Es seien sowohl die anfallenden Vorbereitungsarbeiten dort, als auch „zum Schluss eine leckere Pizza (zu essen)“. Auch seine Mutter erklärt, bei „Toni’s [Pizzaservice] ist es halt die Pizza auf jeden Fall, die ihn da (lockt). ...bei dem CHE [Großküche] (ist) es auch (...) die Spülmaschine (...), dieses Geschirr abwaschen“ das fände er „immer richtig gut und dann auch dieses richtig gute Mittagessen.“

Für den Fall, dass sich über die Betriebspraktika keine beruflichen Perspektiven für B. ergeben hätten, wären seine Eltern selber aktiv geworden: „Sonst hätten wir was gesucht.“ Diesbezüglich wird berichtet: „Es (gibt) noch (eine) Idee im Schwarzwald so ein Restaurant, (...) wo ganz viele geistig behinderte Menschen arbeiten.“

Im Frühjahr 2006 erhält B. nach einem 9-monatigen Praktikum seinen jetzigen Arbeitsplatz in einem Betrieb für Softwareentwicklung in E. „Dass es jetzt so geklappt hat“ haben sich die Eltern „nicht träumen lassen.“ Frau K. spricht von einem „Geschenk ein bisschen.“

Befragt nach seiner aktuellen Arbeit erklärt B., er finde es dort „schön, sehr schön.“ Er berichtet von sehr unterschiedlichen Tätigkeiten dort wie „Spülmaschine ausräumen, Biomüll wegbringen, Obst verteilen, Autos putzen etc.“

Den Stellenwert der Arbeit für B. schildert seine Mutter im Hinblick auf sein Tätigsein so: „Mit den anderen Leuten (...) zu schaffen und tatsächlich zu merken er schafft was, er sieht seiner Hände Arbeit.“ Wichtig sei auch, „diesen Tagesablauf da mitzukriegen mit allen Pausen und wirklich was schaffen und dann nach Hause und o. k.“ Dieses sei es, was ihm im Unterschied zur Schule „besser gefällt“.

Die „Abwechslung bei der Arbeit“ hebt die Studienrätin hervor. „Das Unterschiedliche“ fände er gut, „durch diese Häuser da wandeln (...) und Sachen verteilen“, das sei es. „Verschiedenes“ steht bei seiner Arbeit „im Vordergrund.“

„Die Kollegen bei der Arbeit sind nett.“ B. erklärt, seine Kollegen bei der Arbeit würde er „nie anlügen“. Pausen verbringt er „am Tisch“ im Betrieb. Themen über die er mit den anderen Mitarbeitern „redet“ seien „Fußball“ oder „Kuchenbacken“. Wenn er mit den „Menschen (redet)“ werden diese „fröhlich“, so B.

Nach Schwierigkeiten am Arbeitsplatz befragt, berichtet B. von „Angst“: Wenn der „Beruf nichts wird“, bekomme „ich sehr Angst.“ „Und was nicht ganz gut klappt, wie vorher, dann bin ich schon mein Beruf draußen.“

Frau K. erklärt, sie bemerke, wenn es ihrem Sohn „irgendwie nicht gut geht.“. Vor einiger Zeit hat er seine „Vesperdose vergessen“ und „(ist) völlig von der Rolle.“ Anstatt zu arbeiten habe er „angefangen zu heulen, weil er kein Vesper hat.“ Die Arbeit kann B. dann später beginnen und die Situation wird „irgendwie gelöst.“ Das sei dann „alles gar kein Problem gewesen“, berichtet die Mutter.

Das „Thema für das nächste Jahr“, das „ansteht“, sei das „Wohnen“, so Frau K. „Also seine eigene Wohnung, (...) irgendwo eigenes Wohnen (...) halt wie junge Menschen in seinem Alter nicht immer Zuhause.“

Zu dem Wohntraining, das B. vor sechs Monaten durchlaufen hat, heißt es seitens der Eltern: Das „ist ne sehr wichtige Erfahrung, auch für uns. Wir haben erst gedacht, um Himmelswillen wir halten das nicht aus, wenn ich nicht weiß, wo der ist. Aber es (...) (ist) gut (gegangen).“ Das „Wohntraining“, von der „Lebenshilfe eingefädelt“, absolviert B. in einer integrativen studentischen Wohngemeinschaft zusammen mit zwei weiteren jungen Erwachsenen mit sog. geistiger Behinderung. Er wird unterstützt von Mitarbeitern der Lebenshilfe B. berichtet dazu: „Des (ist) schön. Da (muss) ich alles vorbereiten, das Ganze (...) meine Essen bezahlen, Wurst, Getränke und so ein paar Sachen.“ Vier Wochen lang wohnt B. dort. Mittags nach der Arbeit geht er „Richtung Toni's“ [Pizzaservice] isst und begibt sich dann zum Lessinghaus. Während des Probewohnens lernt er eine „arg tolle Frau (kennen)“. Sie „heißt M.“ und kommt „aus Brasilien“.

Beim „Wohntraining (setzt) er sich ausgesprochen von den beiden anderen (ab), die da mit ihm das Wohntraining (machen).“ Seine Mutter bemerkt, „er will eigentlich viel

lieber (bei) seinem Stock da oben (sein).“ So habe er „oft wirklich Stunden gewartet, wenn die gesagt haben, wir machen heut Pfannkuchen.“ Alle anderen Angebote habe er „während der Zeit (...) abgelehnt, nur um diesen Pfannkuchen nicht zu verpassen.“ Das habe ihn „von den anderen Angeboten einfach abgehalten, weil er sich ganz darauf fixiert“ hat.

Im Laufe des Probewohnens freundet sich B. mit einem jungen Studenten, namens S., an. Frau K. schildert das Verhältnis ihres Sohnes zu S. als „eigentlich so ein F.-Ersatz [Bruderersatz]...mit mehr (...) Distanz, aber ein junger Mann, mit dem er so Sachen von Mann zu Mann auch bereden kann.“ S. sei wie ein „Mentor“. Sich selbst bezeichnet Frau K. in diesbezüglicher Angelegenheit, d.h. als Ansprechpartnerin, als „die Falsche“. Das sei dann einfach „nicht mehr das Richtige“ für ihren Sohn. Gleichwohl berichtet sie, dass sie „immer noch ganz nah an ihm dran“ sei. „Aber manchmal beißt sich das ganz arg, dann will er’s gar nicht haben.“ Danach befragt, mit wem B. persönliche Probleme bespreche, berichtet er: „Da habe ich (einen besten) Freund. Und zwar S.“ (...) „Da geh ich hin zum Lessinghaus.“ „Die (beiden) treffen sich jetzt in Wochenabständen mal sonntags, mal unter der Woche.“

„Ganz alleine (zu) wohnen“ kann sich Frau K. bei ihrem Sohn nicht vorstellen. „Er braucht noch andere.“ Sein „Wunschtraum“ sei es „mit der Freundin in (einer) Zweizimmerwohnung“ zu wohnen.

B. selber berichtet zur eigenen Wohnvorstellung: „Ich glaube mit meine(r) Freundin. Da will ich woanders wohnen.“ Im Nachsatz erklärt er: „Nein, ähm ... ich geh mit meine Freundin zu meine Zimmer oben.“

Noch besser fände er es, „wenn sich das alles“ im „Haus“ der Familie „abspielen könnte“, erläutert seine Mutter. B. fertigt ein Bild an, auf welchem die Wohnsituation der Familie dargestellt ist. Die gesamte Familie, einschließlich der Freundin des Bruders, wohnt darauf in einem Haus in direkter „Nähe“ zueinander.

An anderer Stelle heißt es: „Eigentlich (ist) es schon seine Idee auszuziehen.“ Auch das „Probewohnen (will) er unbedingt ausprobieren.“

Hinsichtlich der Vorstellung zur künftigen Wohnsituation berichtet die Mutter: „Wir sind ja noch in derselben Stadt und er kann uns immer besuchen.“ Gleichwohl erklärt sie: „Er soll auch raus. Wir haben selber auch ein Interesse daran, dass er irgendwann geht.“

Zum Wohntraining wird noch erklärt: „Das hat gut geklappt“. Andererseits bemerkt Frau K., sie habe ihn ein paar Mal zwischendurch getroffen und gemerkt, dass er

einfach ein bisschen mehr Streicheleinheiten (braucht). Das (ist) deutlich zu kurz (gekommen).“ Alleine und „ohne sich mal an jemanden dran lehnen“ geht es nicht. Die Mutter berichtet, sie habe sich dann mal mit ihrem Sohn „in der Stadt verabredet zum was trinken“, das sei „einfach klasse.“ Während des „Wohntrainings“ hat B. noch „unheimlich viele sonstige Termine.“ Von einer Ausnahmesituation wird geschildert: Nachmittags nach der Arbeit soll er „auf dieses Jugendgemeinderatwochenende, wo er eigentlich auch niemanden kennt und zwar bis Sonntagmittag da sein. Sonntagmittag nachhause und dann noch eine Zirkusvorstellung, die letzte nämlich mitmachen.“ Das sei ein „Hammer für ihn (gewesen). Aber es hat dann alles geklappt. Er hat dann auch diese letzte Zirkusvorstellung mitgemacht.“ Zu Beginn dieses Wochenendes hat es allerdings im Vorfeld Abspracheprobleme gegeben. Frau K.: „Und das (ist) während des Wohntrainings (gewesen), das heißt ich hab das gar nicht mitgekriegt. Und dann (...) (ist) er aber völlig, völlig konfus (gewesen)! Und da hat gar nichts mehr funktioniert.“

„Wenn unvorhergesehene Sachen kommen, die er einfach nicht überblicken kann, dann muss einfach jemand da sein, der ihn dann wieder aufs richtige Gleis stellt.“

„Emotionale Befindlichkeiten“ stelle B. „sehr oft in den Vordergrund“ und „vergisst“ das „Arbeiten“ dabei. Seine Mutter berichtet, dies sei „so der Kritikpunkt“ seitens des Arbeitsgebers. Diese „Sachen“ seien es, die ihm „Schwierigkeiten“ machen. Die Abhängigkeit seiner Fähigkeiten von seiner Stimmung beschreibt Frau K. folgendermaßen: „Wenn er Lust hat, kann er ganz viel, wenn er keine Lust hat, kann er gar nichts.“ Dies sei eine „Schwierigkeit“. Damit müsse der „Arbeitgeber ein bisschen umgehen können.“ „Ja, aber ich glaub da ist er an der richtigen Stelle.“

Nach den Stichworten „Betreuer und Begleiter“ befragt, erklärt B., „manche Betreuer müssen mich beschützen und manche nicht.“ Als Beispiel nennt er den Herrn St. von der Lebenshilfe [aus dem Wohnbereich]. Grundsätzlich bejaht B. die Frage, ob er einen Betreuer brauche. Bezogen auf bestimmte Situationen für Betreuung oder Begleitung berichtet er: „Ich glaube ja und zwar brauche ich Hilfe für mein Bruder und noch (...) bei F.'s Freundin. Weil da soll ich (...) immer, immer Hilfe, wenn, wenn zum Beispiel J. ganz arg schlecht geht, da muss ich immer Tee, Tee tun, dann muss ich Tee bringen und dann muss ich noch streicheln und auch trösten.“ Weiter berichtet B. von „Sorgen“: „... weil da kriege ich meistens Angst. Weil da kriege ich, wenn die

J. und der F. weggehen [zum Studieren], da, da kriege ich Bauchweh, Durchfall und da bin ich nur schlecht!“ An anderer Stelle nach Unterstützung befragt, erklärt B.: „(...) Ich glaube an mein Bru, mein Bru, mein bester Bruder. Ja!“

Zu den Unterstützungsformen berichtet seine Mutter: „Er braucht in gewissen Situationen sicher Begleitung und Betreuung. Also leben ganz alleine kann ich mir nicht vorstellen. Das reicht nicht. (...) Beispiel Umgang mit Geld wird so was sein.“ (...) „Und dann, ja bei Krankheit all so Sachen (...) das normale Leben wie Arbeit oder Freizeitgestaltung oder was gibt's da für Ideen, wie kann man das anfangen, da braucht er Begleitung. (Eine) Form von betreutem Wohnen, die flexibel ist. (...) Ich bin sehr gespannt wie das laufen wird. Da denke ich, da ist er richtig in irgendeiner Form.“ „Hilfestellung“ benötigte B. auch beim Geldausgeben. Er habe „noch nicht viele Möglichkeiten für sich erschlossen, wie er das Geld denn wirklich ausgeben kann. Das muss er noch lernen.“ Das „gezielte Geldausgeben“ wird als „Lernfeld“ für B. beschrieben.

Hinsichtlich der Behinderung ihres Sohnes berichtet Frau K., ihr sei mehrfach aufgefallen, dass B. „sich selber überhaupt nicht als behindert wahrnimmt.“ Sie habe mal mit ihrem Sohn ein Wohnheim angesehen, da habe er gesagt: „Da möchte ich nicht wohnen mit den Behinderten.“ Andererseits sei es „schön, dass er sich so ganz und ohne Defekt wahrnimmt.“ Trotzdem sei es so, dass er bei „einigen Sachen sich schwieriger tut als andere.“ „Das muss er checken. (...) Das kommt langsam. Glaube ich.“

„Meine Freizeit? Da mache ich so schöne Dinge.“ Seine Freizeitaktivitäten umreißt B.: „Ach Party. Dann mache ich noch Sport. Baden. Dann (...) bissle singen, toben, Posaune spielen, fernsehen. Dann tu ich noch, ähm, Ski fahren und geh ins Stadion. Lesen, schreiben [Briefe] und Mathematik.“

Seine Mutter berichtet, in der Freizeit habe B. aktuell „außer den Angeboten in der Lebenshilfe nicht mehr so viel.“ Einmal wöchentlich nimmt er seit kurzem am Betriebssport teil. „Dieser Sport bei S&H das wäre jetzt was, was ich wirklich toll fände, wenn er dabei bleibt. Er braucht Sport, dringend.“ Den Posaunenunterricht [über Zirkusaktivitäten entstanden] jede Woche und „diese(n) Sport bei S&H „würde ich gerne etablieren.“ In der „Lebenshilfe“ nimmt B. am „Kochen“ teil. Die „Familie“ habe er „so am Wochenende“. In der Woche sei „nicht viel“, so die Studienrätin. „Ausruhen von

der Arbeit, erst mal (ein) bisschen abhängen tut ihm eigentlich ganz gut.“ Seine Mutter berichtet, er brauche „auch mal einen Nachmittag“, an dem er nichts hat, „wo er irgendwo in seinem Zimmer“ liegt.

Außerdem ist B. im „Jugendgemeinderat“ „noch ordentlich“ dabei. Er habe dort den „Sieg gewonnen“ und sei „Stimmenkönig“ geworden. „Immer Freitags“ trifft er sich im „Rathaus“ oder mal in einem anderen Veranstaltungsort. Seine Mutter erklärt, er sei als „normal gewählter Jugendgemeinderat“ in einer „Arbeitsgruppe“ beteiligt, die sich mit „Fußball WM“ beschäftigt. „Also er interessiert sich für die WM, da ist er halt mit drin. (...) Er ist bei jeder Sitzung. Also er kann nicht irgendwelche Berichte schreiben oder so, sondern irgendwas da schaffen, nageln, hertragen, helfen. Das reicht glaube ich.“

Befragt, ob er eine Freundin habe, erzählt B., „bald kriege ich eine Freundin, bald kriege ich eine.“

„Also es geht ja immer um die Freundin, das ist ja das große Thema gerade.“ „Er hat keine. Er möchte gerne eine (...) hat es schon bei ganz vielen probiert. Er ist aber noch nicht richtig gelandet“, schildert seine Mutter. Er bräuchte es „dringend.“ Die „Hormone“ seien am „toben.“ „Schön“ sei, „dass er das so klar äußert, also so deutlich.“ „Hätte ich mir nicht gedacht, das das so ein scharfes Problem wird (...) bisschen weniger wichtig bei Menschen mit geistiger Behinderung – von wegen grad nicht.“

„Wir müssen einfach irgendwie ein Umfeld schaffen, wo er die Richtige kennen lernt“, heißt es. B. berichtet, dass er seine Angebote in der Lebenshilfe auch unter diesem Gesichtspunkt aussucht: „Da bin angemeldet für meine Freundin. Ja, weil die finde ich nur hier!“ An anderer Stelle bemerkt seine Mutter: Das wird „auch jemand sein, der ähnlich ist wie er.“ „Er hat selber neulich mal gesagt, ob es denn besser wäre, wenn seine Freundin auch so’n bisschen behindert wäre. Vielleicht ist das keine dumme Idee. Das (ist) das erste Mal, dass das von ihm (kommt).“ „Sonst hat er sich immer in die tollsten Girls verknallt.“ Diese lernt er über den Zirkus oder durch seinen Bruder kennen. Die Freundinnen seines Bruders seien „immer ganz Toplage.“ (...) „Die sind alle sehr nett zu ihm aber, da kann er nie landen.“ „Toll“ wäre es noch, wenn er „sich selber etwas realistischer einschätzen“ würde. Seine „Mitschülerinnen“ finde er „alle eher unflott.“ Dass es den jungen Frauen „möglicherweise andersherum nicht anders“ ergeht, beschreibt seine Mutter als „bissle en Problem.“

Nach den Kompetenzen ihres Sohnes befragt berichtet Frau K.: „Emotionale Situationen erfassen (können), ...wenn's jemand nicht gut geht, das merkt er sehr schnell. Und er kann entsprechend drauf reagieren.“ Auch könne B. es „nicht aushalten, wenn sich jemand streitet. ...wenn es da Differenzen gibt.“ Lieber nimmt er die „Schuld auf sich, auch wenn er sie gar nicht hat“. Er kann „auch einfach sehr liebevoll sein.“ Und „beherzt irgendwo anpacken.“ „Gut“ kann er „lesen und schreiben, also was er irgendwie herauskriegen will, kriegt er raus. Auch gelesen. Muss ihn halt interessieren. (Ich) finde ihn im hauswirtschaftlichen Bereich gut. Sportlich sehr gut.“ Er habe „viele Fähigkeiten mit denen er sein Leben gut verbringen“ könne. Gleichwohl wird er immer ein „bisschen Begleitung oder Betreuung (brauchen).“ (...) „Er hat viele Fähigkeiten und wer weiß, was noch alles entsteht. Was sich da alles noch auftut – bin ich sehr gespannt drauf.“

Nach seinem Leben in einem Jahr befragt erklärt B., „schlecht weil, (...) wenn (ich) in meine ganzen Leben tot bin, wenn meine Freundin kommt, dann, dann bin ich schon tot.“ Wenn dann meine Freundin kommt, dann is schon ganz vor, vorbei schon.“

Nach Wünschen für B.'s Zukunft befragt, nennt seine Mutter an erster Stelle „eine Freundin.“ Dann: „Ein Leben nicht mehr bei uns Zuhause in einer Situation, wo er sich wohl fühlt mit anderen zusammen, wo auch die Freundin irgendwie mit dabei ist.“ Weiter die Hoffnung, „dass es bei der Arbeit gut geht, dass er dabei bleiben kann“. „Elternsein“ sei ein „Thema, wenn es mal die Freundin gibt“. Frau K. berichtet dazu, sie „wüsste (...) noch nicht, wie damit umgehen. Lösen wir, wenn es soweit ist.“ „Wohnen hier in E. wo er sich auskennt, wo es Angebote gibt, die er gut mitmachen kann. (Die) Nähe zur Lebenshilfe (wäre) prima.

2.3 Biographische Anamnese J.

J. wird 1984 in der Universitätsstadt E. geboren. Sein Bruder, 19 Jahre, kommt zwei Jahre nach ihm auf die Welt. Seine Halbschwester, 31 Jahre, wird 1975 geboren. Sie stammt aus der ersten Ehe des Vaters. Die Eltern kommen ursprünglich aus Bosnien-Herzegowina. Herr C., 57 Jahre, lebt „seit 36 Jahren“ in Baden-Württemberg. „Ich bin nach Deutschland gekommen 1969“, berichtet er. Seine jetzige Frau, 46 Jahre, lernt Herr C. 1984 „im Urlaub in Bosnien“ kennen. Im „gleichen Jahr“ sind sie dann zusammen „nach N.“ in „Deutschland gekommen.“ „Seit 22 Jahren“ sind die Eltern „verheiratet“. Alle drei Kinder sind in Deutschland geboren und aufgewachsen. Die Familie verbringt allerdings mehrmals im Jahr Urlaube bei der Verwandtschaft in Bosnien-Herzegowina. Herr C. hat bis zu seiner Frühverrentung als LKW-Fahrer gearbeitet. Frau C. ist in einer Klinik in E. als Raumpflegerin tätig. Die beiden Söhne leben Zuhause bei den Eltern. Die Familie bewohnt eine Dreizimmerwohnung in einem Mehrfamilienhaus in Bahnhofsnähe.

Zu seinen Kindern berichtet Herr C: „Also früher (ist es) besser (gewesen), zum Beispiel die Kinder isch auch nachher geboren. (...) Und die (sind) alle gesund (gewesen). (...) Muss sorgen für alle drei, vier Personen also das, das muss ja so, habe ich gekämpft und meine Kinder, Gott sei Dank, isch sie jetzt groß geworden, ... ganz vernünftig und keine Kontakt mit schlechte Leute. Die rauchen (nicht), die trinken nicht, gehen nirgendwo weg. (...) Also Gott sei Dank, ich kann mich nicht beklagen. Für meine Kinder, also ich hab geschafft. Probleme genug gehabt mit meine Frau zusammen und jetzt ist Gott sei Dank gut und ich kann sagen, also ich bin Vater, bessere Kinder, (...) ich danke Gott nicht gegeben, also hat mir gegeben so ganz gute Kinder ... Also nicht so wie haben andere Eltern mit die Kinder Probleme. Haben meine nicht, Gott sei Dank. Und dann bin ich stolz.“

Befragt nach seinen frühen Kindheitserinnerungen berichtet J., „in zwei Kindergärten“ in N. gewesen zu sein. Den ersten besucht er „zusammen“ mit „(seinem) Bruder“ in der „Gartenstraße“. „Spielen, Malen dies und das. Schlafen, Mittagsschlaf auch, früher“, bemerkt er zu den Aktivitäten aus der Kindergartenzeit. Gestört habe ihn, dass „die andere Kinder schreien“. Er selber habe „nie geschrieen (im) Kindergarten“. Später kommt sein jüngerer Bruder in den gleichen Kindergarten. J. selber nennt als sei-

nen zweiten Kindergarten, in den er dann wechselt, den „Kindergarten in Eichenstraße“.

Herr C. erklärt, die Aufnahme seines Sohnes in eine sonderpädagogische [Vorschul-] Einrichtung sei mit der Einschulung erfolgt: „Is geboren 17.09.84. Und das (ist) normales Kind (gewesen) und isch in normales Kindergarten gegangen. Alles (ist) okay (gewesen).“ Bei der Einschulung hätten die Lehrer dann motorische Auffälligkeiten festgestellt, die schließlich zur Überweisung in die Sonderschule geführt hätten: „Wie des, also des erschte Schultag normalerweise, wenn isch (...) in der Schule gegangen, da müssen sie von Anfang an irgendwo was machen mit dem Schere und so weiter. Und meine Junge (hat) das nicht kapiert. Hat er das nicht gemacht und hat sie gesagt, also er isch nicht für diese Schule. Er muss praktisch, sagen wir mal, also in behinderte Schule.“ An anderer Stelle erklärt er dazu: „Der (ist) ganz normal. Ich hab meine Kinder keine Schere in die Hand gegeben. Was soll ich die geben, dass sie irgendwo verletzt sie oder so was, ja? Das (ist) meine Meinung!“ Der Vater berichtet, sein damals siebenjähriger Sohn sei wie ein Kleinkind beschrieben worden: „Der isch wie dreijährige Kind“, habe man ihm in der „Vorschule“ gesagt. „Das hat mir so ziemlich wehgetan, ja. Der (ist) nicht, er hat keine Störungen gehabt.“ Ein „normales Kind“ sei er gewesen, erklärt Herr C. Zur frühen Kindheit heißt es weiter, J. habe mit „vier, fünf Jahre Fahrrad gelernt“. Er sei „damals“ ein „fröhliche Kind“ gewesen. „Spaß“ habe er „gemacht“. „Fußball, Basketball und alles Mögliche hat er gehabt.“ An anderer Stelle heißt es zu den Kindheitserinnerungen, er sei ein „brave“, „lebendige“ und „schöne Kind (gewesen)“. Der Vater spricht von einem „Bilderbuchkind“.

Hinsichtlich der Behinderung seines Sohnes bemerkt Herr C: „Kann ich mir nicht vorstellen, dass is er so geworden jetzt.“ (...) „Und was isch er da später gekommen, ich weiß es nicht! Also, dass es so isch, irgendwo, wie soll ich das sagen, hat er von jemanden Angst gekriegt oder irgend so was (ist) da (gewesen), dass er seit, wie soll ich sagen, 13 Jahre fast, isch er so wie jetzt. Muss in Sonderschule, muss sagen wir mal behinderte Schule gehen, geistig Behinderte. Die haben ihm eine Tickstörung festgestellt, in Klinik oben. Und da kommt bis zu diese Nerv nach (...), geht weiter, das (ist) auch net 100%ig (gewesen). Ich weiß es nicht. Manche sagen, isch es, irgendwo hat ihm jemand was, ... Angst gejagt oder irgendwo hat er Schock gekriegt und so weiter. Ich weiß es also nicht. Also was könnte das richtig sein? Aber Gott sei Dank geht immer besser. Und das freut mich.“

Zur anschließenden Schulzeit heißt es dann: „Seitdem [Einschulung] isch er also in die behinderte Schule hier in N. gegangen.“ J. besucht ab der ersten Klasse die Sonderschule für Geistigbehinderte [Eichen-Schule]. „Ich weiß nicht wie viele Jahre, aber da (ist) auch schon gutes und sagen wir mal gutes und schlechtes Zeit (gewesen)“, erklärt Herr C.

„Wo diese 1999 (gewesen ist) hab ich Abschied genommen von Eichen-Schule nach E.“ Mit fünfzehn Jahren wechselt J. die Schule. Er geht fortan nach den Sommerferien in die Schmalweg-Schule [Schule für Geistigbehinderte] in E. Dort besucht er die Oberstufe bzw. Werkstufe bis zu seiner Entlassung im Sommer 2004.

„Mir isch viel besser, meine Sohn isch viel besser geworden solange isch in Schmalweg-Schule gegangen.“ Der Vater berichtet von positiven Veränderungen: Sein Sohn sei „praktisch in der Entwicklung ... immer bissel besser gekommen“. „Der hat da anderes Sachen gehabt wie hier in die Schule. Überall (ist) er so viele Male (...) im Praktikum (gewesen).“ Herr C. führt fort, „da hat's ... also angefangen besser zum entwickeln wie vorher. Seitdem, also jetzt Gott sei Dank, hat sich bissel entwickelt und (ist) gut.“ Weiter schildert er, jetzt wo sein Sohn „eine(n) Arbeitsplatz“ bekommen habe, sei er „sehr zufrieden und stolz“. Und weiter: Er könne das „noch heute nicht glauben“, dass sich sein Sohn mit der Lebenshilfe „so gut entwickelt“ habe.

Bezogen auf die Sonderschule in N. bemerkt Herr C., dass es seinem Sohn dort „net so gut gefallen“ habe. Zu den Aktivitäten in der Schmalweg-Schule bemerkt er: „Überall (ist) er oben in Schmalweg-Schule (gewesen). Die (sind) also in Stuttgart, (...) in Thüringen da oben irgendwo, Alb und ... überall hat er mit der Schule gegangen. Er hat viel gesehen, in München (ist er gewesen) ... unten, wo man Filme machen, in Bavaria und alles Mögliche.“

Danach befragt, was ihm in der Schule gefallen habe, berichtet J: „(Ist) gut (gewesen). AG oder Praktikums. Manchmal Lebenshilfe gegangen, wo ich in der Schule (gewesen bin), mittwochs. Freitag Werken. Fußball Dienstag. Projektwoche, alles (ist) besser (gewesen) [im Vergleich zur Eichen-Schule]. Und Schwimmen. Und Sport noch montags. Und Dienstag noch Kochen.“ Zu seinen Lehrern erklärt er, wenn er „Urlaub“ habe, „(will) er (die) mal besuchen gehen“. Seine „Lehrer, Herr K. und Frau S.“ würde er schon „vermissen“.

Sein Vater antwortet diesbezüglich: „Nein! Nein bestimmt nicht! Der hat da gesagt, Gott sei Dank jetzt hab ich Arbeitsplatz, also jetzt geh ich nicht mehr in die Schule. Also der isch (...) sehr zufrieden. (...) Er will Arbeit! Das freut mich auch.“

In der Werkstufe der Schule für Geistigbehinderte absolviert J. verschiedene Praktika auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt in unterschiedlichen Betrieben. [Diese werden vom Berufsprojekt für Menschen mit geistiger Behinderung an ihn vermittelt.] Er selber berichtet dazu: „Zuerst Praktikum immer gemacht. Paar Praktikums. Einmal Kahl [Maschinenbaufirma] acht Wochen. Einmal Superkauf [Supermarkt] sechs Wochen. Hier in Klinik auch sechs Wochen im Sommer. Und dann in Küche. In Schulküche zwei Wochen, dann hier [Strupp; aktueller Arbeitsplatz] acht Wochen, dann Arbeit.“

Die positive Entwicklung seines Sohnes sieht sein Vater im Zusammenhang mit den Praktika: „Viel, viele Mal (ist) er in, äh, sagen wir mal Praktikum gegangen. Da (ist) er beim Kahl (gewesen) in Praktikum, in Küche, beim Praktikum in Superkauf, beim Praktikum, also da hat's bissel besser, also angefangen besser zu entwickeln wie vorher.“

Befragt nach der Entscheidung gegen die WfbM, antwortet der Vater: „Selbstverständlich, selbstverständlich! Das (ist) meine Meinung und meine Wunsch, dass er auf den Arbeitsmarkt geht.“ Weiter führt er aus: „Danken an Lebenshilfe! Die haben für ihn viel organisiert. Viele, sagen wir mal, Praktikum und so weiter.“

Auf Besuche oder Anrufe bei den Praktikumsbetrieben habe Herr C. verzichtet. „Ich (bin) noch nicht gewesen. (...) Hab auch nicht gefragt.“ Der Vater berichtet, er wurde von der Lebenshilfe eingeladen und informiert: „J. geht da und da zum Praktikum.“ „Also ich hab auch anderes ... Ich hab das lassen, (habe das) auch nicht (gewollt). Ich (will), dass der selber mit die Leute Kontakt haben und die sollen entscheiden, wie (ist) mit dem J. (gewesen) und so. Also das isch so, Lebenshilfe hat viel mir gemacht und hat sich viel hinter meine Junge gestellt, dass er net in behinderte Werkstatt kommt. Sontsch er wäre kaputt da drin.“

Zur Berufsplanung und den frühen Berufswünschen seines Sohnes erklärt Herr C., es sei „damals auch net geredet (worden), was (willst) du groß werden oder so. Da ham wir auch net gewusst, dass es so kommt. (...) In die richtige Schule hätten wir schon geredet nachher: Was (willst) du werden?“ Dennoch berichtet der Vater: „Genau wie mit dem (...) andere Junge, da ham wir auch net gesprochen. Da hab ich

ihm auch net gemischt. Hab ihm auch gesagt, ich misch mich da net ein. Du machst deine, was du willst, dass ich nachher nicht bin, dass ich nachher werde ich schuld, wenn hätte gesagt, machst du diese Lehrstelle oder diese Lehrstelle. Du musst selber eine Linie finden und gerade wie du willst weiter gehen. Also ich misch mich da überhaupt nicht ein. Sage ich ihm immer heute noch. „Nur sag ihm immer heute, soll lernen, irgendwo soll er was werden.“ Gleichwohl erklärt Herr C: „Aber wenn er geht das Weg so, [Gestik: Daumenbewegung abwärts] dann hätte ich ihm schon was gesagt.“

Danach befragt, welches Praktikum J. selber besonders gefallen habe und welche Tätigkeiten das gewesen seien, erklärt er: „Nur bei Herrn Müller!“ [sein aktueller Arbeitsplatz] „Kochen! Ausgabe. Spülküche.“

Zu Unterschieden zwischen Schule und Praktikum befragt, erzählt J. von seinem Schul- bzw. Arbeitsweg und den benutzten Verkehrsmitteln: „Zug, Schule, von Schule Bus. Praktikum, dann vom Praktikum zum Bus, zum Bahnhof, Zug bis N., dann vom Bahnhof N. nachhause laufen. (...) Früher mit Schulbussen. Jetzt im Stadtbus gefahren. Geändert habe sich, als er von der Schule in den Betrieb gekommen ist, „die Zeit, Busplanzeit“.

Mittlerweile Arbeitet J. einschließlich seiner Praktikumszeit seit zwei Jahren in dem Kantinenbetrieb der Firma Strupp: „Vom halbes Jahr 2004 10.09. erster Arbeitsvertrag. Dann 2005 10.09. zweites Arbeitsvertrag. Is bestimmt 2006 auch so“, erzählt er. Die Arbeit heute gefalle ihm „gut“. „Aber is Start is immer schlimmer. Montags immer schlimmer. Immer Lieferanten kommen.“

Befragt, wie es ihm mit den Kollegen bei der Arbeit ergeht, erklärt J: „Es geht. Mit Herr Frank [Mitarbeiter und Ansprechpartner] geht's auch gut.“ An anderer Stelle erklärt J. diesen zu seinem Lieblingsmitarbeiter. Auch bejaht er die Frage, ob er sich im Betrieb wohl fühle.

„Ich bin auch froh, meine Frau ist froh, mir isch alles froh, dass er hat diese Arbeitsplatz“, berichtet Herr C. Weiter heißt es über seine Arbeit: „Macht ihm Spaß. Geht gerne zum Arbeit. Redet auch mit den Leute.“ Der Betriebsleiter habe zu Herrn C. gesagt, er brauche „gar keine Sorge zu haben“, der sei „gut“. Und „der macht Spaß und solche Sache“. Sonst sei „alles okay“. Weiter heißt es seitens des Vaters: „Hat

noch nicht eine Tag gefehlt [bei der Arbeit]. Und das isch Plus für J. in die Firma normalerweise. Der isch immer da jeden Tag gewesen, das isch, also für ihm schon okay.“ Gleichwohl zeigt sich Herr C. um den Arbeitsplatz seines Sohnes bekümmert: „Ich sag immer: ‚Mein Sohn, aufpassen auf deine Arbeit! Machst du alles, was die Leute sagt? Gibt’s keine Probleme.‘ Und ab und zu ruf ich auch mal an Herr Müller. Die sagen immer gutes was, also hab ich noch nix was Schlechtes gehört, dass sie irgendwas gesagt haben.“

Zu Schwierigkeiten bei der Arbeit berichtet der Vater: „Nein! Nix. Gar nix. Also ich hab bis jetzt gar keine Probleme. Hab ich also nicht gehört, dass er irgendwo jemand ihm was gesagt oder solche Sachen. Nein, Gotteswillen nicht. Sontsch der hätte mir schon gesagt. Ich habe auch jemanden [von Integrationsfachdienst], bei wem soll ich mich melden, wenn irgendwo was isch im Betrieb.“

Auch J. selber erklärt dazu: „Schwierigkeiten? Gar nichts!“ Anstrengend hingegen sei für ihn „Bodenputzen“. „Schrubben. Des is anstrengend. Und dann abziehen.“ „Am meisten Spaß“ mache ihm „dieser Kipper“ [Großpfanne], erklärt er nach Anstrengungen bei der Arbeit befragt.

Über die Geschwister wird Folgendes berichtet: Zu J.’s Halbschwester konstatiert der Vater: „Ich (bin) einmal verheiratet (gewesen) früher. (Bin) keine zwei Jahre mit ihr zusammen (gewesen). Da sind wir auseinander gegangen. Das Kind geboren und dann. Die kommt öfters zu uns. Die schaut so wie mein J. (...) Die isch auch verheiratet [mit einem Bosnier] jetzt. Die lebt in P. [Nachbarstadt] Kommt ab und zu, öfters bei uns. Wochenende. Die schafft in S. Sie isch selbständig. Sie hat Wohnung. Also ich hab gar keine Probleme. Also Kontakt haben wir genug. Aber sie hat seine Weg mit seine Mann zusammen. Da misch ich mich überhaupt nicht ein.“

Über den jüngeren Sohn wird zu dessen beruflicher Situation von seinem Vater ausgeführt: „Jetzt hat er wieder eine Arbeit [als Aushilfe] gefunden. So lange hat er keine Lehrstelle. Der schafft oben in Klinik. Wo der J. hat Praktikum gemacht. ... In meine Frau Firma. Sechs Monate hat er Vertrag gekriegt. Nachher sowieso bis September gibt’s keine Lehrstelle.“ Seit zwei Jahren ist E. auf Lehrstellensuche. J. führt zur Lage seines Bruder aus: „Mein Bruder Küche Unfallklinik schaffen. Und Bettzentrale. (...) Nicht mehr die Baustelle.“ Zu seinem Werdegang erklärt J., er habe die „10. Klasse fertig“ [Werkrealschulabschluss] gemacht in N. Dann sei er in S. auf dieses „Berufsdingsbums“ gegangen. „Und dann Bewerbung schreiben, immer, immer, immer. Aber

noch nicht gut. Immer andere geht, zuerst ein Brief, geht an andere Firma, der Erste kommt wieder zurück. Absage. Andere kommt wieder – Absage. Nicht gut! Is nich normal.“

Der Vater berichtet zum Geschwisterverhältnis: „Ach überall ... in Familie manchmal mit Geschwister geht, also kann sich gut vertragen und manchmal kommen auch schlechte Worte und solche Sachen, aber das isch immer so in Familie zwischen Bruder und Schwester und so. Das isch immer so und die jetzt auch die zwei [Brüder]. (...) Probleme und Streitigkeiten, is ganz normal. Aber sonst is okay. Ich sag normal. Gott sei Dank. Die schlagen sich nicht, die rauchen nicht, die trinken nicht und, ich bin zufrieden.“

Auch J. erklärt, er verstehe sich mit seinen Geschwistern „ganz gut“.

Zu den gemeinsamen Aktivitäten der Brüder in der Kindheit heißt es, früher seien die Jungen zu ihren jeweiligen Fußballvereinen „jede Donnerstag und Dienstag zusammen gegangen“. „Er geht zu sein Fußball. J. (ist) auch beim Verein (gewesen) früher, ja. Für Behinderte.“ „Und die geht immer noch heute zusammen raus. Da hab ich gar keine Probleme mit dem.“

J. erzählt von der gemeinsamen Freizeitgestaltung: „Manchmal rausgehen. Spazieren und Autofahren. (...) Mein Bruder fährt Auto. Von mein Vaters Ford und meine Stiefschwester [Halbschwester] hat eigene Auto. (...) Ich will endlich meinen Führerschein.“ Gemeinsam fahren sie dann nach S. zur Freundin des Bruders. Dort unternehmen sie dann Spaziergänge oder Einkaufstouren im „Einkaufsland“. Der Vater erklärt diesbezüglich: „Die gehen nach S. zum Beispiel. Die gehen irgendwo essen zusammen. Die Freundin von meine kleine Sohn und seine Schwester. Die unternehmen schon was. Die sind immer Wochenende weg, praktisch. Immer. Oder die zwei gehen beim Kollegen da in N. Da gehen sie oben Zimmer. Das isch Männer nur, reden die, spielen die, sprechen die.“

Zu weiteren gemeinsamen sozialen Kontakten der Brüder heißt es: „Ach alle Kumpel von meine andere Sohn isch auch seine Kumpel. (...) Also die ham gar keine Probleme mit ihm. Der isch also 100%ig angekommen beim Freunde von meine Sohn. Also da isch wirklich o.k.“ Gleichwohl betont Herr C., dass der E. „auch mal seinen Weg gehen“ müsse. Dieser habe eine „Freundin“ und „kann nun mal“ nicht immer bei seinem Bruder bleiben. „Aber das versteht er [J.] schon langsam“, heißt es.

Zum Thema „Freundin“ heißt es weiter, dass der J. keine habe. „Der fühlt sich, ärgert sich oder, oder ganz hinten wie sein Bruder“, erklärt Herr C. „Wenn er hat eine Freundin oder ein Freund zum Beispiel, da wäre er noch besser.“ „Wenn er hat eine gute Freund, dass er mit ihm kann bissle am Abend rausgehen oder eine nix Freundin mal so, dass mit jemanden rausgehen, da wäre mein Junge noch besser, da bin ich mir 100%ig sicher.“ J. selber erklärt diesbezüglich: „Nee, Quatsch!“ Allerdings wünsche er sich eine Freundin.

Befragt nach seiner Verwandtschaft in Bosnien antwortet J: „Onkels, Tanten, Oma. Eine Oma lebt, die von meine Mutter. Andere Oma von meine Vater ist gestorben in Bosnien. Mein Opa lebt von meine Mutter und mein andere Opa ist gestorben von meine Vater. Ist gestorben hier in Deutschland. (...) Hat mein Vater mein Opa und meine Oma zuerst hergeholt. Und dann mein Onkel, Tante, Cousine und Cousin hergeholt. Dann von meine Mutter hat mein Vater noch die andere hergeholt, von Bosnien nach Deutschland. Andere zwei Onkels und zwei Tanten noch. Und die andere mein Onkels und mein Tante sind unten geblieben und mein Oma in Bosnien. Und noch eine Tante, von mein Mutter drei Brüder, ein ältester ist gestorben in Krieg in Bosnien. Und die zwei leben in Amerika.“

Zu Urlaubsfahrten bzw. Familienbesuchen nach Bosnien berichtet Herr C: „Doch fahren wir. Wir haben unseren Schwiegereltern und von meine Frau Schwester. Ich hab Bruder unten. Ich hab Schwester in Bosnien. Also in Sarajevo. Und gehen wir am beschten mal zum Schwiegereltern. Bleiben wir unten paar Tage oder gehen wir zum Adria paar Tage auch. (...) Eine Woche, dann gehen wir wieder zum Schwiegereltern und nachher gehen wir zu meinem Bruder und gehen wir zu meine Schwester nach Sarajevo. (...) Und das machen wir regelmäßig.“ Zur Finanzierung der Fahrten heißt es: „Geld sowieso spielt Rolle aber egal. Wenn mir haben J. seine, sagen wir mal, Lohn, ich meine Rente, meine Frau seine Lohn, mein Sohn seine Lohn, mir gehen. Was sollen wir hier machen? Diese Geld brauchen wir hier auch für ganze Monat. (...) Lieber gehen wir, gucken unsere Familie und bissle reden, und bissle freier wie hier normalerweise.“ „Manchmal im Jahr J. (ist) zweimal, dreimal unten.“ (...) Also dreimal fast im Jahr. Aber das (ist) alles Hochzeit (gewesen) und meine Tochter hat geheiratet. Von meine Schwester Sohn hat geheiratet (sind) wir auch beim Hochzeit (gewesen). Aber das kostet alles. Müssen wir gehen normal. Meine Frau hat nicht

gegangen. Meine Junge hat nicht gegangen. Einer muss normalerweise da sein. Aber ich und J. fascht immer unterwegs.“

Weiter heißt es zu gemeinsamen Reisen von Vater und Sohn: Auch schon damals „als LKW Fahrer“ habe der J. den Vater oft begleitet: „Der (ist) überall in Deutschland fast mit mir (gewesen).“ In den Schulferien habe er seinen Sohn früher „immer mitgenommen“. J. weiß „wo Kempten liegt“. An anderer Stelle heißt es der J. wolle „Fernfahrer“ wie sein Vater werden. Das sei „sein Wunsch von klein an“ gewesen.

Zu weiteren gemeinsamen Aktivitäten mit der Familie heißt es: „Eigene bosnische Club gibt's da.“ J. berichtet von einem Treffpunkt in N. zu dem die Familie regelmäßig hingeht: „Mein Vater, meine Mutter und mein Bruder. (...) Zu den Abenden dort wird erklärt: „Trinken, reden, lachen, Musik hören.“ Sein Vater ergänzt dazu: „Also so immer Samschtag. Letzte Samschtag im Monat (...) gehen wir hin. Als ganze Familie, aber manchmal gehen wir ganze Familie und manchmal er isch nicht dabei, aber J. isch immer dabei. (...) Wir reden da, wie wir weitermachen. Und trink wir da. (...) Feste machen wir von den Club aus. Dann ... machen wir Cevapcici. Dann machen wir das, ... alles für das Club. Nachher von den Geld machen wir Überraschung. Gehen wir mit den, ... ich, J. und noch paar Leute, gehen wir irgendwo.“

Ansonsten erläutert J. zu seiner Freizeit: „Manchmal Freizeit in Computer, Internet. Oder manchmal hinausgehen. Oder manchmal gucke ich Fernsehen. Und schlafen.“ J. teilt sich zusammen mit seinem Bruder einen Computer: „Mit PC und Internet. LOK [Telekommunikationsanbieter] muss man viel bezahlen.“ „Free Chat. (...) Alles Mögliche gibt's da.“ Auch geht er „mit (seinem) Kumpel ins Internetcafe. Überall. Autos gucken. Oder chatten. Oder bei Fußball. Alles.“

Gleichwohl, so berichtet Herr C., habe sich die Freizeit seines Sohnes verändert: „Früher hat sie [die Brüder] viel gemacht oben in Bowling. Die (sind) fast jeden Abend oben im Bowling (gewesen). Und seit dem wie er arbeit(et), ich weiß es nicht, wann (ist) er letzte Mal da? Früher (ist) jede Woche und jeden Tag was (gewesen). Aber jetzt solange der schafft, der isch daheim. Wochenende gehen die raus. Und Arbeit isch wichtig.“ Zu seinem Alltag erzählt J.: „Zuhause? [nach der Arbeit] Staubsaugen!“ Dann mein Vater kommt, der macht Essen. Dann essen wir. Und dann wieder Fernsehgucken. Dann ins Bett. Dann nächste Tag wieder Arbeitengehen. Kotz!“ An ande-

rer Stelle heißt es: „Ich bin zuerst nachhause von Arbeiten immer. Dann putze ich. (...) Nach der Arbeit mache ich. Samstag macht mein Bruder. (...) Wenn meine Mutter schreibt, Staubsauger nehmen und Zimmer putzen. ... Die schreibt auch Zettel.“

J. berichtet zu seinem Geld, das er verdient: „Das Geld kommt in die Karte von den Konto.“ Seine Kontokarte bewahrt seine Mutter für ihn auf, „damit nicht jemand klaut von Zug. Da gibt’s jede Menge Verrückte da im Bahnhof“, sagt er. „Das Geld kann ich nicht alleine nehmen. Wenn meine Mutter braucht nimmt sie als Einkaufen.“

Herr C. erklärt, er sei „schon ängstlich“, dass jemand seinen Sohn „überreden“ und ihm sein Geld abnehmen könnte: „Der geht selber, er was brauchen. Ja, aber sonst, die Karte isch nicht bei ihm. Die Karte isch bei Mutter. (...) Zu Zeit kann da was passieren. Die kennen ihn viele Leute hier in N. Die wissen, dass der arbeitet irgendwo. (...) Also er hat keine Karte bei sich dabei, aber er hat immer 10, 20 Euro in seine Geldbeutel.“

Weiter heißt es: „Seine Geld isch also praktisch Hosen, Schuhe, Jacke, Fahrkarte. Bissle was bleibt auch. Aber das isch seine. Wir gehen in Urlaub. Das er hat des. (...) Muss er auch jeden Tag bissle Geld haben, wenn er geht kaufen was zum Trinken oder kauft eine Playstation. Jeden Monat kauft er eine Spiel oder DVD oder irgendwas. (...) Das Geld hat er. Das isch seine. Das hat er verdient und was der brauch, das soll er auch kaufen. Ich kann ihm nicht sagen, „nein“.“

Verdienen würde J. etwa 800 Euro Brutto. Ausgezahlt seien dies knapp 600 Euro, berichtet sein Vater. Auch Herr C. arbeitet neben seiner Rente [etwa 600 Euro] stundenweise als Lieferant um die anfallenden Kosten der Familie zu decken: „Wissen sie, ich kommt net durch. Mir isch vier Leute hier. Das kostet alles.“ An anderer Stelle heißt es: „Wir leben zusammen. Wir müssen zusammen auch uns ernähren. Ja. Muss man Miete bezahlen. ... Muss man da alles Mögliche, das kost alles Geld. Mir zahlen Miete fast 700 Euro. Das isch viel Geld. Meine Frau schafft für diese Geld. (...) Er [J.] muss was geben, das isch ja ganz normal.“

Ausziehen von Zuhause und woanders wohnen kann sich J. nicht vorstellen: „Weiß ich nicht“, erklärt er mehrfach dazu.

Sein Vater antwortet auf diese Frage: „Ach ich weiß es nicht. Aber wenn sie, die wollen beide, ich stehe nicht im Weg. Aber auch für was? Ich leb sowieso nicht hundert Jahre. Der J., ich bin auch, bin ich noch da, meine Frau und er bleibt bei uns. Aber

anders rum, wenn er will morgen ausziehen, da soll er gehen. (...) Da gibt's, ich hab Beratung, da gibt's da oben Heim in N. für die Kinder. Da kann er, da kriegt er jede Zeit. Der war in Wilhelmstraße in E., da hat sie gesagt, wenn er will alleine wohnen, soll er zu uns kommen.“ (...) „Ich kann nicht, aber so lang sind mir noch mir da. Also ich kann ich mir net vorstellen, ohne J. zu sein. Muss ich ehrlich sagen. Ich hab jahrelang mit meine Frau gekämpft, kann ich net einfach sagen jetzt. Also er isch frei hier. Er fühlt sich wohl hier. Er muss also nicht viel tun hier. Da machen der Mama und mir und so. Aber trotzdem irgendwann muss er gehen. Kann gar net sagen, geht nix.“ An anderer Stelle berichtet der Vater: „Aber die sind sie alle beide bei mir. Die wollen nicht von Eltern weg. Und wenn die gehen, Gottes Willen, heiratet oder so, kann ich auch nicht machen. Kann ich auch nicht behalten. Da soll jeder seinen Weg gehen. Aber die wollen von uns nicht gehen. Die wissen, wir ham gekämpft für die. Jetzt (will) uns aber, meine Jüngste (will) uns helfen.“

Das Verhältnis zu seinem älteren Sohn beschreibt Herr C. wie folgt: „Und kann nicht einfach ohne J. Leben nicht vorstellen, ehrlich nicht. Für mich bestimmt nicht. Wenn für ihn bin ich nicht ein Tag Zuhause, der isch ganz anders. Er hat mit mir, passiert nur in mich was, ja. Isch ganz anders wenn die Mutter, wenn die Mutter was sagt, okay der macht des aber er isch, also sagen wir mal, er sieht nur was und mir ... er isch wie, wie Kleber hinter mir, ja. Wir zwei, was haben wir alles mitgemacht? Wo (bin) ich mit ihm (gewesen)!? Probleme hab ich gehabt, alles Mögliche, aber ham wir alles geschafft, Gott sei Dank. Schwer aber geht.“

Befragt nach den Stichworten ‚Betreuer und Begleiter‘ Erklärt Herr C: „Der hat uns, Familie! Also wenn irgendwo was isch, müssen wir hinter ihm stehen. Muss man betreuen. Muss man also, aber Gott sei Dank, er isch nicht ganz selbständig aber wird. Entwickelt sich weiter. Er isch macht viele Sachen alleine. Aber manche Sachen muss man ihm auch helfen. Und des, ich glaube beim, so wie mich normal is oder für andere mein Sohn, bei ihm muss man auch helfen. Aber ihm muss man trotzdem helfen, ... bei(m) Geld und so. Aber muss man ihm nicht noch ... nehmen, was er hat.“ (...) Ich denke, er muss noch viel lernen. Was das isch selbständig, das isch alleine.“

Danach befragt, ob er denn in bestimmten Situationen einen Betreuer brauche, erklärt J: „Nee! Keinen Betreuer!“ Auch zum Stichwort „Begleitung“ heißt es: „Auch net!

Zu „Behinderung fällt ihm ein: „Die brauchen immer Hilfe, die Behinderte. Wenn einer behindert ist, sitzt im Rollstuhl, der braucht Hilfe zum Rollstuhl hinsetzen. Oder Sachen zum schieben. Wie im Krankenhaus so.“

Im Hinblick auf die Zukunft fährt der Vater fort: „Ich hoff es, wenn isch er so, äh entwickelt und intelligent, ich hoff's, dass er Freundin find, dass er heiratet isch, dass er es schafft normal, wie normales Mensch kämpfen für Familie und so. Ich hoff's, aber Gott weiß nur um dich. Würde mich schon freuen, wenn er so wäre. Kann ich nix anderes sagen. Das isch ja da meine Sohn, egal wie der isch. Das isch ja meine Blut. Muss ich für ihn kämpfen.“

An Wünschen für die Zukunft heißt es: „Weiß ich selber nicht. Wirklich. Aber ich wünsch ihm, dass er gesund wird. Und dass er Arbeit hat und dass er selbständig wird und solche Sachen. Dass er, wenn er geht auch seine Führerschein macht. Ich hoffe es, dass er da kommt. (...) Dass isch nachher selbständig. Da bin ich 100%ig sicher. J. selber antwortet hierzu: „Zukunft? Weiß ich auch nicht. Keine Ahnung.“ Konkreter zur Arbeit befragt heißt es dann: „Strupp! Für immer!“

2.3 Fallinterpretation B.

2.3.1. Soziale Herkunft und familiärer Kontext

Hinweise zur sozialstrukturellen Verortung der Familie K. lassen sich dem ersten Abschnitt der biographischen Anamnese entnehmen. Die berufliche Position der Eltern, Facharzt für Radiologie und Studienrätin, legt eine Zuordnung zur gehobenen Mittelschicht, zum Bildungsbürgertum bzw. zum Akademikermilieu nahe. Weitere Anhaltspunkte, die sich aus dem Fallmaterial erschließen lassen, sind neben dem Bildungsgang und der Berufsstellung der Eltern, das damit verbundene sichere und überdurchschnittliche Einkommen der Eheleute K. als Doppelverdiener, das eigene Haus in einer privilegierten Wohngegend der Stadt „Schillergasse“ sowie die eigene etablierte Praxis des niedergelassenen Arztes. Belege für größere finanzielle Spielräume zeigen sich beispielsweise auch bei den Bildungsaktivitäten der beiden nicht behinderten Kinder der Familie. Der ältere Sohn studiert „in der Schweiz“ und geht als Schüler für ein Jahr in die USA. Auch bei der Tochter ist für das nächste Jahr ein Auslandsaufenthalt geplant: „Cello üben in England“, berichtet B. über seine Schwester im Interview. Neben diesen Belegen hinsichtlich ökonomischer Ressourcen (Einkommen und Besitz) bzw. materielle Absicherungen, die größere Unabhängigkeiten mit sich bringen, werden die damit in Verbindung stehenden kulturellen Möglichkeiten erkennbar. Das Spielen bestimmter (klassischer) Musikinstrumente, längere Bildungsreisen bzw. Auslandsaufenthalte oder „Familienurlaub in Schottland“ verdeutlichen Lebensstile und Handlungsmuster, die charakteristisch für bestimmte gesellschaftliche Gruppierungen sind.

Orientiert man sich bezüglich der soziologischen Zuordnung an der ‚Landkarte‘ sozialer Milieus in Westdeutschland beispielsweise bei Hradil (vgl. 2001, S. 428, in Anlehnung an Sinus), erscheint die Familie K. im oberen Mittelschichtmilieu ‚anzusiedeln‘. Im Überschneidungsbereich des Liberal-intellektuellen Milieus und Modernen bürgerlichen Milieus lassen sich milieutypische Mentalitäten, Handlungsmuster, Wahrnehmungen, Werthaltungen, Lebenseinstellungen etc. ausmachen. Dazu zählen Orientierungen bzw. Präferenzen wie beispielsweise Selbstverwirklichung, Individualität, Freiraumnutzung und soziale Gerechtigkeit. Ferner sind hier gesundheits- und umweltbewusste Lebensweisen festzumachen. Die Teilnahme am gesellschaftli-

chen und kulturellen Leben gilt in diesen Milieus als überaus bedeutsam, um nur einige zentrale Aspekte anzuführen (vgl. dazu Hradil 2001, S. 430).

2.3.2. Mittelschichtmilieu und sog. geistige Behinderung

Die Optionen für ein behindertes Kind in diesem familiären Kontext bzw. Herkunftsmilieu werden durch vielfältige, milieutypische, Förder- und Versorgungsmöglichkeiten sowie Absicherungen gekennzeichnet sein, die aufgrund der ökonomischen, kulturellen und sozialen Ressourcen von der Familie zu Verfügung gestellt werden können. Dies kann sich unter anderem bei der als selbstverständlich geltenden Inanspruchnahme medizinisch-therapeutischer Dienste, der (früh-) pädagogischen Förderung sowie in dem Bemühen um schulische Integration zeigen.

Ein weiterer Aspekt betrifft das Sozialisations- und Erziehungsgeschehen. So kann nach der oben vorgenommenen Bestimmung davon ausgegangen werden, dass dieses von Einstellungen bzw. Werten wie Selbstverwirklichung, Persönlichkeitsentfaltung, Emanzipation sowie dem Gedanke der gesellschaftlichen Teilhabe bzw. Nichtausgrenzung geprägt sein wird. Verbindet man beide Überlegungen, so kann die potentielle Entwicklung vermutlich sowohl durch umfangreiche Angebote zur Förderung bzw. Unterstützung als auch durch die Erziehung zur Eigenverantwortlichkeit bzw. Selbstständigkeit bestimmt werden. Die Chancen trotz kognitiver Beeinträchtigung vielfältige Aneignungsmöglichkeiten zu erhalten, ist sicherlich günstig einzuschätzen. Gleichwohl werden fortbestehende soziale Abhängigkeiten, einschließlich der damit verbundenen psychologischen Situation des behinderten Menschen und seiner Umgebung, nicht aufgehoben werden können.

2.3.3. Bedeutung der Diagnose „Down-Syndrom“ bei B.

Die medizinische Diagnose „Down-Syndrom“ ist den Eltern vermutlich erst ab der Geburt ihres Sohnes bekannt. Ob bereits eine pränatale Bekanntgabe nach einer Fruchtwasseruntersuchung (1986?) stattgefunden hat, ist aus dem Interviewmaterial nicht zu erschließen. Die Feststellung, ein behindertes Kind zu haben, kam daher wahrscheinlich plötzlich, d.h. ohne Vorbereitungszeit, auf die Eltern zu.

An diese Überlegung schließen sich damit zusammenhängende Folgerungen hinsichtlich der Auseinandersetzung mit der Situation an. So entsteht die Frage nach

der Bewältigung bzw. Akzeptanz der Diagnose „Down-Syndrom“ und „geistige Behinderung“ bei den Eltern nach der Geburt - oder falls vorher bekannt, im Anschluss an die Mitteilung der Mediziner.

Mit Bezug zum Kind stellt sich daraufhin die Frage nach dem Umgang. Die Eltern sind durch ihre berufliche Ausrichtung quasi Fachleute. Dass die elterliche Einflussnahme, d. h. der pädagogische und medizinische Blick, auf ihr Kind ebenfalls durch die eigene professionelle „Brille“ mitbestimmt wird, ist anzunehmen.

Für Eltern wie die Eheleute K. besteht die Option, sich vom ersten Tag an auf ein Leben mit einem Kind mit Down-Syndrom einzustellen und sich auf entsprechende Entwicklungswege vorzubereiten, denn die in medizinisch-therapeutischen sowie sonderpädagogischen Kontexten klassifizierte Behinderungsform „Down-Syndrom“ ist offen sichtbar und Wege der vorschulischen und schulischen Förderung sind darauf hin eingerichtet bzw. institutionalisiert.

Dennoch werden fortdauernd die förderdiagnostischen Konzepte weiterentwickelt und das Verständnis von „Behinderung“ neu bestimmt. Die unter dem Punkt „Selbstbestimmung und Normalisierung“ skizzierten Ansätze beeinflussen die aufkommende Neuorientierung in der praktischen Behindertenarbeit bis in die Gegenwart hinein. Diese veränderte Perspektive, die verstärkt das Subjekt, nämlich das behinderte Kind selbst mit seinen menschlichen Bedürfnissen in den Vordergrund stellt, wird bei vielen engagierten Eltern und Professionellen aufgegriffen. Auf größerer Ebene spiegelt die programmatische Ausrichtung der Bundesvereinigung Lebenshilfe Anfang der 90er Jahre diesen Trend bzw. Paradigmenwechsel wieder. Dass insbesondere Elternhäuser mit liberal-intellektueller Prägung diese Ausrichtung unterstützen und sich dort gewissermaßen milieutypisch wieder finden, zeigt sich für mich aufgrund meiner praktischen Arbeit.

2.3.4. Intervieweröffnung: Frühe Fördermaßnahmen

Zu der Entwicklung und den Kindheitserinnerungen ihres Sohnes befragt, erklärt Frau K am Anfang des Interviews: „Sind eigentlich viele Erinnerungen, denn also mit B. war das Leben ja nie so, äh, wie normal, sondern immer ein bisschen anders, wie bei seinen Geschwistern.“

Statt eine der „viele[n] Erinnerungen“ aus der Kindheit auszuwählen und beispielsweise mit einer Geschichte anzufangen, was auch ein denkbarer Interviewbeginn

gewesen wäre, setzt die Darstellung der Mutter an der ersten Stelle bei der „Entwicklungsproblematik“ an. Wobei ganz allgemein das Kriterium „Normalität“ und das Vergleichskriterium „Geschwister“ im Hinblick auf die Entwicklung ihres Sohnes ins „Spiel“ gebracht wird. Diese Bezugsmaßstäbe werden vor die konkret geschilderte Lebensgeschichte gesetzt. Daraufhin wird von der Mutter, in sehr reflektierter Weise, der Entwicklungsstrang des Sohnes aufgegriffen und mit der Kindergartenzeit, nach der ich allerdings gefragt habe, angefangen. Hochgradig strukturiert baut sie die Erzählung auf und lässt den „roten Faden“ durch die Lebensphasen sichtbar werden. Die genannten Kriterien „Normalität“ sowie „Geschwistervergleich“ sind es, die auch in späteren Lebensabschnitten wiederholt zu erkennen sind. Wenn das Leben des Sohnes „nie so normal wie bei seinen nicht behinderten Geschwistern“ war bzw. auch nicht werden kann, besteht jedoch die Ambition, es so normal wie möglich zu gestalten, d. h. von Anfang an zu normalisieren, so die Eingangshypothese, die am Fallmaterial zu entfalten ist. Der ältere Bruder stellt dann dafür den „normalen“, alterstypischen Maßstab dar.

2.3.5. Organisation des „richtigen“ Kindergartens

Die Probleme mit der Kindertagesstätte eröffnen die weitere Erzählung ohne dabei vorerst Erlebnisse mit B. selber bzw. seiner Familie zu thematisieren.

Unabhängig davon, ob sich das „Ideale“ hat realisieren lassen oder nicht, die frühzeitige Planung für den „richtigen Kindergarten“ für B. beginnt weit im Vorfeld im Kontext mit der Kindergartenorganisation für den Erstgeborenen zweieinhalb Jahre vorher. Als maßgebende Kriterien werden die personelle Ausstattung, das Vorhandensein von Sprachförderangeboten, die integrative Ausrichtung sowie die Anbindung zum Wohnviertel der Familie thematisiert: „Der Schlüssel an Erzieherinnen“ und die Offenheit für „Kinder mit mehr Förderbedarf“ kennzeichnen die Möglichkeiten zur Integration, in der dann alternativ gefundenen Einrichtung, so mit „Sprachtherapeuten um [ihn] rum“. Frau K. bilanziert die Kindergartenzeit ihres Sohnes durchweg positiv und zuversichtlich als „gute Zeit“. Formulierungen wie „es tat ihm unheimlich gut“ verdeutlichen dies. Auch B. selber schildert seine Kindergartenzeit als „schön“.

Bemerkenswert ist die Gewichtung der Organisation des frühkindlichen Fördermilieus. Das bedachte und rechtzeitige Auswahlgeschehen bezüglich des „richtigen“ Kindergartens, „das Ideale“, kann als Hinweis auf die hohe Bedeutung der Förderung

und auch Hoffnung in die pädagogische Umgebung interpretiert werden. Das unbedingte Ansinnen der Eltern, ihren Sohn unter nicht behinderten Kindern zu fördern, ihn also an der „normalen“ kindlichen Welt teilhaben zu lassen, nach Möglichkeit mit seinen Geschwistern zusammen, verdeutlicht den Normalisierungsanspruch der Mutter.

Mit dem Förder- bzw. Integrationsvorhaben sind jedoch zugleich Anforderungen an das Kind verknüpft. Diese habe der B. allerdings, beispielsweise hinsichtlich des Wechsels an Erzieherinnen „besser weggesteckt wie ich geglaubt hab“, erklärt die Mutter. Die Anforderungsseite wird als letztlich unproblematisch bewertet. Beispielsweise wird das späte Trockenwerden bei B. zwar als „Problem“ bezeichnet, dieses sei „aber zu beherrschen“, erklärt Frau K. Entsprechendes Darstellungsmuster bzw. die Haltung der Studienrätin, dass trotz geschilderter Schwierigkeiten, Hindernissen etc. dann schließlich doch die Situation gemeistert und im nachhinein als unproblematisch oder „zu beherrschen“ bewertet wird (pädagogischer Optimismus und Machbarkeitsvorstellung), lässt sich auch in späteren Lebensabschnitten von B. finden.

Weiter wird erklärt: „Mit einer Praktikantin hatten wir mal ein sehr enges Verhältnis auch gehabt. Des war wirklich gut.“ Die Knüpfung solche Außenkontakte der Familie, wie hier während der Kindergartenzeit, die dann möglicherweise auch dauerhaft bestehen bleiben, verdeutlicht folgendes. Einmal zeigt es die Möglichkeit, soziale Netze zu aktivieren, von denen auch die Kinder Nutznießer sein können, so beispielsweise als Unterstützung für B., der sich früh auf Beziehungen auch außerhalb der Kernfamilie einstellen kann, um so später einen Mentor nicht als ungewöhnlich zu empfinden. Außerdem unterstreicht derlei Kontaktherstellung die Offenheit, außerhalb der Familie und des etablierten Freundeskreises das soziale Umfeld zu vergrößern (soziales Kapital), was nicht bei jeder Familie selbstverständlich ist.

2.3.6. Elterninitiative und schulische Integration

„Wir haben uns dann so weitergehangelt an den Bedürfnissen unserer Kinder.“ Frau K. schildert das Engagement der Elterninitiative für Integration, die sich für die Teilhabe bzw. Nichtaussonderung aus den vorschulischen und schulischen Einrichtungen ihrer Kinder einsetzt. Diese Bedürfnisse der eigenen Kinder werden allerdings vorrangig pädagogisch ausgelegt, nämlich als Partizipationsbedürfnisse, d.h. spielen und lernen zusammen mit nicht behinderten Kindern und dabei entsprechend geför-

dert werden. Dass dabei die Bedürfnisse der Kinder von ihren Eltern – ausschließlich Akademikerinnen und Akademiker, darunter mehrere Lehrerinnen – definiert werden und sich eigentlich als deren eigenes Anliegen herausstellen, zeigt sich beispielsweise auch an der als „ziemlich aufregend“ geschilderten Umsetzung der integrativen Beschulung: „Wir wollten eine echte integrative Klasse, also dass wirklich auch Grundschüler sind, vom Status her und nicht so ausgelagerte Sonderschüler. Und dann gingen die Verhandlungen mit der Mörikeschule los.“ Die Eltern treiben die Gründung einer „echt integrativen Grundschulklasse“ voran. Dass diese enthusiastische Tätigkeit auch schul- und sozialpolitische Arbeit wie die beschriebenen „Verhandlungen mit der Stadt“ beinhaltet, um erfolgreich umgesetzt werden zu können, deutet darauf hin, dass sich hier ausschließlich Fachleute mit Einblick bzw. entsprechenden Kenntnissen und Zeit verwirklichen können. Von daher erscheint es nicht als Zufall, dass Frau K. als Studienrätin sich dieser Sache annimmt.

2.3.7. Kampf um integrative Beschulung

Zur Kindergartenzeit heißt es, „das lies sich noch gut lösen“. (...) „Und in der Schule fangen dann die Probleme erst so knackig an.“

In der Schilderung von Frau K. wird die Schulzeit nach der Grundschule als Enttäuschung dargestellt. In die erkämpfte „einzige Integrationsklasse“ kann B. nicht aufgenommen werden. Zudem erweist sich die weiterführende Schule als „nicht zu überwindende Hürde“. Dazu heißt es: „Keine Chance. (...) Wir ham wirklich uns drei Füße raus gerissen. Wir ham gekämpft, alle Gymnasien einbezogen, Fortbildungen organisiert. (...) Aber trotz allem hat's nicht funktioniert, weil das Oberschulamt dann,... also gut der politische Wille steht dem entgegen.“ (...) „Mit dem fünften Schuljahr war's dann aus mit der Integration.“ Trotz aller Versuche gerät Frau K. offenbar an ihre Grenze schulischer Veränderungsmöglichkeiten. Die Formulierungen „drei Füße rausgerissen“ und „gekämpft“ verdeutlichen mit welcher Vehemenz und damit auch emotionalen Beteiligung die Studienrätin die Idee der Integration ihres Kindes verfolgt. „Gekämpft“ impliziert zudem eine Auseinandersetzung mit einem (fiktiven oder realen) Gegner oder Feind, den es zu bezwingen gilt. Dieser stellt in dem Fall das System ‚Schule‘ mit den dann konkreten Personen auch im ‚Oberschulamt‘ dar (ihrem eigenen vertrauten Arbeitsbereich). Die weitere Schulzeit bis zum Übergang ins Arbeitsleben verbringt B. auf der „Schmalwegschule“, einer Schule für Geistigbehin-

derte. Frau K. „stört“ dabei vor allem die „Ghettosituation“, durch welche ihr Sohn von der sozialen Teilhabe ausgeschlossen wird.

2.3.8. Der Zirkus als integratives Kompensationsfeld

Die ausbleibende schulische Integration führt bei Frau K. zur Umorientierung und damit zur Suche nach neuen Partizipationswegen für ihren Sohn im Freizeitbereich. Über das Zirkusprojekt für Kinder findet sie für ihren Sohn ein Betätigungsfeld. Der „Zirkus Clarino“ wird zur „Erfolgssache“. Die Mutter bezeichnet diese Zeit als „ideal“ und „wertvoll für ihn“. Auch die beiden anderen Geschwister werden in die Zirkusaktivitäten eingebunden. Es lässt sich anmerken, dass die Integrationsbestrebungen von Frau K., nach dem Misserfolg im Zusammenhang mit der weiterführenden Schule, sich alternativ hier umsetzen lassen.

Diese Zirkusveranstaltungen finden in einem sicheren Schonraum „mit Ausgangspunkt in der Walddorfschule“ statt. Hier wird ein Begegnungsraum mit vermutlich überwiegend toleranten jungen Menschen mit bürgerlicher Herkunft geschaffen. Wie bei B. auch werden vermutlich weitere Geschwister behinderter Kinder daran teilnehmen. Mit Bezug zur Milieuorientierung lässt sich dann annehmen, dass das Projekt auch grundsätzlich karitativ motiviert sein wird. Die Lernfelder dort umfassen vielfältige Zirkusaktivitäten. So berichtet B. vom Jonglieren. Das pädagogische Anliegen dabei, im Sinne des kooperativen Lernens, ist jedoch ersichtlich. Gleichwohl eröffnet dieses Freizeitprojekt die Möglichkeit, auch außerhalb von Familie, Schule und Behinderteninstitution über den engen und vertrauten sozialen Kontext hinaus Erfahrungen mit anderen nicht behinderten und behinderten Menschen zu machen. „Er [hat] immer andere Kinder um sich herum“, erklärt seine Mutter diesbezüglich.

2.3.9. Verhältnis zum älteren Bruder

Das Verhältnis der beiden Brüder zueinander zeigt sich aus der Perspektive ihrer Mutter wie folgt: Der Ältere ist das „große Idol“ für den Jüngeren. Er gilt als sein „unangefochtenes Vorbild“. Die Veränderungsbedürfnisse von B. hinsichtlich der Schritte ins Erwachsenenleben (Arbeit, Auszug und Freundin) werden durch den älteren Bruder hervorgerufen bzw. mit ausgelöst, so die Schilderung der Mutter.

F. hat diese Handlungen in Richtung Ablösung von der Herkunftsfamilie überwiegend umgesetzt (die finanzielle Abhängigkeit wird sicherlich bis zum Ende seines Studiums fort bestehen bleiben). Nicht unerfreut bemerkt Frau K.: „Er hat auch gelernt sich zu lösen“. Bezüglich seines Auslandsaufenthalts als Schüler wird bemerkt: „Das hat er auch bewusst oder unbewusst auch gemacht, um zu zeigen, es muss auch ohne mich gehen.“ Diese Abgrenzung bzw. Ablösung wird in zweifacher Hinsicht aufgefasst, zum einen grundsätzlich von der Familie und zum anderen speziell auch von seinem behinderten Bruder. Trotz des „sehr guten“ und engen Verhältnisses der Brüder gilt es für ihn auch „Distanz zu schaffen“, so die Erklärung. Die Unabhängigkeitsentwicklung von F. wird gleichzeitig als „Lernaufgabe“ für den jüngeren Bruder interpretiert. Er soll lernen, zunehmend ohne den „großen Bruder“ zurechtzukommen. Dieser steht nicht mehr so oft „zu Verfügung“. Der Ältere muss sich gewissermaßen um sein eigenes Leben kümmern, was durch das „Distanz schaffen“ zum Ausdruck gebracht wird. Somit wird es Entwicklungsaufgabe angesehen, dass F. sich ablösen muss, um sich selbst verwirklichen zu können. In diesen Kontext passt auch die Aussage der Mutter, dass die Eltern früher probiert haben, die beiden nicht behinderten Geschwister „nicht über Gebühr zu belasten“. Freiräume zur eigenen Entwicklung der Geschwister ohne Rücksicht auf B. werden in der Kindheit bereits organisiert.

Hinsichtlich der Sichtweisen von Mutter und Sohn werden jedoch Diskrepanzen sichtbar. Die Ambitionen bezüglich des Ablösungsprozesses sind bei Frau K. und B. verschieden. Frau K. nimmt die im Interview dargestellten Befindlichkeiten, d.h. „psychosomatischen Reaktionen“ ihres Sohnes wie „Bauchweh“ während der ersten längeren Trennungsphase der Brüder „USA-Aufenthalt“ zur Kenntnis und erklärt, er habe „schwer gelitten“, dennoch muss B. mit dieser „Lernaufgabe“ letztlich auf sich selbst gestellt umgehen.

Unterstützung erfährt er durch seine „kleine Schwester“, die das „hervorragend“ übernimmt, so Frau K. Auch schreibt er sich den „Kummer von der Seele“, heißt es. Hilfen oder Unterstützungsmöglichkeiten, um zunehmend ohne den großen Bruder zurechtzukommen werden, wie jetzt aktuell bei seinem Mentor S., „so ein F. Ersatz“, initiiert.

B. erklärt dem gegenüber: „Der F. ist mein Bruder für immer.“ Diese Aussage lässt sich dahingehend deuten, dass der Bruder für ihn, ohne zeitliche Beschränkung, gerade nicht zu ersetzen ist. Damit wird das besondere Verhältnis der beiden deutlich, das B. bewahren möchte. Faktisch findet jedoch folgendes statt: B. soll sich lösen

lernen, ein „F.-Ersatz“ bekommen und schließlich ohne den Bruder zurechtkommen. Der junge Mann erklärt, dass es ihm „schlecht“ geht, wenn sein Bruder mit seiner Freundin wieder von Zuhause zum Studieren in die Schweiz abreist: „Da kriege ich meistens Angst. Weil da kriege ich, wenn die J. und der F. weggehen, da kriege ich Bauchweh, Durchfall und da bin ich nur schlecht.“

Nicht als „Lernaufgabe“, sondern als ungewollte Loslösung, die mit Angst verbunden ist, d.h. mit „psychosomatischen“ Ausdrucksweisen, die ihn hilfsbedürftig macht und damit zur inneren Notsituation wird, stellt sich der Ablösungsprozess des großen Bruders für B. dar. Dazu passt die Stelle in der B., nach Unterstützung befragt, sehnsüchtig antwortet: „Ich glaube an mein Bru, mein Bru, mein bester Bruder. Ja!“

Die biographischen Veränderungen werden somit einerseits durch den Anspruch der Eltern, die das Ablösegeschehen – als B.'s Bedürfnis (um-)gedeutet – an ihn herantragen bzw. von ihm erwarten und andererseits aufgrund der tatsächlichen erfolgten Abnabelung des Bruders ausgelöst. Wobei die real erfolgende Ablösung von F. wiederum die elterlichen Erwartungen im Sinne der Vorbildfunktion für B. bestätigen könnten. Damit wird die Entwicklung des großen Bruders für B. zur Antriebsfeder sich ebenfalls entsprechend seiner Möglichkeiten entwickeln und unabhängig werden zu müssen. Die am Interviewbeginn von der Mutter dargestellten Kriterien „Normalität“, im Sinne des normalen Ablösungsprozesses, und das Kriterium „Geschwistervergleich“ werden hier wieder sichtbar.

Inwieweit sich daraus auf der „inneren Bühne“ (von Thun) eine ambivalente Haltung dem großen Bruder gegenüber ergibt, lässt sich für mich nur insoweit deuten, als dass B. offenbar gegenüber der Freundin des Bruders (stellvertretend?) eine gewisse unterdrückte Aggression entwickelt, die er dem F. gegenüber nicht entgegenbringt oder nicht entgegenbringen kann, da dieser sich in der Folge noch weiter von B. distanzieren könnte. Die J. geht mit dem F. zusammen nach „Konschtanz oder nach Dings“ zum Studieren weg, erklärt B. Seine Mutter bemerkt: „Er muss ihn teilen mit seiner Freundin.“ Als Eifersucht auf J. lässt es sich interpretieren, wenn B. um sie sehr bekümmert und besorgt erklärt, wenn es der J. mal „ganz arg schlecht geht“, muss er „Tee bringen“ und „streicheln und trösten“. Die eigene Hilflosigkeit, wenn der Bruder wieder weg geht, wird umgedeutet: „Ich brauche Hilfe für mein Bruder. Und noch bei J.“, erklärt er. Diese offensichtliche Rollenumkehr und übertriebene Fürsorge, in der die eigene Bedürftigkeit, der J. zugeschrieben wird und so die Ablöseproblematik verschoben wird, ist zumindest auffällig.

2.3.10. Gestaltung der beruflichen Entwicklung

„Nur, nur nicht Werkstatt für Behinderte. Also das war eigentlich unsere Entscheidung.“ (...) „Da will ich den B. nicht haben.“ Aus dem Interview mit Frau K. geht hervor, dass die berufliche Perspektive ihres Sohnes früh vorgezeichnet wird. Die Werkstatt wird kategorisch ausgeschlossen. Auch das Praktikum dort zu Schulzeiten bestätigt ihre Einschätzung: Die Mutter hat „nicht [den] Eindruck als wäre es das gewesen, was er unbedingt wollte“. Bezogen auf die Entscheidung gegen die WfbM ist sie sich „sicher, nicht absolut gegen seine Interessen zu handeln“.

„Okay das nicht ... da müssen wir halt suchen.“ Über das „Modellprojekt“ zur beruflichen Orientierung und Bildung für Jugendliche mit sog. geistiger Behinderung absolviert B. mehrere Betriebspraktika. In seinem Interessensbereich „Küche“ bzw. „hauswirtschaftlicher Bereich“ soll ein Arbeitsplatz auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt gefunden werden: „Also mit der Küche hat er’s irgendwie“, erklärt seine Mutter. Und: „Irgendwie in der Richtung muss es doch vielleicht was geben.“ Für den Fall, dass sich über die Praktika kein beruflicher Einstieg ergeben hätte, hätten die Eltern selber „was gesucht“, wird erklärt.

Die berufliche Entwicklung von B. wird demzufolge nicht dem Zufall überlassen. Ebenso wie bei der integrativ durchgesetzten Grundschulzeit in der ausgelagerten Klasse und dem Versuch der weiteren schulischen Integration engagieren sich die Eltern auch hierbei und nehmen die berufliche Organisation ihres Sohnes in die Hand: „Da müssen wir halt suchen.“ Wenn die Mutter erklärt, sie sei sich sicher „nicht absolut gegen seine Interessen zu handeln“, beschreibt sie dennoch selber die von den Eltern übernommene Vorgehensweise stellvertretend (!) und damit mutmaßlich im Sinne seiner Interessen zu handeln. Gleichwohl taucht der Aspekt der Teilhabe bzw. Normalisierung, bezogen auf die normale Arbeitswelt, als Gegenstand der Erzählung auch hier auf (Fortsetzung des Integrationsvorhabensmusters).

2.3.11. Bedeutung der Arbeit und des Arbeitsplatzes

„Also je älter er wurde, umso weniger gerne ist er [in die Schule] gegangen und fand das mit dem Arbeiten und diesen Praktika viel spannender.“ (...) „Wenn er einmal draußen war und da hat er gemerkt das is besser“, bemerkt Frau K. Der Stellenwert der Arbeit wird auch hier, ähnlich wie im Interview mit Herrn C., positiv hervorgehoben.

Die Studienrätin bezeichnet es als „Geschenk ein bisschen“, dass sein letztes Praktikum zu einem dauerhaften Arbeitsplatz wird. „Wirklich was schaffen“ sei es, so die Mutter, was ihm im Unterschied zur Schule „besser gefällt“. Zur Arbeit heißt es, „durch diese Häuser da wandeln (...) und Sachen verteilen“ und auch „das Unterschiedliche findet er gut“. Die Bedeutung der Arbeit hier wird eine andere sein als bei Familie C: Mit Blick auf das Herkunftsmilieu lässt sich folgern, dass in diesem Fall das Einkommen des jungen Mannes eine untergeordnete Rolle spielt. Die Versorgung der Familie ist hier sicherlich kein Thema. Im Gegenteil: Unter Umständen bräuchte B. aus ökonomischer Perspektive gar nicht zu arbeiten und wäre dauerhaft durch seine Herkunftsfamilie versorgt und abgesichert. Von daher erscheint es nicht verwunderlich, dass die Arbeitsinhalte dann im Vordergrund der Erzählung stehen. Das „Unterschiedliche findet er gut“ lässt sich, milieutypisch, als hohe Gewichtung abwechslungsreicher Tätigkeiten deuten (beispielsweise im Kontrast zu monotonen Montagearbeiten in der WfbM).

2.3.12. Ambivalenter Berufseinstieg

B. berichtet zu seinem beruflichen Einstieg folgendes: Seinen jetzigen Arbeitsplatz beschreibt er als „schön, sehr schön“. Er erzählt von anspruchsvollen und abwechslungsreichen Verteilungs- und Reinigungstätigkeiten. Da könne man „viel endlich schaffen, ganz viele Sachen“. Auch seien „die Kollegen bei der Arbeit nett“. „Meine ganze Arbeit gefällt mir“, erklärt er.

Im Kontrast dazu schildert B. seine Ängste hinsichtlich der an ihn gestellten betrieblichen Anforderungen: „Äh Angst, wenn das Beruf nix wird. Dann krieg ich sehr Angst. Und was nicht, was nicht ganz gut klappt wie vorher, dann bin ich schon mein Beruf draußen.“

Sehr reflektiert bezüglich seiner Selbsteinschätzung berichtet er von einzelnen Situationen, die ihn teilweise überfordern oder ihm Schwierigkeiten bereiten: „Beispiel bei die Getränke...da kriege ich auch eine Zettel wie viele Getränke ich nehmen soll (...).“ Die hohe Eigenverantwortlichkeit bei der Durchführung seiner Aufgaben wird erkennbar. Die Angst den elterlichen sowie betrieblichen Vorgaben nicht genügen zu können ist offensichtlich. Somit stellt sich seine berufliche Situation ambivalent für ihn dar: Zum einen besteht eine deutliche Arbeitszufriedenheit hinsichtlich seiner an ihn übertragenden interessanten Aufgaben, dem toleranten und entspannten Betriebs-

klima unter lauter Akademikern sowie der Möglichkeit nach neun Monaten Arbeitserprobung schließlich einen Arbeitsplatz mit echtem Mitarbeiterstatus erlangt zu haben, andererseits soll er seine „emotionalen Befindlichkeiten“ unter Kontrolle bekommen, um den erreichten Arbeitsplatz nicht zu gefährden. Dass der Versuch, dieses Spannungsverhältnis zwischen inneren Bedürfnissen und äußeren Erwartungen bei der täglichen Arbeit in den Griff zu bekommen, bei B. zu Stressanzeichen führt, schildert er oben selber.

„Das war ja so der Kritikpunkt eigentlich auch, dass er seine emotionalen Befindlichkeiten oft sehr in den Vordergrund stellt und das Arbeiten vergisst.“

Nach Schwierigkeiten bei der Arbeit befragt, bemerkt die Mutter: „Also wenn irgendwas schief gelaufen ist, dann merk ich es ihm meistens an, dass er irgendwie so’n bisschen bedröppelt ist und so.“ Als er mal „das Vesper nicht eingepackt hat“, ist er „völlig von der Rolle“ bei der Arbeit und hat statt zu arbeiten „angefangen zu heulen“. Später wird die Situation „irgendwie gelöst“ und alles sei „gar kein Problem“ gewesen. Ich greife diesen kritischen Aspekt im übernächsten Punkt vertieft auf.

2.3.13. „Nächstes Thema“ Auszug und Wohnen

Das Wohnen ist „sozusagen das nächste Thema, was dann ansteht“. Zu den Vorstellungen bezüglich der zukünftigen Wohnsituation ihres Sohnes bemerkt Frau K., dass ein grundsätzliches „Interesse daran [besteht], dass er irgendwann geht“.

„Irgendwo eigenes Wohnen“, erklärt sie, „halt wie das junge Menschen in seinem Alter, junge Erwachsene halt machen. Nicht immer Zuhause bleiben“. Die Orientierung an Gleichaltrigen bzw. altersgemäßen Wohnbedürfnissen, kann als Hinweis auf die Normalisierungsvorstellung der Mutter verstanden werden. Das Thema „Auszug und Wohnen“ außerhalb der Herkunftsfamilie wird um den Aspekt „Zusammenwohnen mit der Freundin“ erweitert, „wo auch die Freundin irgendwie dabei ist“, heißt es. Es wird allerdings als sein „Wunschtraum mit der Freundin in [einer] Zweizimmerwohnung“ zusammen geschildert. „Ich meine wir sind ja noch in derselben Stadt.“ „Aber eigentlich war es schon seine Idee ausziehen“, schildert die Studienrätin. Gleichwohl erklärt sie: „Also ganz alleine wohnen ist sicher nix für ihn. Er braucht irgendwie noch so andere, in welcher Form das jetzt sein kann, muss man mal gucken.“

Im Kontrast dazu wird erläutert: „Noch greller fände er’s eigentlich, wenn das alles sozusagen in unserem Haus sich abspielen könnte.“ So hat er „en Haus gemalt, wer wo wohnt, also F. und J. natürlich auf jeden Fall ganz in der Nähe und die P. auch und wir kommen nicht so rich, also doch ja genau nen Stockwerk drüber (...) also des fänd er noch besser.“

B. erklärt zum Wohnthema, er möchte „gerne mit [seiner] Freundin woanders wohnen“. Im selben Satz bemerkt er dann allerdings, „nein, ähm. Ja. Ähm. Ich gehe mit meine Freundin, äh zu meine Zimmer oben“.

Während seine Mutter offenbar recht deutliche Vorstellungen zum Auszug zur späteren Wohnsituation ihres Sohnes hat (in Anlehnung an normale Wohnmaßstäbe), beschreibt er selber keine so klare Positionierung. So schildert er zwar seine Erfahrungen beim vierwöchigen betreuten Probewohnen als „schön“. Die Szene auf seinem Bild hingegen, in der die gesamte Familie gemeinsam unter einem Dach bzw. im selben Haus in unmittelbarer Nähe wohnt, wo auch der bereits ausgezogene Bruder mit seiner Freundin wieder im Elternhaus zu sehen ist, lässt eher das Bedürfnis erkennen, alle Familienmitglieder, wie einst, um sich vereint zu haben. Kurz: Die Darstellung steht einem beabsichtigten Auszug und damit dem geforderten Ablösungsprozess geradezu entgegen.

Dennoch besteht möglicherweise zwischen „Auszug und Wohnen“ ein Unterschied. Wenn B. erklärt, er möchte mit seiner Freundin woanders wohnen und kommt dabei jedoch auf sein Zimmer zurück, so ist dieser Wunsch nach Veränderung der Wohnsituation unter einem Dach etwas anderes als der Auszug aus dem Elternhaus. Mit dem Auszug ist schließlich der Wegfall der unmittelbaren und alltäglichen Nähe zu seinen Familienmitgliedern verbunden. Möglicherweise befindet er sich hier im Konflikt zwischen dem eigenen Wunsch bzw. auch den äußeren Erwartungen, außerhalb des Elternhauses zu wohnen, und seinem Bedürfnis nach familiärer Nähe. Ein Hinweis dafür wäre die Schilderung der Mutter, die ihn während des betreuten Wohnens „in der Stadt mal getroffen hat“ und erklärt: Sie habe „schon gemerkt,...er brauch einfach en bisschen mehr Streicheleinheiten. Das kam deutlich zu kurz.“

2.3.14. Emotionale Schwierigkeiten

Nach Darstellung von Frau K. liegen die „Schwierigkeiten“ ihres Sohnes bei seinen „emotionalen Befindlichkeiten“: „Wenn er Lust hat, kann er ganz viel. Wenn er keine

Lust hat, kann er gar nichts. Und da ist die Schere halt weiter offen wie bei anderen. (...) Das ist seine Schwierigkeit.“ Und in Bezug auf die Arbeit: „Solche Sachen sind's eigentlich eher, wo, die ihm Schwierigkeiten machen. Also den Arbeitsablauf, den hat er jetzt wirklich drauf.“ Diese emotionalen „Schwierigkeiten“ stehen anscheinend im Kontext mit Situationen, in denen B. sich überfordert fühlt, wie oben im vorletzten Punkt am Beispiel mit dem vergessenen „Vesper“ deutlich wird.

Weiter lässt sich dazu folgende Schilderung der Mutter anführen: Während des „Wohntrainings“ hat er „unheimlich viel sonstige Termine noch“ (...) „Dann war er völlig, völlig konfus und da hat gar nichts mehr funktioniert [morgens beim Praktikum]. Und dann sollte er aber nachmittags, sollte er auf dieses Jugendgemeinderatwochenende, wo er eigentlich auch niemanden kennt (...) Sonntagmittag nachhause und dann noch eine Zirkusvorstellung, die letzte nämlich, mitmachen. Also das war ein Hammer für ihn.“ Gleichwohl heißt es dann dazu: „Aber es hat dann alles geklappt. War alles bestens.“ Diese „Schwierigkeiten“ werden „dann irgendwie gelöst.“ Und bezogen auf die Unterstützung ihres Sohnes bezüglich derartiger Situationen erklärt Frau K. dann: „Wenn unvorhergesehene Sachen kommen, die er einfach nicht überblicken kann, dann muss einfach jemand da sein, der dann ihn wieder aufs richtige Gleis stellt.“

Bemerkenswert ist, auf welche Weise die Mutter auf die emotionalen Befindlichkeiten ihres Sohnes in Situationen seiner Hilflosigkeit reagiert. Riskant interpretiert lässt sich behaupten, diese reagiert, der Interviewdarstellung nach, auf die Krisenmomente von B. mit wenig emotionaler Verbundenheit bzw. Empathie, anstatt wie es als Form der innerfamiliären Fürsorge auch denkbar wäre, mit Trösten. Unterstützung erfährt ihr Sohn auf pädagogische Art und Weise, indem sie beispielsweise erklärt, er brauche dann „Jemand, der ihn wieder aufs richtige Gleis stellt“. Auch klingt hier ein gewisser pädagogischer Zweckoptimismus an, wenn die Studienrätin zur Situation oben bemerkt, „hat alles geklappt“ (im Sinne von ‚stellt sich alles wieder ein‘). Inwieweit die innere Notlage und damit die Überforderung hinsichtlich normalisierender Erwartungen des jungen Mannes, die hier unterstellt wird, von seinen Eltern ernsthaft wahrgenommen bzw. akzeptiert oder auch verdrängt wird, muss dahingestellt bleiben. Deutlich wird jedoch, dass er mit seiner Bedürftigkeit in der Krisensituation offenbar auf sich gestellt bleibt und scheinbar keine für ihn wirkungsvolle (psychologische) Hilfe erhält. Zusammengefasst lässt sich anführen, dass die Eltern bzw. Frau K. auf

die psychosomatische Krise (mit Stress, Angst und Bauchschmerzen etc.) des Sohnes pädagogisch antworten, indem die Studienrätin entsprechende Situationen, wie beispielsweise die Ablösung des Bruders, als „Lernaufgabe“ für ihn (um-)deutet.

Deutlich wird, dass sich dieses wiederholende Muster im Interview (Überforderungssituationen mit entsprechendem Verhalten von B. und seiner Mutter), vorsichtig interpretiert, über weite Lebensphasen des jungen Mannes finden lässt, in denen auch die pädagogische Einflussnahme der Mutter Gegenstand der Erzählung ist (vom Kindergarten angefangen über die Ablösung des Bruders bis zum Stress am Arbeitsplatz und dem geplanten Auszugsvorhaben).

Situationen der vorübergehenden Handlungsunfähigkeit von B. werden von seiner Mutter detailliert beschrieben, „hat gar nichts mehr funktioniert“, erklärt sie oben. Gleichwohl wird obiges Muster (Umgang mit der Krise), systemisch gedeutet, offenbar zirkulär aufrechterhalten bzw. stabilisiert. Diese Hypothese stellt sich für mich dann, wenn die Stresssituationen des Sohnes durch pädagogische Maßnahmen der Mutter zu weiteren Krisen bei ihm führen.

2.3.15. Unterstützung

Die „Schwierigkeiten“ werden bei der Mutter eher an einzelnen Situationen festgemacht und pädagogisch gedeutet, in denen B. dann Hilfe oder Unterstützung erhalten soll. So wird zur Unterstützung bzw. Begleitung erklärt: „Er braucht in gewissen Situationen sicher Begleitung und Betreuung. Also leben ganz alleine kann ich mir nicht vorstellen. Das reicht nicht. Also zum Beispiel Umgang mit Geld wird so was sein. Und dann ja bei Krankheit all so Sachen. (...) So das normale Leben wie Arbeit oder Freizeitgestaltung oder was gibt's da für Ideen, wie kann man das anfangen, da braucht er Begleitung. (...) Ne Form von betreutem Wohnen, die flexibel ist... wie das Konzept in der Lessingstrasse... Da denke ich, da ist er richtig in irgendeiner Form da.“ An anderer Stelle wird das „Lernfeld Geldausgeben“ genannt. Die Unterstützung wird bereichsspezifisch definiert und geschaffen. So wird zum „Mentor“ aus dem betreuten Wohnen berichtet: „Er hat sich sehr mit dem S. da angefreundet. ...die treffen sich jetzt in Wochenabständen ... Und das ist eigentlich so jetzt der F.-Ersatz. Also ein bisschen mehr Distanz, aber ein junger Mann, mit dem er so Sachen von Mann zu Mann bereden kann. Weg von der Mama und so.“ Der Mentor soll damit vereinfacht gesagt die Bruderfunktion ersetzen, indem er als männliches Vorbild mit „etwas

mehr Distanz“ auftritt. Auch wenn die Beziehung zu S. tragfähig ist und von B. selber auch ausgegangen ist, bleibt es doch äußerst fraglich, ob er selber den Bruderersatz, der die Trennung von F. ausgleichen soll, darin erlebt.

2.3.16 Behinderung

„Er hat ja auch bei dem Wohntraining da auch sich ausgesprochen abgesetzt von den beiden anderen...er wollte eigentlich immer viel lieber mit seinem Stock da oben, äh, jetzt habe ich schon en paar Mal gemerkt, dass er sich selber überhaupt nicht als behindert wahrnimmt. Wir haben mal Wohnheime angeguckt, da hat er gesagt, da möchte ich nicht wohnen mit den Behinderten. Da hab ich auch geschluckt. Also andererseits ist es, ist es schön, dass er sich so ganz und ohne Defekt wahrnimmt. Trotz allem ist es aber halt, ist es so, dass er einige Sachen schwieriger kann. Bei einigen Sachen sich schwieriger tut als andere. Das muss er checken. (...) Das kommt langsam glaube ich.“ (Dass ihm das Wohnheim für Behinderte als fremde Welt erscheint ist nach der bisherigen Darstellung seiner bürgerlichen und auch integrativen Lebensausrichtung wenig verwunderlich.)

Hier wird noch einmal der Anspruch deutlich, den B. seitens seiner Mutter zu erfüllen hat. „Muss er checken“ bedeutet, er hat keine Wahl. Er muss sein Selbstbild korrigieren und sich realistischer bezüglich seiner Schwierigkeiten einschätzen lernen (Normalisierungsstress?). Das klingt einwenig paradox. Auf der einen Seite ist die Mutter froh, dass er sich nicht als „behindert“ sieht, andererseits soll er seine (emotionalen) Schwierigkeiten, die sich für ihn behindernd auswirken, in den Griff bekommen. Somit muss er sich doch als anders (behindert) wahrnehmen, um sich verändern bzw. normalisieren (realistischer Einschätzen) zu können.

Zu seinen Kompetenzen befragt, erklärt Frau K, dass es ein völlig selbständiges Leben bei ihrem Sohn nicht geben wird, jedoch besteht die Hoffnung, dass sich noch was tut bzw. positiv verändert: „Wie gesagt, er hat viele Fähigkeiten, wo er, wo er, mit denen er sein Leben gut, äh, gut verbringen kann. Wie gesagt, er braucht en bisschen, wird immer en bisschen Begleitung brauchen oder Betreuung, aber er hat viele Fähigkeiten und wer weiß, was noch alles entsteht, (...) was sich da alles noch auf tut. Bin ich sehr gespannt drauf.“

2.3.17. Freizeitgestaltung

„Meine Freizeit? Da mache ich so schöne Dinge.“ (...) „Ach Party. Dann mache ich noch Sport. Baden. Dann... bissle singen, toben, Posaune spielen, fernsehen. Dann tu ich noch, ähm, Ski fahren und geh ins Stadion. Lesen, Schreiben [Briefe] und Mathematik.“ Freizeit bedeutet für B. demnach Zeit für „schöne“ bzw. angenehme „Dinge“ zu haben. Zwar tauchen ebenso die organisierten Pflichtprogramme auf wie Sport und Posaune spielen, nur stehen sie bei ihm neben seinen anderen Bedürfnissen wie „toben“ oder „fernsehen“.

Seine Mutter erklärt, aktuell habe er „außer den Angeboten an der Lebenshilfe nicht mehr so viel.“ Den Betriebssport „würde [sie] gerne etablieren.“ Darüber hinaus erhält B. „Posaunenunterricht“ und ist im „Jugendgemeinderat“ „noch ordentlich“ dabei. Gleichwohl berichtet Frau K., ihr Sohn benötige „auch mal einen Nachmittag“, an dem er nichts hat, „wo er irgendwo in seinem Zimmer“ liegt.

Sport, Musikinstrumentenspielen, Gemeindearbeit, Kochen und Freundin kennen lernen über das Kochen in der Lebenshilfe („weil, die finde ich nur hier“), Musezeit an einem Nachmittag die Woche und „am Wochenende die Familie“, so lässt sich sein Freizeitprogramm zusammenfassen. Seine Freizeit lässt sich als stark organisiert und thematisch abgedeckt einordnen. Quasi Stundenplanmäßig sind bei dem jungen Mann die Nachmittage bzw. Abende festgelegt. Selbst die wirklich freie Zeit wird auf einen Nachmittag in der Woche gelegt. Die geschaffenen Freizeitbereiche sind milieutypisch, wie die Einordnung der Familie K. in die Milieulandschaft gezeigt hat. Der Hinweis auf „normale“ Freizeitgestaltung bedeutet also milieutypischen Aktivitäten nachzugehen. Auch die Suche nach der Freundin für B., wird in den geplanten Freizeitkontext gelegt: „Wir müssen irgendwie ein Umfeld schaffen, wo er die Richtige kennen lernt.“ B. erklärt zu seinem Angebot bei der Lebenshilfe: „Da bin ich angemeldet für meine Freundin.“ Seine Mutter erläutert, er bräuchte es „dringend“.

2.3.18. Zukunftsperspektive

Diese zeigt sich kontrastreich: Während B. erklärt „schlecht“, weil er die Sorge hat seine Freundin zu verpassen, „weil, da bin ich schon tot, wenn meine Freundin kommt“, erklärt Frau K., sie wünsche ihm „sehr eine Freundin“ und unter anderem ein „Leben nicht mehr bei uns Zuhause...wo auch die Freundin irgendwie mit dabei ist.

2.4 Fallinterpretation J.

2.4.1 Soziale Herkunft und familiärer Hintergrund

Beide Elternteile stammen ursprünglich aus Bosnien-Herzegowina. Herr C. lebt „seit 36 Jahren“ in Südwestdeutschland. Als junger Mann kommt er 1969 zur Zeit der Gastarbeiteranwerbung hierher. Seit 22 Jahren ist dieser mit seiner jetzigen Frau verheiratet. Seitdem lebt die Familie in N. Die erste Ehe des Vaters wurde Ende der 70er Jahre nach nur zwei Jahren geschieden. Zur Tochter besteht regelmäßiger Kontakt. Die beiden Söhne werden 1984 und 1986 in N. geboren. Soweit einige Eckdaten zur familiären Situation aus der biographischen Anamnese.

Zur beruflichen Stellung der Eltern ist bekannt, dass der Vater bis zu seiner Frühverrentung als LKW-Fahrer tätig gewesen ist. Die Mutter ist als Raumpflegerin in einer Klinik beschäftigt. Das niedrige bzw. unterdurchschnittliche Einkommen der Eltern (bzw. Rente des Vaters) wird durch das der beiden Söhne ergänzt, so dass alle vier Personen zum familiären Haushalt betragen. Die soziale Lage der Familie C. lässt sich im (oberen) Bereich der Unterschicht einordnen. Legt man auch hier, wie bei der Familie K., das Modell sozialer Milieus zugrunde (vgl. Hradil 2001, S.425 ff.), so kann man mit Vorsicht unter den vorgegebenen Einteilungen die Familie C. beim „Traditionslosen Arbeitermilieu“ ansiedeln. Ein traditioneller Arbeiterhabitus sollte deswegen nicht unterstellt werden, da Herr und Frau C. beruflich nicht aus dem Arbeiter- oder Facharbeiterbereich kommen und über die Herkunftsfamilie der Eltern nichts weiteres dazu bekannt ist. Nimmt man neben dem Einkommen und der Berufsposition die dargestellte materielle Grundorientierung hinzu, so können die Aspekte „Konsum“ bzw. „Verbrauch“ oder wie im Interview mehrfach geschildert das „Einkaufen“ als Part der Milieu- und Wertorientierung aufgefasst werden. Das „Traditionslose Arbeitermilieu“ wird dadurch mitgeprägt, dass die Angehörigen dieses Milieus, sich am Konsumstandard der Mittelschicht orientieren und zum bürgerlichen Milieu dazugehören wollen (vgl. Hradil 2001, S. 429). Die Lebensweise in diesen Milieus ist unter anderem durch das Aufgreifen von kurzweiligen Moden und Trends gekennzeichnet. Als weitere Bestimmung werden eine oft ungenügende Daseinsvorsorge und die Konzentration auf das gegenwärtige Leben bzw. das Verdrängen der Zukunft angeführt. Inwieweit sich diese und weitere Aspekte bei Familie C. finden lassen, wird sich punktuell in der Fallanalyse zeigen. Zur Lebenssituation und -gestaltung der Familie C. lässt

sich weiter anführen, dass diese grundsätzlich, d.h. milieuspezifisch, durch Unsicherheit, Fremdbestimmung und ausbleibende Statussicherheit gekennzeichnet sein wird. Die vermutlich geringe berufliche Qualifikation (Ausbildung der Mutter?) und faktisch sehr niedrige berufliche Position der Eheleute C. bedingt, dass diese nicht, wie beispielsweise die Studienrätin oder der niedergelassen Arzt, von einer hohen Arbeitsplatzsicherheit ausgehen können. Auch die damit verbundenen ökonomischen Möglichkeiten (Einkommen, Besitz etc.) sind somit im Vergleich zu Familien der (gehobenen) Mittelschicht deutlich eingeschränkter bzw. prekärer. Dies äußert sich unter anderem an der Wohnsituation. Die Familie C. lebt zu viert in einer Dreizimmermietwohnung und nicht im geräumigen Eigenheim. Alle Einkommen der Familienmitglieder fließen, wie oben angedeutet, in den gemeinsamen Haushalt ein. Die Existenzsicherung wird durch eine Art Solidarprinzip, selbst bei kurzfristigem Ausfall eines Verdieners, gewährleistet. Somit kann in diesem Versorgungsprinzip ein Kompensationsansatz zur insgesamt sonst ökonomisch prekären Lage gesehen werden.

Infolge der elterlichen Migration lebt die Familie C. seit Jahrzehnten von der bosnischen Herkunftsfamilie getrennt. Aus der ursprünglichen Planung des Vaters, einige Monate in Deutschland zu arbeiten, ist wie bei vielen anderen einstigen sog. Gastarbeitern auch, ein dauerhaftes Leben hier geworden: „Also seit 36 Jahre. Ich hab auch gedacht damals, vielleicht bleib ich eine Monat, zwei Monat.“

Gleichwohl werden die Sozialbeziehungen kontinuierlich zur Herkunftsfamilie unten aufrechterhalten. Regelmäßige Besuche im Jahr zu Familienfesten und Urlaubsfahrten nach Bosnien werden fest etabliert, „machen wir regelmäßig“, erklärt Herr C. Somit findet das Leben der Familie letztlich nebeneinander in beiden kulturellen Kontexten statt. Auch an der Lebensweise in Deutschland wird die Verwurzelung mit der bosnischen Herkunftskultur, beispielsweise beim Besuch der Familie im „bosnischen Club“ zweimal monatlich, erkennbar. Die Tendenz dieser sozialen Lebensform, sich verstärkt auf den eigenen familiären Binnenraum zu beziehen und die sozialen Kontakte vorrangig zu Mitgliedern der Herkunftsgesellschaft aufrechtzuerhalten, ist bei Arbeitsemigranten häufig anzutreffen (natürlich ebenso bedingt durch den sozialen Ausschluss von kulturell fremden Minoritäten in der Aufnahmegesellschaft). Denkbar ist, dass hierfür, seitens der Migranten, verschieden Gründe ausschlaggebend sein könnten wie die Primärerfahrungen der Eltern während der Migration beim Hereintreten in eine kulturell fremde Sphäre, um die eigene kulturell geformte Identität bewah-

ren und leben zu können (gegen den Identitätsverlust) bzw. um nicht im Übermaß die kulturelle Praxis der Aufnahmegesellschaft assimilieren zu müssen. Auch werden so habitualisierte Formen des engen familiären Zusammenlebens, wie traditionell in der Herkunftskultur verbreitet, weitergelebt werden können.

Ein denkbarer Hinweis dazu ist die Bemerkung von Herrn C: „Also lieber gehen wir gucken, wo, gucken unsere Familie und bissle (...) freier wie hier normalerweise. Ja. Und das isch es. Jede Jahr.“ Die Formulierung „freier wie hier normalerweise“ lässt sich auf die Lebensweise und Atmosphäre des Herkunftslandes beziehen und damit als Aspekt der Lebensgewohnheit deuten.

Die regelmäßigen Urlaubsfahrten nach Bosnien lassen sich über die Betrachtungsweisen „Ferienzeit und Erholung“ hinaus auch als vorübergehend angelegtes, gemeinsames Leben mit den Verwandten im Herkunftsland einordnen. Das Phänomen „Urlaub“ bedeutet dann in diesem Fall auch Partizipieren an der Herkunftsgesellschaft auf begrenzte Zeit.

Dass die Familie bzw. Herkunftsfamilie der Eltern gleichwohl auch als soziale Ressource bzw. soziales Kapital im Sinne Bourdieus gesehen werden kann, lässt sich dann annehmen, wenn Formen des familiären Zusammenhalts im südosteuropäischen Raum in den Blick genommen werden. Dieser Aspekt zeigt sich beispielsweise bei Familie C. oben hinsichtlich der geschilderten solidarischen Lebensführung.

Ein weiterer Gesichtspunkt, der sich deutlich kontrastreich im Vergleich zu Familien aus den Mittelschichtmilieus darstellt, betrifft die kulturellen Ressourcen der bosnischen Familie (stets bezogen auf die kulturellen Standards der deutschen Mittelschicht). Das kulturelle Kapital bzw. Kapitalvolumen (nach Bourdieu) ist hier deutlich geringer ausgeprägt als bei der Familie aus dem bürgerlichen Milieu – was natürlich mit der Milieuzuordnung impliziert wird. Dieses zeigt sich unter anderem bei der Sprachkompetenz, Schulbildung und den Bildungsabschlüssen der Eltern und ist geradezu typisch für Familien mit Migrationshintergrund. Der kultursoziologischen Perspektive Bourdieus (vgl. 1983, S. 185) nach, werden drei verschiedene Existenzformen des kulturellen Kapitals unterschieden. Neben dem verinnerlichten, inkorporierten Zustand, als dauerhafte Disposition – also leiblich gebunden wie beispielsweise die Muttersprache – wird ein objektivierter Zustand in Form kultureller Güter (Computer oder Musikinstrumente) sowie ein institutionalisierter Zustand (z. B. Bildungstitel) unterschieden. Bezogen auf die Anforderungen in der bürgerlichen Kultur bzw., als

wesentlicher Ausschnitt daraus, unseres Schulsystems, haben Kinder aus Migrationsfamilien, die bereits im Laufe ihrer frühkindlichen Sozialisation sich nicht selbstverständlich bestimmte kulturelle Praktiken aneignen bzw. habitualisieren konnten und somit an Voraussetzungen bzw. Dispositionen, denen nachstehen, die aus den bürgerlichen Milieus der Mittelschicht stammen, mit Benachteiligungen und Schwierigkeiten im deutschen Bildungs- und Ausbildungssystem zu rechnen.

In der Konsequenz werden auch die ökonomischen und sozialen Möglichkeiten bzw. die Teilhabe an respektablen gesellschaftlichen Lebensbereichen drastisch eingeschränkt sein (sekundär infolge der voraussichtlichen sehr niedrigen beruflichen Qualifikation). Von derlei Formen der soziokulturellen Benachteiligung sind dann prinzipiell aber auch konkret J. und sein Bruder bzw. die gesamte Familie C. betroffen. So erklärt J. im Interview zur beruflichen Situation bzw. Ausbildungsplatzsuche seines Bruders: „Und dann Bewerbung schreiben. Immer, immer, immer. Aber noch nicht gut. Immer andere geht. Zuerst ein Brief, geht an andere Firma. Der erste kommt wieder zurück. Absage. Andere kommt wieder – Absage. Nich gut. Is nich normal!“

2.4.2. Unterschichtmilieu, sog. geistige Behinderung und Migrationshintergrund

Die Informationen über das Herkunftsmilieu und die familiäre Lebenswelt von J. erlauben es, grundsätzliche Optionen für ein Kind mit sog. geistiger Behinderung dort abzuleiten. Menschen haben, wie oben angedeutet, in Milieus unterhalb der Mittelschicht, wesentlich häufiger mit umfassenden strukturellen Benachteiligungen zu leben, die bis hin zu Existenz bedrohenden Armutslagen führen können (vgl. Vester 2001). Möglichkeiten die in Milieus der Mittelschicht gegeben sind und dort für selbstverständlich gehalten werden, sind in unterprivilegierten Lebenslagen weit weniger erreichbar. Mit Bezug zur Theorie Bourdieus lässt sich dies neben den Kapital- oder Ressourcenunterschieden, dann grundlegend an unterschiedlichen Habitusformen, verstanden als Erzeugungsgrundlage von Praktiken und Vorstellungen verdeutlichen (vgl. Bourdieu 1999, S. 98).

Dass von den sozialen und kulturellen Formungsprozessen geschädigte Menschen bzw. als geistig behindert bezeichnete Kinder in keiner Weise ausgenommen sind, ließe sich an zahllosen Exempeln belegen. So wird beispielsweise ein sog. geistig behindertes und zugleich musikalisch nicht unbegabtes Kind mit Down-Syndrom, wie

im Fall B., sich nur dann an einem klassischen Musikinstrument verwirklichen bzw. sich dieses aneignen können, wenn Zeit und Geld vorhanden sind daran zu üben und Interesse seitens des Kindes bzw. der Eltern überhaupt diesbezüglich besteht. Ähnliches gilt auch für andere Aspekte der Förderung (beispielsweise heiltherapeutisches Reiten). In Unterschichtmilieus wird derartiges, milieuspezifisch, weitweniger möglich (finanzierbar etc.) sein, aber auch nicht unbedingt für sinnvoll bzw. erstrebenswert gehalten werden – entsprechend der dort vorherrschenden habitualisierten Formen der kulturellen bzw. familiären Praxis und in Abhängigkeit der zur Verfügung stehenden Ressourcen. Dies gilt auch für die Inanspruchnahme (früh-)pädagogischer Förderangebote, die von milieutypischen Erziehungseinstellungen und Annahmen getragen werden, welche auf eine emanzipatorische Formung der Persönlichkeitsentwicklung abzielen. Die Distanz in Unterschichtmilieus zu solchen Angeboten und Förderprämissen wird erfahrungsgemäß häufig bei Eintritt in den schulischen oder vorschulischen Bereich ersichtlich.

Die Migration der Eltern bedeutet normalerweise auch für die nachfolgende Generation ein Verbundensein mit beiden kulturellen Welten, in diesem Fall der bosnischen und der deutschen, welche ihre Biographie bedingt. Im kulturspezifisch geprägten Lebensstil wie den ästhetischen Vorzügen äußert sich dieser Aspekt der Teilhabe an beiden Kulturen (an Festen, Essen, Wohnungseinrichtung, Form des Zusammenlebens etc.).

Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass sowohl das System „Sonderschule“ als auch die Einrichtungen der institutionalisierten Behindertenhilfe für Menschen mit sog. geistiger Behinderung in der Regel überhaupt nicht bis wenig auf kulturelle bzw. milieubedingte Verschiedenheiten von (kognitiv) behinderten Menschen eingehen können – oftmals infolge der Inflexibilität pädagogischer Standards und routinierter Abläufe, so meine Erfahrung. Für pädagogisch zu betreuende Menschen mit Wurzeln in anderen Kulturkreisen, also wie in dem Fall muslimisch geprägte Menschen mit sog. geistiger Behinderung, denen vieles an Förderabsichten fremd erscheinen könnte, werden sich in zahlreichen Alltagssituationen Schwierigkeiten, Benachteiligungen oder (paradoxerweise) Behinderungen ergeben, da auf ihre Bedürfnisse im Rahmen dieser professionellen Helfersysteme nicht ausreichend eingegangen werden kann.

2.4.3. Intervieweröffnung: Behinderung mit der Einschulung definiert

„Soll wir jetzt reden oder wie? Äh, also meine Junge...soll ich mal, wann is geboren und so weiter?“

Für Herrn C. ist die Interviewsituation offenbar nicht selbstverständlich. Er erkundigt sich sicherheitshalber nach dem Gesprächsbeginn. Auch die zweite Frage, ob er mit dem Geburtsdatum „wann is geboren“ anfangen soll, weist auf die Ungewohnheit mit dem Interviewverfahren hin. Es lässt sich annehmen, dass es in Milieus jenseits der Mittelschicht weniger verbreitet ist, eigene Lebensgeschichten in Interviews preiszugeben. Auch wird es nicht unbedingt üblich sein, dass ein Unbekannter Interesse diesbezüglich aufbringt. Gleichwohl ist für mich spürbar, dass die Interviewsituation Herrn C. nicht unangenehm ist. Gegen Ende des Interviews erklärt er, „jeder Zeit wieder“.

Auch im Interview mit Herrn C. wird der Aspekt der Normalität am Einstieg der Erzählung aufgegriffen: „Das war normales Kind und isch in normales Kindergarten gegangen. Alles war okay“, erklärt der Vater. Mit dem Schuleintritt verändert sich dies grundlegend. Ab dem „erschte Schultag“ wird festgelegt J. „isch nicht für diese Schule“. Sein Vater schildert einen gravierenden biographischen Einschnitt: J. wird als nicht normal bzw. als „behindert“ durch die Institution „Sonderschule“ definiert und damit stigmatisiert, „muss seitdem in behinderte Schule gehen“, erklärt er. Den Eltern selber fällt vorher „nichts auf“. Anders als bei Frau K., die das Normalitätskriterium und den Geschwistervergleich hinsichtlich der Entwicklung ihres Sohnes selber unter pädagogischer Perspektive einbringt, erfolgt in diesem Fall eine Fremdzuschreibung von außen, die für Herrn C. mit Enttäuschung verbunden ist, „macht mich traurig“ und „hat mir so ziemlich wehgetan“, bemerkt dieser.

Sein ältester Sohn, Hoffnungsträger für den sozialen Aufstieg in der Familie, der nun doppelt bildungsbenachteiligt wird (?), gilt danach als entwicklungsverzögert „wie die Kinder von zwei oder drei Jahre“, festgemacht am „Umgang mit dem Schere“. An anderer Stelle führt Herr C. fort: „Der war ganz normal. Ich hab meine Kinder keine Schere in die Hand gegeben. Was soll ich die geben, dass sie irgendwo verletzt sie oder so was. Ja? Das war meine Meinung.“ Diese Stelle kann als Hinweis auf das Bestehen unterschiedlicher bzw. milieuspezifischer Auffassungen interpretiert werden: Während das Benutzen der Schere unter Erziehern und Pädagogen in den vorschulischen Einrichtungen oder bei der Einschulung als selbstverständlich angese-

hen wird und die nicht erwartungsgemäße Verwendung Hinweise auf Abweichung von der normalen kindlichen Entwicklung gibt, muss dies nicht zwangsläufig in kulturell anders geprägten Familien gelten. Skeptisch zu hinterfragen ist hier jedoch, welche Rolle das Ausschneiden bei der Feststellung tatsächlich gespielt hat, und welche Symbolik die Schere für den Vater einnimmt.

„Der war nicht, er hat keine Störungen gehabt, gar nicht mehr. Normale Kind war.“ Wie in der biographischen Anamnese geschildert, beschreibt der Vater seinen Sohn als „Bilderbuchkind“. Für Herrn C. erscheint sein Kind, in den von ihm wahrgenommen Situationen sowie hinsichtlich seiner Vorstellungen und Erwartungen als normal. Mit anderen Worten, im häuslichen oder familiären Kontext gilt J. als unauffällig und nicht behindert. Das Phänomen „Behinderung“ oder „Anormalität“ wird in diesem Fall gewissermaßen relational über die schulischen Anforderungen erzeugt und definiert.

2.4.4. Unterschiedliche Perspektiven zur „Behinderung“

„Ich kann mir nicht vorstellen, dass is er so geworden jetzt.“

Eine eindeutige Erklärung zu den Auffälligkeiten von J. hat der Vater nicht. Die Diagnose „geistige Behinderung“ wie sie mit der Sonderschuleinweisung in irgendeiner Form einhergegangen sein muss, wird von Herrn C. offensichtlich nicht geteilt. Vielmehr stellt sich das Verhalten seines Sohnes, „dass er seit 13 Jahre fast, isch...so wie jetzt“ und der unerwartete Besuch der Sonderschule für den Vater rätselhaft dar: „Ich weiß es also nicht.“ Unterschiedliche Deutungen wie „Schock“, „Angst gekriegt“ oder die festgestellte „Tickstörung“ stehen als mögliche Erklärungen nebeneinander im Raum. Zudem wird von dem Vater der Aspekt der Gesundheit ins Spiel gebracht. Nach der Zukunft seines Sohnes befragt, erklärt Herr C: „Ich wünsch ihm, dass er gesund wird.“ Das würde bedeuten, dass dieser J. als irgendwie „krank“, aber auch heilbar betrachtet. Eine Krankheit impliziert zumeist die Vorstellung einer (vollständigen) Genesung. Während medizinisch-therapeutische Modelle zum Phänomen „Behinderung“ hingegen den geschädigten bzw. beeinträchtigten Menschen zwar als rehabilitationsfähig ansehen, prinzipiell jedoch vom dauerhaften Fortbestehen der Schädigung und in der Folge der Beeinträchtigung ausgehen.

Die Sichtweise des Vaters und das pädagogische bzw. medizinisch-therapeutische Verständnis von „Behinderung“ gehen somit eindeutig auseinander. Herr C. nimmt seinen Sohn im Sinne dieser Zuschreibung nicht als behindert wahr.

Auch J. selber versteht sich nicht als behindert. Behinderung wird für ihn festgemacht an der Hilfsbedürftigkeit: „Die brauchen immer Hilfe, die Behinderte. Wenn einer behindert ist sitzt im Rollstuhl, der braucht Hilfe zum Rollstuhl hinsetzen. Oder Sachen zum schieben, wie im Krankenhaus so“, erklärt er im Interview. Behinderung bedeutet für ihn somit letztlich Körperbehinderung.

Auch die Assoziation mit „Krankenhaus“ weist auf die körperliche Hilfsbedürftigkeit hin (nicht selbständig aus dem Bett aufstehen). J. selber fällt damit nicht unter den für ihn als behindert geschilderten Personenkreis und kann sich, sein positives Selbstwertgefühl erhaltend, als nicht behindert einordnen.

2.4.5. Entwicklung im Kontext von Schule, Praktikum und Arbeit

„Der isch also praktisch in der Entwicklung is immer bissle besser gekommen“. „Der hat da anderes Sachen gehabt wie hier in Schule. Und überall war er so viel, viele Male war er in, sagen wir mal Praktikum gegangen. (...) Also da hat bissle besser, also angefangen zu entwickeln wie vorher war. Ja und seitdem, also Gott sei Dank, hat sich bissel entwickelt und war gut. (...) Und hat er jetzt eine Arbeitsplatz gekriegt und ich bin sehr zufrieden und stolz.“

Anders als im Fall von Frau K. ist die soziale Integration und pädagogische Förderung während der Schulzeit nicht Gegenstand der Erzählung. Die Schulzeit von J. wird hier bilanziert mit Blick auf die Zielperspektive: Der Eintritt ins Arbeitsleben. Denn mit der Arbeit, als Schritt in die Erwachsenenwelt, ist die Sicherung der Existenz der Familie verbunden, so die milieuspezifische Deutung. Dass die zweite Sonderschule, die J. besucht in der Darstellung des Vaters positiv beschrieben wird, hängt vermutlich insbesondere mit der lebenspraktischen Ausrichtung der Werkstufe zusammen. In dieser Phase werden über Schulpraktika die Voraussetzungen für den Berufseinstieg geschaffen. Die Entwicklungsfortschritte von J. werden daher vorrangig an den Erfahrungen in der betrieblichen Realsituation, also am wirklichen Leben, und weniger an der pädagogischen Fördersphäre festgemacht. So berichtet Herr C. auch von zahlreichen außerschulischen Aktivitäten wie Klassenfahrten und Ausflüge, bei denen sein Sohn „viel gelernt“ hat. Somit stehen der Enttäuschung bei der Einschulung in die Sonderschule die positive Entwicklung des jungen Mannes mit dem erreichten Arbeitsplatz mit Hilfe der Lebenshilfe entgegen, weshalb die Bilanzierung der Schulzeit für den Vater durchaus positiv ausfällt und er dankbar erklärt: „Kann ihn

das heute noch nicht glauben, dass das is meine Sohn so gut entwickelt mit dem Lebenshilfe (...) Ich danke ihnen.“ Auch zur Schmalwegschule erklärt er, „bin zufrieden gewesen“. An anderer Stelle erklärt sich Herr C. mehrfach „dankbar“ bezogen auf die Unterstützung durch die Lebenshilfe, er sei „Dankbar bis zum Ende“, bemerkt er schließlich, was auf den außerordentlich hohen Stellenwert des erreichten Arbeitsplatzes seines Sohnes hinweist.

2.4.6. Bedeutung der Arbeit

„Der hat gesagt, ‚Gott sei Dank jetzt ich hab Arbeitsplatz, also jetzt geh ich nicht mehr in die Schule.‘“

Sein Vater erklärt weiter: „Er will Arbeit. Das freut mich auch.“ Alle in der Familie seien „froh, dass er hat diese Arbeitsplatz.“ Die Bedeutung des beruflichen Einstiegs zeigt sich in mehrfacher Hinsicht. Arbeit hat, wie oben erläutert, einen ganz existentiellen Stellenwert in der Familie. J. trägt aktuell zu einem Viertel des familiären Einkommens bei und hat allein von daher im Bezugssystem „Familie“ keine Sonderrolle (im Sinne geminderter Güte und Qualität seiner Arbeit und entsprechend geringer Entlohnung). Das Gegenteil ist der Fall; sein Arbeitsplatz ist infolge des rechtlichen Behindertenstatus und eines festen Arbeitsvertrages weitaus sicherer als der Aushilfsjob seines nicht behinderten Bruders.

Der Wertschätzung des Vaters bezüglich des erreichten Arbeitsplatzes steht allerdings auf der anderen Seite auch die Sorge um den Erhalt der Arbeitsstelle entgegen: „Mein Sohn, aufpassen auf deine Arbeit! Machscht du alles, was die Leute sagt, gibt’s gar keine Probleme.“ Es lässt sich annehmen, dass in dieser Aussage, milieutypisch, die Erfahrungen der Eltern hinsichtlich der eigenen Beschäftigungsunsicherheit erkennbar werden. Der Grundgedanke ist dabei, dass vorgesetzten Autoritäten unhinterfragt, aus Sorge um den Arbeitsplatz, Folge zuleisten ist. Eine Einstellung die vermutlich nicht selten im Bereich der un- und angelernten Beschäftigten, also bei Menschen ohne sichere Arbeitsplatzbindung, zu finden ist, so eine Deutungsmöglichkeit.

„Er will weiter Arbeit. Also, dass will weiter entwickeln und dass er immer besser wird.“ Die Arbeit wird von daher, wie schon die Praktika zu Schulzeiten, seitens des Vaters als Entwicklungsantrieb verstanden. Wahrscheinlich ist damit die Hoffnung verbunden, dass J. auch in anderen Lebens- oder Persönlichkeitsbereichen Entwick-

lungsfortschritte erzielt, sich also über die Arbeit hinaus seine Gesamtentwicklung positiv verändert.

J. selber berichtet dazu im Interview von arbeitsbezogenen, aber auch lebenspraktischen und sozialkommunikativen Kompetenzen, die er im Zuge seiner beruflichen Qualifizierung erworben hat: „Oder fragen, wo kommt’s Essen, in welche Ausgabe? Dies und das. Frag ich zum Herrn F. immer. Oder was gibt’s zu tun frag ich auch.“ An anderer Stelle erklärt er zu außerbetrieblichen Aktivität mit seinen Kollegen: „...dann Weihnachtsessen da in W. Hat Herr M. nach Hause gefahren und hingefahren.“ In welchem Umfang J. seinen Kompetenzgewinn in andere alltägliche außerberufliche Bereiche beispielsweise hinsichtlich der Verantwortungsübernahme Zuhause transferiert, kann aus dem Interviewmaterial für mich letztlich nicht sicher genug erschlossen werden.

2.4.7. Familiäre Sphäre

Wie in der Darstellung des soziokulturellen und familiären Hintergrunds gezeigt, hat die Familie für J. fundamentale Bedeutung. Sie bildet für ihn gewissermaßen den sozialen Fixpunkt. Außerhalb dieser gibt es für ihn kaum soziale Anknüpfungspunkte und arrangierte Unternehmungen in seiner Freizeit. Die familiäre Einbindung zeigt sich sowohl bei den Alltagsritualen, zu denen sein Vater beispielsweise berichtet, „essen wir alle zusammen und gucken wir bisschen Fernsehen im Wohnzimmer...“, als auch an Wochenendaktivitäten mit der Familie im „bosnischen Club“ zu denen es heißt, „...aber J. isch immer dabei. Ja“. Auch über seinen Bruder wird die gemeinsame Freizeitgestaltung initiiert. So erklärt Herr C: „Die gehen nach S. zum Beispiel zusammen. Die gehen irgendwo essen zusammen. Die Freundin von meine kleine Sohn und seine Schwester [J.’s Halbschwester?]. Die unternehmen schon was. Ja. Die sind immer Wochenende weg praktisch. Immer. Oder die zwei gehen beim Kollegen da in N.“ Im Interview nach Freunden von J. gefragt, berichtet sein Vater: „Ach alle Kumpel von meine andere Sohn isch auch seine Kumpel.“

Somit findet J.’s Leben (außerhalb der Arbeit) nahezu vollständig in seinem familiären Milieu statt. Das Aufgenommen- und Eingebundensein in die natürliche familiäre Welt, impliziert jedoch auf der anderen Seite, dass ihm dadurch andere Lebensbereiche und -weisen jenseits dieser engen Sphäre verborgen bleiben und nicht für eine Auseinandersetzung zur Verfügung stehen.

Im Zusammenhang mit der familiären Situation steht das besondere Verhältnis von J. zu seinem Vater. Zu gemeinsamen Fahrten früher als der Vater als LKW Fahrer gearbeitet hat heißt es: „Der war überall in Deutschland fast mit mir früher noch sogar. Hat er damals Ferien in Schule gehabt oder so, hab ihn immer mitgenommen.“ Auch aktuell fahren die beiden ohne den Bruder und die Mutter zu den Verwandten nach Bosnien, „die anderen sollen dableiben“, berichtet er. „Aber ich und J. fascht immer unterwegs.“ An anderer Stelle erklärt der Vater: „Er isch wie Kleber hinter mir. Ja. Wir zwei, was ham wir alles mitgemacht?“ Der Begriff „Kleber“ weist auf ein festes Bindungsverhältnis zwischen den beiden hin. Die Bedeutung des „alles mitgemacht“ könnte in Richtung der gemeinsamen Erlebnisse mit dem mitreisenden Sohn zielen den er als Teil der Familie bei sich hat, welche die beiden nach gemeinsamen Unterwegssein fester zusammen bindet.

2.4.8. Familiäre Bindung und Ablösungsprozess

Das Thema „anders Wohnen“ bzw. „Auszug“ als Aspekt der Ablösung von der Herkunftsfamilie und Schritt in die Selbständigkeit wird von J. eher gemieden: „Weiß ich nicht“, erklärt er dazu befragt und wirkt spürbar unangenehm berührt. Bei seinem Vater besteht diesem Thema eine scheinbar ambivalente Haltung: „Ach ich weiß es nicht. Aber wenn sie wollen beide, ich stehe nicht im Weg. Aber auch für was?“ Diese offenbar zwiespältige Lage lässt sich auch an der folgenden Aussage aufzeigen: „Ich kann nicht. Aber solange sind mir noch da, also ich, kann ich mir nett vorstellen, ohne J. zu sein. Muss ich ehrlich sagen. Ich hab jahrelang mit meine Frau gekämpft. Kann ich net einfach sagen jetzt, also er isch frei hier, er fühlt sich wohl hier, er muss also nicht viel tun hier. Da machen Mama und mir und so. Aber trotzdem irgendwann muss er gehen. Kann gar net sagen, geht nix oder darf nix oder so.“

Auch erklärt Herr C. dazu: „Kann ich auch nicht behalten. Da soll jeder seinen Weg gehen.“

Für mich ergibt sich zu dieser Situation folgende Deutung: Das Thema „Auszug“ wird in diesem Fall nicht vorbereitet oder geplant wie bei der Familie K. Konkrete Vorstellungen zum Zeitpunkt etc. bestehen seitens des Vaters nicht. Der Anlass oder Impuls für den Auszug muss von den Söhnen spontan ausgehen (Herr C. bezieht sich hier nicht nur auf J.). Wenn diese von Zuhause ausziehen möchten, steht dem jedoch nichts entgegen, so die Erklärung oben. Die Bemerkung „Aber auch für was?“ ver-

deutlicht, dass, solange es keine Veranlassung der Söhne gibt, die Familie zu verlassen, um beispielsweise selber eine zu gründen, auch kein Grund besteht, auszuziehen. „Solange mir noch da sind“ bedeutet dann, J. ist Zuhause versorgt, bis die Eltern dazu nicht mehr in der Lage sind. Die Tatsache, dass er „irgendwann“ gehen muss, also nicht Zuhause bleiben kann, liegt schließlich dann im Altwerden und Ableben seiner Eltern begründet. Somit treiben die Eltern die Ablösung bei J. nicht voran. Wenn der Vater erklärt, er könne sich nicht „vorstellen ohne J. zu sein“ und er habe lange „gekämpft“, dann klingt das nach der oben beschriebenen besonders engen Bindung bzw. einer schicksalhaften Lebensaufgabe für seinen Sohn da zu sein. „Kann ich net einfach sagen jetzt...“, hieße dann vielleicht sinngemäß weiter gedacht, „ich kann ihn doch nach alledem durchgemachten jetzt nicht alleine lassen“. Der geschilderte psychologische Aspekt der verzögerten Ablösung wird hier seitens des Vaters erkennbar.

Damit stellt sich die Frage, unter welchen Bedingungen die Ablösung bzw. der Auszug aus dem elterlichen Haus erfolgen soll oder kann. Die erste Möglichkeit ist bereits angedacht: J. verbleibt in seiner Herkunftsfamilie bis die Eltern sich nicht mehr um ihn kümmern können (gängige traditionelle Umgangsform mit behinderten Familienangehörigen). Das Problem der Ablösung wird damit – ohne Vorbereitung – auf unbestimmte Zeit hinaus geschoben.

Anzunehmen ist ferner, dass der Austritt aus der Herkunftsfamilie nach traditionellem (südosteuropäischem) Muster mit der Heirat der Söhne zu erfolgen hat. Ein Hinweis für diese Überlegung ist in folgender Formulierung des Vaters zu finden: „Und wenn die gehen, Gottes Willen, heiratet oder so, kann ich auch nicht machen.“

Unter welchen Bedingungen J. diese für ihn äußerst schwierige Form der Ablösung über die eigene Familiengründung gelingen könnte, ist fraglich. Herr C. berichtet dazu: „Ich hoff's, wenn isch er so entwickelt und intelligent, ich hoffs, dass er Freundin find, dass er heiratet isch, das er es schafft normal, wie normales Menschen kämpfen für Familie und so. Ich hoff's.“ „Aber Gott weiß um dich.“ „Würde mich schon freuen, wenn er so wäre.“ „Dass isch meine Sohn, egal wie isch der. Das isch ja meine Blut. Muss ich für ihn kämpfen.“ Die hier ausgedrückte Hoffnung des Vaters, dass sein Sohn dem normalbiographischen Weg in die erwachsene Selbständigkeit, im Sinne seiner Vorstellung (verbunden mit Heirat, Familie etc.), folgen kann, ist an die Bedingungen „entwickelt und intelligent“ geknüpft. Das würde bedeuten, dass, wenn diese Voraussetzungen ausbleiben, diese normale Erwachsenenwelt für J., so wie er der-

zeit ist, nicht erreicht werden kann. Wenn Herr C. hier von Hoffnung spricht, heißt dies, dass es letztlich seiner Auffassung nach nicht in seinem Einflussbereich liegt, die Entwicklungsbedingungen dahingehend zu gestalten (anders als bei der bei Familie K. mit entsprechenden Förderangeboten). Unabhängig davon akzeptiert Herr C. offenbar seinen Sohn, wenn er erklärt, „egal wie der isch“. Der Vater fühlt sich, falls die soziale Selbständigkeit bei ihm nicht möglich ist, für ihn weiter verantwortlich, „muss ich für ihn kämpfen“. Das würde dafür sprechen, dass die Ablösung, aus Sicht des Vaters, hier dem traditionellen Muster über die eigene Familiengründung des Sohnes zu folgen hat.

Für einen heraus gezögerten Ablösungsprozess und damit gegen eine frühe Selbständigkeit beider Söhne lassen sich weitere familienstrukturelle Überlegungen anführen. Der Auszug einer oder beider Kinder wäre auch aus ökonomischem Blickwinkel nicht unproblematisch. Die Eltern könnten womöglich die Wohnung nicht alleine weiterfinanzieren. Auch sind die beiden Söhne selber unter derzeitigen Bedingungen nicht in der Lage, sich eine eigene Wohnung zu nehmen. Die gegenseitige Unterstützung, mit der gleichzeitig einhergehenden sozialen Abhängigkeit der Familienmitglieder untereinander zeigt somit, dass die Ablösung beidseitig erschwert wird.

„Aber die wollen von uns nicht gehen. Die wissen wir ham gekämpft für die. Jetzt wollte uns aber meine Jüngste wollte uns helfen“, erklärt Herr C. Neben der kulturellen und sozio-ökonomisch bedingten Grundlage des gegenseitigen innerfamiliären Zusammenhalts ist damit jedoch noch eine weitere (moralische) Dimension angesprochen. Es lässt sich folgern, dass der jüngste Sohn sich verpflichtet fühlt im Gegenzug die Hilfe der Eltern zu erwidern, was die innerfamiliäre Solidarität weiter stabilisiert und einer Abnabelung der nachfolgenden Generation entgegensteht.

Zusammenfassend zeigt sich, dass ohne die Ablösungsbestrebungen der Söhne (beispielsweise bei Heirat des jüngsten Sohnes) das Familiensystem demnach in dieser Form weiter bestehen bleibt. Damit wird der Übergang in die soziale Unabhängigkeit bei beiden Kindern heraus geschoben bzw. bei J. schwer möglich sein.

2.4.9. Unterstützung

„Ach, Betreuer und Begleiter. Der hat uns Familie, wenn irgendwo was isch, müssen mir hinter ihm stehen.“ Dass nach Ansicht des Vaters die Unterstützung von J. in die Zuständigkeit seiner Familie fällt, ist nach der bisherigen Darstellung wenig erstaunlich. Die Art und Weise des familiären Zusammenhalts und die geschilderten Bedin-

gungen der Ablösung lassen die Inanspruchnahme anderer bzw. äußerer Formen der Hilfe als unwahrscheinlich ansehen. Obwohl Herr C. seinen Sohn nicht im verbreiteten Verständnis als „behindert“ wahrnimmt, schildert er jedoch den für ihn eigenartigen bzw. unbestimmbaren Zustand seines Kindes seit „13 Jahre fascht“: „Ich weiß es also nicht. Was also könnte das richtig sein.“ Das Angewiesensein auf Unterstützung und damit die fortdauernde soziale Abhängigkeit seines Sohnes erkennt er allerdings an: „Muss man betreuen...er isch nicht ganz selbständig, aber wird. Entwickelt sich weiter.“ „Er macht viele Sachen alleine, ja, aber manche Sachen muss man ihm auch helfen.“ Beim „Geld und so“. „Aber muss man ihm nicht ... nehmen, was er hat.“ „Ich denke er muss noch viel lernen. Was isch selbständig. Das isch alleine. Ja, er muss viel lernen. Die Aspekte „Weiterentwickeln“ und „lernen müssen’ verdeutlichen“ dass hier seitens des Vaters die von diesem selber an anderer Stelle geschilderte Hoffnung auf oder der Wunsch nach Besserung besteht. Zum Zustand von J. erklärt er: „Aber Gott sei Dank geht immer besser“. Damit wird wieder die Nähe zur Krankheit thematisiert, indem diesbezüglich kein dauerhafter Zustand impliziert wird.

2.4.10. Zukunftsperspektive

Auch die Frage nach der Zukunftsperspektive wird von Herr C. ähnlich erwartungsvoll mit Wünschen für seinen Sohn nach Gesundheit „dass er gesund wird“, „Arbeit“, Selbstständigkeit und „Führerschein“ (die Existenzgrundlage des LKW Fahrers) beantwortet. Die Bedingungen also um sich ablösen zu können (Auszug), unabhängig zu sein und eine eigene Familie gründen zu können.

3. Teil: Folgerungen

3.1. Biographische Entwicklungsmuster der Jugendlichen

Aus den dargestellten Fallinterpretationen lassen sich unterschiedliche Lebensverläufe bzw. biographische Muster herauschälen und gegenüberstellen. Die Deutung der Lebensgeschichten und aktuellen Lebenssituationen der Jugendlichen macht im anschließenden Schritt die biographischen Bedingungen der Übergangssituationen analysierbar.

Die biographische Entwicklung von B. wird hier vorrangig im Lichte seines pädagogisierten Lebens interpretiert. Die Ausdeutung der Sichtweise seiner Mutter verdeutlicht ein pädagogisches Organisations- und Einflussgeschehen sowie eine Orientierung am „normalbiographischen“ Entwicklungsverlauf. Diese Art der Lebensgestaltung mit welcher der junge Mann heranwächst, geht offenbar in den milieuspezifischen Gewohnheitsdefinitionen der Eltern bzw. deren Einstellungsmustern auf. Die im Interview thematisierte integrative Förderung wird im Hinblick auf die Schaffung normalisierender, hier emanzipatorischer, Lebensbedingungen und -bedürfnisse geschildert. Vor diesem Hintergrund deuten sich bei B. infolge des damit einhergehenden Anspruchs- bzw. Normalisierungsdrucks, mit Überfrachtungen (wie in seiner Freizeit aufgezeigt) und Leistungserwartungen, gleichwohl subjektive Überforderungsempfindungen bzw. Stresssymptome an, ausgedrückt durch die von B. selber geäußerte psychosomatische Reaktion „Bauchweh“.

Die normalisierte Daseinsführung des jungen Mannes stellt sich für ihn als zwiespältig bzw. krisenhaft mit Versagens- und Verlustängsten durchzogen heraus. Dieses wird unter anderem vor den Ablösungs- und Unabhängigkeitserwartungen (Trennung vom Bruder etc.) bzw. den Selbstständigkeitsanforderungen seitens seiner Eltern („irgendwo eigenes Wohnen“) und des Betriebes sichtbar. In entsprechenden Krisenmomenten und durch die Art und Weise des Umgangs seines Gegenübers mit diesen Bedingungen („hat dann alles irgendwie geklappt“) macht sich offenbar seine Bedürftigkeit auf psychosomatischer Ebene bemerkbar.

Die speziell für ihn gestaltete, d.h. „normalisierte Sphäre“ bzw. das quasi künstlich geschaffene Lebensmilieu des jungen Mannes lässt sich, kühn interpretiert, in Anlehnung an Adorno (1969, S. 78) als extra eingerichteter pädagogischer „Mikrokosmos“ auffassen, in welchem die „Scheinwelt mit der Realität verwechselt“ wird. Die hier unterstellte Realitätsferne der bereitgestellten integrativen Lebensausschnitte

(aktuell deutlich am integrativ eingerichteten Arbeitsplatz), die paradoxerweise durch das Normalisierungsanliegen in diesem Fall entsteht, macht sich über den Konstruktionscharakter der von den Eltern geschaffenen Lebensführung ihres Sohnes, wie beispielsweise bei der Teilnahme am „Jugendgemeinderat“ oder „Kochen bei der Lebenshilfe“, um die „Freundin zu finden“, bemerkbar. Die Entfernung von der Realität meint die Einbindung in ein synthetisch errichtetes Schema, welches als eigene Lebenssphäre etabliert wird und, freilich gewagt interpretiert, zum pädagogisierten Entfremdungsprozess der von „Normalität“ außerhalb dieses Konstrukts bzw. der milieuspezifisch als normal definierten Orientierung mit dem Anspruch der Selbstverwirklichung führt.

Der Aspekt der Normalisierung führt in diesem Fall unweigerlich zum Versuch der Anpassung bzw. zum Normalmachen des Jugendlichen, wie unter anderem am Maßstab und „Vorbild“ des „Bruders“ gezeigt werden kann. Damit ist jedoch keineswegs das gemeint, was nach Thimm unter Normalisierung zu verstehen ist.

Das Anliegen der Eltern bzw. der Mutter hier geht von der logischen Voraussetzung aus, B. normalisieren zu lassen, denn wer nicht anormal ist, braucht auch nicht normalisiert zu werden. Das bedeutet, es wird quasi von Geburt an, mit der Diagnose Down-Syndrom, eine andersartige bzw. behinderte Daseinsform angenommen, die es zu normalisieren gilt, ausgedrückt von Frau K. in der Intervieweinleitung; „mit B. war das Leben ja nie so wie normal“. Die Behinderung ist somit stets als Antrieb der Entwicklung zur Normalität zu verstehen. Dass diese jedoch aus dem Versuch eines zu normalisierenden Lebens gewissermaßen erst hervorgebracht wird, erscheint evident und weist auf eine eigentümliche Dialektik hin, da gerade versucht wird der bestehende bzw. institutionalisierten „Behindertenwelt“ zu entkommen.

Auch der Aspekt der Selbstbestimmung zeigt sich in dem biographischen Kontext als teilweise absurder Realisierungsversuch, da B.'s Bedürfnisse der Interviewdarstellung zufolge fremddefiniert werden: Wenn seine Mutter in Bezug auf die „Elterninitiative“ erklärt, es wird sich „an den Bedürfnissen [der] Kinder so entlang gehandelt“ und gleichzeitig die Bedürfnisse pädagogisch nach Inklusion aufgefasst werden. Auch lässt sich die von der Studienrätin formulierte „Lernaufgabe“ im Zusammenhang mit der an den jungen Mann herangetragenen Ablösungsanforderung von seinem Bruder als Bedürfnisauslegung charakterisieren. Selbstbestimmung wird jedoch dann widersprüchlich und widersinnig, wenn sie nicht ermöglicht (wie in Situationen der Bedürftigkeit B.'s) sondern verlangt wird. So zeigt der Kommunikationsforscher Watzlawick,

dass geforderte Spontaneität unweigerlich in eine paradoxe Situation mündet, „in der die Forderung ihre eigene Erfüllung unmöglich macht“ (1999, S. 31). Anders als in der Selbstbestimmungsdiskussion postuliert, zeigt es sich hier, dass die verordnete Eigenverantwortung letztlich einer Selbstbestimmung im Sinne der Bedürfnisartikulation keinen Raum gibt. Geht man bei der biographischen Entwicklung von immer wiederkehrenden Mustern aus, so ist der Aspekt der Ablösung und Lebensausrichtung unter dem Schema der Emanzipation und dem Anspruch der Hinführung zur Normalität zu fassen. Gleichwohl gilt es, auf die Nuancen der Differenzierung hinzuweisen und auch die Möglichkeiten und Kompetenzen von B. nicht aus dem Blick zu verlieren, sich unter anderem außerhalb seines Familienkontextes bzw. einer beschützenden Daseinsführung bewegen und soziale Kontakte wie beim „Wohntraining“ knüpfen zu können.

Die Deutungsperspektive der lebensgeschichtlichen Entwicklungsmuster J.'s ist in erster Linie auf seine familiäre Situation fokussiert. Der dargestellte innerfamiliäre Zusammenhalt und seine Einbezogenheit darin spezifizieren seine Lebensvollzüge. In diese soziale Bezogenheit fließt gleichermaßen organisch die gegenseitige Existenzsicherung und Fürsorge mit ein. Sein „natürliches“ Milieu und damit auch sein Normalitätsrahmen werden innerhalb dieser Solidargemeinschaft, d.h. seiner Herkunftsfamilie bzw. seiner bosnischen Verwandtschaft, erzeugt und fortgeführt. Der traditionell familiärgeprägten Innenwelt des jungen Mannes steht die andere Form der Normalität der pädagogischen Sphäre, in der er zum „geistig behinderten“ Sonderschüler klassifiziert wurde, außerhalb und unverbunden gegenüber. Innerhalb des familiären Raumes wird der einst von seinem Vater als „Bilderbuchkind“ und nun als rätselhaft, nicht klardefinierbar und irgendwie „krank“ angesehene Jugendliche jedoch nicht als behindert eingestuft und damit keineswegs besonders behandelt. Die Kontextabhängigkeit bzw. Relationalität des Phänomens „Behinderung“ lässt sich auch hier über den Normalitätsmaßstab verdeutlichen. Auch innerhalb seines betrieblichen Alltags kommt ihm offenbar keine Sonderrolle zu: „Keine Probleme“, erklärt sein Vater diesbezüglich.

Das herausgearbeitete Ablösungsmuster geht in diesem Fall in Richtung „Verbleibt innerhalb seines familiären Lebensraums“. Somit deutet sich bei ihm ein traditionelles Muster der Fürsorge behinderter Familienangehöriger an. Unternehmungen hin zu

einer selbständigen und von seiner Familie abgelösten Lebensweise werden seitens seiner Familie nicht angebahnt.

Damit stellen sich die Themenkomplexe „Normalisierung und Selbstbestimmung“ in diesem Fall als Vorbereitung auf die Loslösung und den Übergang in die soziale Selbständigkeit als weit weniger relevant heraus. Auch scheint die Entwicklung zur Eigenverantwortung und Eigenermächtigung, wie beim Empowermentkonzept gedacht, im Rahmen der geschilderten Solidargemeinschaft wenig sinnvoll zu sein.

Daraus ergeben sich folgende Konsequenzen: Zum einen stellt sich für J. der Anforderungs- und Integrationsdruck, welcher bei der Ablösung aufkommt, nicht in der Weise wie bei B. und zum anderen findet jedoch keine Vorbereitung auf ein Leben außerhalb der Familie statt. Fehlende Erfahrungen und Unvertrautheit mit den pädagogisierten Helfersystemen machen einen Übergang, falls später einer verzögert stattfinden sollte, weitaus schwieriger.

3.2. Überlegungen zum Übergang der jungen Männer vor ihrem biographischen Hintergrund

Im Folgenden gilt zu überlegen, wie sich die Übergangsphänomene bzw. -probleme der jungen Männer im Zusammenhang mit ihrer jeweiligen lebensgeschichtlichen Situation charakterisieren lassen. Dazu wird an den im letzten Punkt skizzierten biographischen Mustern angesetzt und die Deutungsperspektive sowohl auf die betroffenen Jugendlichen als auch auf deren Elternteile gerichtet. Das Kriterium der „Normalität“ und damit die dargestellten normalbiographischen Übergänge bilden die weitere Kontrastierungsfolie.

Bei der Analyse der Interviewperspektiven wird deutlich, dass mit dem Schulende bzw. Eintritt in die Arbeitswelt der Jugendlichen, von biographischen Umbrüchen im Sinne einer abrupten Umgestaltung ihres Lebens keine Rede sein kann.

Die Ausdeutung der biographischen Situation bei B. zeigt, dass der Ablösungsprozess bereits in früher Kindheit vorbereitet wird (normatives Ansinnen bzw. Emanzipationseinstellung der Mutter). Die Hinführung in die Eigenverantwortung und Entbindung aus seiner Kernfamilie in Anlehnung an das Vorbild „Bruder“ bzw. der Ausrichtung an der Normalbiographie, stellt sich in der Wahrnehmungsperspektive des jungen Mannes als Sorgen behaftetes Überforderungsgeschehen dar.

Für den von seinen Eltern erwarteten Übergang bedeutet dies, dass er letztlich nicht als Subjekt des Geschehens angesehen wird, sondern standardorientiert seine „Lernaufgabe“ zu erfüllen hat.

Das Erreichen normalbiographischer Lebens- bzw. Übergangsmodelle mit entsprechender Unabhängigkeit, wie von seiner Mutter anvisiert, erscheint außerhalb des pädagogischen Unterstützungssystems, seines gewohnten Milieus, problematisch. Dieses Konstrukt der emanzipatorischen Lebensführung bedingt jedoch die geschilderten emotionalen Krisenaspekte aufgrund des Anforderungsdrucks. Von daher lässt sich die Übergangssituation, die offensichtlich gegen B.'s Bedürfnissen erfolgt, für ihn als kritisch bewerten. Gleichwohl erfüllt er die Voraussetzungen zur Loslösung und zum Leben außerhalb seiner Familie durch den Weg zur Verselbständigung eher als J.

Für J. selber stellt sich die Übergangsproblematik kaum als solche dar. Über den Aspekt der Arbeit hinaus, hat sich an seiner Lebenssituation wenig geändert.

„Der hat uns Familie!“ Herr C. überlässt seinen Söhnen die Entscheidung für den Auszug („wenn die wollen beide“), treibt die Abnabelung jedoch nicht voran.

Somit zeigt sich bei J. die Adoleszenzproblematik im Kontext seiner familiären Verhältnisse gerade andersherum. Der Verbleib von ihm in seiner Familie hat zur Folge, dass die Übergangsthematik heraus geschoben wird. In der Konsequenz wird für ihn die Adaptation an andere Lebensbedingungen, in denen er nicht entsprechend versorgt wird, ebenfalls als nicht unproblematisch einzuschätzen sein. Sein Status als Verdiener in seiner Familie entspricht zwar dem eines nicht behinderten Familienmitglieds. Gleichwohl ist jedoch eine ökonomisch-selbständige Lebensführung kaum denkbar und von ihm sicherlich auch nicht gewünscht. Die Bedingungen bzw. Auslöser späterer Übergänge sind an die Themen „eigene Familiengründung“ bzw. Altwerden seiner Eltern gebunden. Unvorbereitet werden diese Anforderungen an ihn jedoch kaum einfach zu bewältigen sein, da er von seinem „natürlichen“ Milieu weder ganz einfach in andere Fürsorgeformen, d.h. die normalisierte pädagogische Welt, die voll versorgenden Behindertenwelt noch in die umfängliche erwachsene Selbständigkeit überwechseln kann.

3.3. Ausblick

Die Interviews bzw. Falldarstellungen haben über den engen berufsbiographischen Übergangsaspekt hinaus die Perspektiven auf die Lebenssituationen zweier junger Männer mit sog. geistiger Behinderung eröffnet. Dabei zeigt sich, dass die biographische Deutung der Einzelfälle unterschiedliche Übergangssituationen mit spezifischen Mustern offen legt. Erst die Beleuchtung des Zusammenhangs von Betroffenenperspektiven, Lebensgeschichte, Familienverhältnis, sozialer Sphäre etc. lassen die innere Logik der Übergangssituation und -problematik überhaupt erschließen und den Vergleich untereinander und mit sog. Standardformen zu.

Die Art und Weise bzw. Problematik der Ablösung vom Elternhaus und des Übergangs in die erwachsene Unabhängigkeit wird gerade vor dem Hintergrund der Selbstbestimmungs- und Normalisierungsforderungen in einer Vielschichtigkeit, Relativität und Widersprüchlichkeit offenbar. Gleichmaßen wirft die biographische Reflexion ein Licht auf den entsprechenden sonderpädagogischen Diskurs, der unter der konkreten biographischen Bezugnahme sicherlich noch differenzierter betrachtet werden kann.

Auch wenn die hier geschilderte Übergangsproblematik von zwei jungen Menschen mit sog. geistiger Behinderung im Rahmen dieser Arbeit nur unter spezifischem Blickwinkel angeschnitten werden kann, zeigen sich jedoch Konsequenzen für sonderpädagogische Unterstützungsformen. Das Befragen der subjektiven Innenperspektive lässt die Bedürfnislage der Jugendlichen und ihrer Eltern erschließen. Die Orientierung an den Bedürfnissen, die sich hier recht verschieden darstellen, lässt primär den Maßstab für eine „normalisierte“ Unterstützung auf dem Weg ins Erwachsensein entwickeln.

Literaturverzeichnis

Adorno, T. W.: Tabus über den Lehrberuf. In: Ders. (Hg.): Stichworte. Kritische Modelle 2. Frankfurt a. M. 1969, 68-84.

Beck, I.: Norm, Identität, Interaktion: zur theoretischen Rekonstruktion und Begründung eines pädagogischen und sozialen Reformprozesses. In: Beck, I.; Düe, W.; Wieland, H. (Hrsg.): Normalisierung: Behindertenpädagogische und sozialpolitische Perspektiven eines Reformkonzeptes. Heidelberg 1996.

Beck, U.: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M. 1986.

Bourdieu, P.: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. 3. Auflage Frankfurt a. M. 1999.

Bourdieu, P.: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen 1983, 183-198.

Bürmann, I.: Der Prozeß der Ablösung als Entwicklungsaufgabe für Jugendliche und ihre Eltern. In: Koolmann, G.; Schusser, G. (Hrsg.): Familie in besonderen Lebenssituationen – gestern und heute (Osnabrück 1994). Hamburg 1996, 183-200.

Fischer, U.: Ablösung ja – doch um welchen Preis?. Gedankenspiele für Eltern. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für geistig Behinderte e.V.: Selbstbestimmung. Kongreßbeiträge. Dokumentation des Kongresses »Ich weiß doch selbst, was ich will!« Menschen mit geistiger Behinderung auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung. (Duisburg 1994). Marburg 1996, 283-286.

Flick, U.: Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. 6. Auflage Reinbek 2002.

Fuchs-Heinritz, W.: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, 3. Auflage Wiesbaden 2005.

Fuchs-Heinritz, W.: Soziologische Biographieforschung: Überblick und Verhältnis zur allgemeinen Soziologie. In: Jüttemann, G.; Thomae, H. (Hrsg.): Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. 2. Auflage Weinheim 1999, 3-23.

Hagen, J.: Zur Befragung von Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung. In: Geistige Behinderung, Heft 4 / 2002, 293-306.

Hahn, M. Th.: Selbstbestimmung im Leben, auch für Menschen mit geistiger Behinderung. In: Geistige Behinderung, Heft 2 / 1994, S. 81-93.

Hradil, S.: Soziale Ungleichheit in Deutschland. 8. Auflage Opladen 2001.

Hurrelmann, K.; Rosewitz, B.; Wolf, H. K.: Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Weinheim 1995.

Lamnek, S.: Qualitative Interviews. In: König, E.; Zedler, P. (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. 2. Auflage Weinheim 2002, 157-193.

Lamnek, S.: Qualitative Sozialforschung. Band 2 Methoden und Techniken. 3. Auflage Weinheim 1995.

Lempp, R.: Reifung und Ablösung als Lebensaufgabe. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für geistig Behinderte e.V.: Selbstbestimmung. Kongreßbeiträge. Dokumentation des Kongresses »Ich weiß doch selbst was ich will!« Menschen mit einer geistigen Behinderung auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung (Duisburg 1994). Marburg 1996, 28-39.

Mahnke, U.: Zwischen Selbstbestimmung und Identität. Psychologische Aspekte der integrativen Förderung bei geistiger Behinderung. In: Geistige Behinderung, Heft 1 / 2000, 40-48.

Mattner, D.: Behinderte Menschen in der Gesellschaft. Zwischen Ausgrenzung und Integration. Stuttgart 2000.

Mayring, P.: Einführung in die qualitative Sozialforschung. 4. Auflage Weinheim 1999.

Niehoff, U.: Grundbegriffe selbstbestimmten Lebens. In: Hähner, U.; Niehoff, U.; Sack, R.; Walther, H.: Vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuorientierung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung. Marburg 1997, 53-64.

Niehoff, U.: Wege zur Selbstbestimmung. In: Geistige Behinderung, Heft 3 / 1994, 186-201.

Olbrich, E.: Normative Übergänge im menschlichen Lebenslauf: Entwicklungskrisen oder Herausforderungen?. In: Filipp, S.-H.: Kritische Lebensereignisse. München 1990, 123-138.

Osbaahr, S.: Selbstbestimmtes Leben von Menschen mit einer geistigen Behinderung. Beitrag zu einer systemtheoretisch-konstruktivistischen Sonderpädagogik. Luzern 2000.

Rommelsbächer, B.: Behindernde und Behinderte – politische, kulturelle und psychologische Aspekte der Behindertenfeindlichkeit. In: Dies. (Hg.): Behindertenfeindlichkeit. Ausgrenzungen und Vereinnahmungen. Göttingen 1999, 7–35.

Schäfers, B.: Jugendsoziologie. Einführung in Grundlagen und Theorien. 7. Auflage Opladen 2001.

Schmeiser, M.: »Missratene« Töchter und Söhne. Verlaufsformen des sozialen Abstiegs in Akademikerfamilien. Konstanz 2003.

Theunissen, G.: Selbstbestimmung und Empowerment handlungspraktisch buchstabierte. Zur Arbeit mit Menschen, die als geistig schwer- und mehrfachbehindert gelten. In: Hähner, U.; Niehoff, U.; Sack, R.; Walther, H.: Vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuorientierung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung. Marburg 1997, 153-165.

Thimm, W.: Normalisierung in der Bundesrepublik. Versuch einer Bestandsaufnahme. In: Geistige Behinderung, Heft 4 / 1992, 283-291.

Thimm, W.: Das Normalisierungsprinzip – Eine Einführung. Band 5: Kleine Schriftenreihe. Marburg 1984.

Vester, M.: Milieus und soziale Gerechtigkeit. In: Korte, K.-R. / Weidenfeld, W. (Hg.): Deutschland-Trend Buch. Fakten und Orientierungen. Bonn 2001, 136-183.

Waldschmidt, A.: Selbstbestimmung als Konstruktion. Alltagstheorien behinderter Frauen und Männer. Opladen 1999, 7-14.

Walther, A.: Spielräume im Übergang in die Arbeit. Junge Erwachsene im Wandel der Arbeitsgesellschaft in Deutschland, Italien und Großbritannien. Weinheim, München 2000.

Walther, H.: Selbstverantwortung – Selbstbestimmung – Selbständigkeit. Bausteine für eine veränderte Sichtweise von Menschen mit einer Behinderung. In: Hähner, U.; Niehoff, U.; Sack, R.; Walther, H.: Vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuorientierung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung. Marburg 1997, 69-90.

Watzlawick, P.: Wie wirklich ist die Wirklichkeit?. Wahn, Täuschung, Verstehen. 25. Auflage München 1999.

Anhang

Interviewleitfaden Jugendliche

Vorinformation: Sammele Geschichten. Interesse an der Lebensgeschichte von jungen Menschen (die mit der Lebenshilfe zu tun haben), die (bald) aus der Schule kommen und ins Arbeitsleben gehen. Wie die ihr Leben sehen.

Eingangsfrage:

Erinnerst du dich noch an deine (frühe) Kindheit – früher als du jünger warst? z.B. an den Kindergarten? Wie war dein Leben damals?

An was erinnerst du dich aus der Zeit als du im Kindergarten warst?

Wo warst du im Kindergarten? Was habt ihr da gemacht / gespielt?

Wo habt ihr (Familie) zu dieser Zeit gewohnt / gelebt?

Wie war das dann in der Schule?

Erinnerst du dich noch als du in die Schule gekommen bist? An was?

Wie war dein Leben als du in die Schule gegangen bist?

Was denkst du heute über deine Schulzeit (Lehrer und Mitschüler)?

Was war besonders schön in deiner Schulzeit?

Was wolltest du früher werden?

Hast du Geschwister? Wie versteht ihr euch, was macht ihr zusammen?

Erinnerst du dich noch an dein erstes Praktikum? Wie war das damals?

Was hat dir im Praktikum besonders gut gefallen?

Gibt es deiner Ansicht nach Unterschiede zwischen der Schule und dem Betrieb / Praktikum?

Wie ist es jetzt? Seit wann hast du einen Arbeitsplatz?

Welches war / ist die bessere Zeit (Schule oder Arbeit)?

Was gefällt dir (heute) bei der Arbeit?

Gibt es manchmal Schwierigkeiten bei der Arbeit?

Wie gefällt es dir mit den Kolleginnen bei der Arbeit?

Über was sprichst du mit den Kolleginnen bei der Arbeit (in der Pause)?

Was passiert mit dem Geld, das du verdienst?

Wer entscheidet bei dir zu Hause, wann dein Zimmer aufgeräumt wird?

Mit wem besprichst du persönliche Probleme? Wer hilft dir dann?

Wie möchtest du später wohnen?

Möchtest du in nächster Zeit Mal ausziehen? Wie möchtest du wohnen?

Was machst du in deiner Freizeit? Verbringst du sie in der Lebenshilfe?

Mit wem verbringst du deine Freizeit?

Wer entscheidet, was in deiner Freizeit passiert?

An was denkst du beim Stichwort „Betreuer“ / „Begleiter“?

Glaubst du, dass du einen Betreuer brauchst?

Gibt es Situationen, in denen du Hilfe brauchst?

Was kannst du besonders gut?

Hast du eine Freundin? (Falls nein, möchtest du eine Freundin haben?)

Welches war / ist die beste Zeit deines Lebens?

Was wünschst du dir für die Zukunft? (Fünf und drei Wünsche)

Wie sieht dein Leben in zwei bis drei Jahren aus? Wie leben?

Daten zu Eltern (Alter, Beruf, Anzahl der Kinder, Wohnort, etc.)

Interviewleitfaden Eltern

Vorinformation: Ich habe Interesse an den Lebensgeschichten von jungen Menschen (ehemals Schüler der Schule für geistig Behinderte), die aus der Schule kommen bzw. gekommen sind und ins Arbeitsleben übergehen. Bedeutsam sind für mich die biographischen Erfahrungen der jungen Erwachsenen im Übergang.

Eingangsfrage:

Wie sehen sie im Rückblick die Entwicklung bzw. die Lebenssituation ihres Sohnes?

Welche Erinnerung haben sie an seine frühe Kindheit, z.B. an die Kindergartenzeit?

An was erinnern sie sich aus dieser Zeit (Kindergarten)?

Wo war der Kindergarten? (Sonderkindergarten?) Was wurde im Kindergarten gemacht (gespielt)?

Wo haben sie / ihre Familie zu dieser Zeit gewohnt bzw. gelebt?

Wie war das dann als er in die Schule gekommen ist?

An was erinnern sie sich noch aus der Zeit, als ihr Sohn in die Schule kam? Was kommt ihnen da in den Sinn?

Wie war sein Leben als Schüler? (Freizeitaktivitäten) Wechsel von Schulen?

Was denken sie heute über die Schulzeit ihres Sohnes (Lehrer und Mitschüler)?

Was denken sie, wie ihr Sohn seine Schulzeit erlebt hat – und im Rückblick sieht? Was fehlt ihm möglicherweise?

Fallen ihnen besondere Ereignisse aus seiner Kindheit ein?

Was wollte er früher werden?

Wie würden sie das Verhältnis zu seinen **Geschwistern** beschreiben?
Welche gemeinsamen Aktivitäten gab und gibt es?

Wie kam es zur beruflichen Entscheidung gegen die WfbM?

Idee mit den Praktikern entstanden? Wie war das damals?

Was hat ihm im Praktikum besonders gut gefallen?

Erleben von Unterschieden zwischen der Schulzeit und der Arbeit im Betrieb?

Wie ist es jetzt? Ab wann hat er seinen Arbeitsplatz?

Welches war / ist die bessere Zeit (Schule oder Arbeit)?

Was gefällt ihm (heute) bei der Arbeit?

Berichtet er (manchmal) Schwierigkeiten bei der Arbeit?

Wie gefällt es ihm mit den Kolleginnen bei der Arbeit? (Aktivitäten?)

Was passiert mit dem Geld, das er verdient bzw. verdienen wird?

Wer entscheidet bei ihnen zu Hause, wann sein Zimmer aufgeräumt wird?

Mit wem bespricht er persönliche Probleme? Wer hilft ihm dann?

Wie möchte er später wohnen?

Möchte er in nächster Zeit Mal ausziehen? Wie möchte er – vermutlich – wohnen (**Wohnform**)?

Was macht er in seiner Freizeit? Verbringt er sie in der Lebenshilfe?

Mit wem verbringt er seine Freizeit?

Wer entscheidet, was in seiner Freizeit passieren soll?

An was denken sie beim Stichwort „Betreuer“/ „Begleiter“?

Sind sie der Ansicht, dass ihr Sohn einen Betreuer / Begleiter braucht?

Gibt es Situationen, in denen er Hilfe benötigt? Wenn ja, welche?

Was kann ihr Sohn besonders gut?

Hat er eine Freundin? (Falls nein, möchte er eine haben?)

Was denken sie, wünscht er sich für die Zukunft?

Wie sieht sein Leben – vermutlich – in zwei bis drei Jahren aus? Wie wird er dann möglicherweise leben?

Interview: B., 19 Jahre; männlich; ehemaliger Schüler der Schule für geistig Behinderte; Mensch mit Down -Syndrom; Interview geführt am 18.01.06/ 16-17 Uhr; Ort: Lebenshilfe. Dauer 60 min. Teilweise Störungen von außen d. eintretende Personen!

Für meine Diplomarbeit, die ich an der Hochschule schreibe, sammle ich Geschichten. Ich habe Interesse an der Lebensgeschichte von jungen Menschen, die wie du oder der J., deswegen habe ich euch dazu eingeladen, von der Schule ins Arbeitsleben gewechselt seid. Also ihr habt ja jetzt ein Stück weit die Schule hinter euch und kommt jetzt in den Beruf, und wie ihr euer Leben seht, darum geht es mir einfach. Also das ich euch sozusagen frage wie war das früher und wie ist das heute, wo ihr jetzt in den Beruf gekommen seid.

Ja.

Und fangen wir einfach mal an, also ich lese dir mal meine erste Frage vor: Erinnerst du dich noch, an deine frühe Kindheit, früher als du jünger warst, z.B. im Kindergarten, erinnerst du dich noch an die Zeit als du im Kindergarten warst?

Ja.

Wie war das damals?

Äh, d, d, des, also des war schön. Da ware ich bei meine Pi, Pi, Pinguingruppe. Und da, und da, da war auch der, der Nikolaus. Da haben wir viele Geschenke gehabt. Und dann, und dann haben sie da früher da, da haben wir noch gemacht gesungen, getanzt, lachen und haben wir gemacht malen und schreiben und ja.

Damit ist meine nächste Frage schon beantwortet. Wo warst du im Kindergarten?

Äh, Grünfeld.

Ist das in E. oder?

Ja.

Wo habt ihr zu dieser Zeit gewohnt, als du im Kindergarten warst?

Ich glaube in, in E. bei meine Mama und meine Papa. (...)

Das ist jetzt sozusagen die frühe Zeit. Wie war das als du zur Schule gekommen bist? Erinnerst du dich noch als du zur Schule gekommen bist?

Da, da habe ich, da habe ich eine Schultüte ge, gekriegt. Und da und da war drin so Süßigkeiten und so lauter Geschenke drinne. (...)

Und wie war das dann als du in der Schule warst?

Da, da war ich bei, bei meine ganz arg, da war ich bei meine, da war ich bei meine äh alte Schule. Schön, Schön, Schön Schönforst-Schule bei Frau, Frau Eva Albrecht und Frau, Frau Schwenklenks und da haben wir ab und zu gemacht was gespielt haben wir, viel gelernt und ja.

War das schon die Schmalweg-Schule, die ich kenne oder war das eine andere Schule?

Ja.

Das war die Schmalweg-Schule?

Nein. Des war...

Eine andere Schule?

Ja.

Und wie lange bist du da gewesen wie viele Klassen?

Ich glaube bei, bei, bei m, bei mei, meine äh alte Schule da war ich, ich höchstens, äh sag mal fünf Jahre gewesen. Und dann bin ich zum Schm, Schmalweg-Schule.

Und die erste Schule, die war auch in E. oder?

Ja.

Wie war dein Leben als du zur Schule gegangen bist? Was hast du alles gemacht? Früher, wenn du so dran denkst?

Früher? Da war, mein Leben war, dass meine Bruder und Schwester äh, ge, geboren sind. Weil meine Mama war, war Zuhause ja schwanger, da war ich zuerst dran. Dann kam meine Schwester und danach kam mein Bruder.

Dein Bruder ist jünger als du?

Ja. Bissle nur.

Der wurde also vor dir geboren?

Ja, genau.

Ach so. Ich habe gedacht, dass deine Schwester jünger ist und dein Bruder älter?

Ja, ja genau.

Ach, das ist so?

Das ist so!

Das heißt dein Bruder war zuerst da?

Ja, genau.

Ach so herum. Also zuerst kam dein Bruder, dann kamst du und dann deine Schwester.

Ja, genau.

Aha. Gut jetzt sind wir bei den Geschwistern gelandet. Wir verstehst du dich mit deinen Geschwistern?

Schön! Weil sogar meine Schwester die, die geht nach, nach dem Fussball WM nach, nach England. Und da, und da, und da und da tue ich mei, mei, meine Schwester immer an sie denken. Immer.

Was mach die in England?

Äh, Cello üben.

Cello?

Ja. Cello, Cello-Arbeiten.

Ist die dann mit der Schule fertig oder?

Nein, ich glaube die, die, ei, ei, eine Schule ist noch, nich, nicht vorbei. Äh, also wenn sogar ma, ma, meine Schwester noch in die Schule ist, dann muss das, noch in die Schule ist, dann muss das England ver, ver verschieben. Verschieb, verschieben, das England. Nach England des, des muss sie irgendwie noch klären, dass das klappt. Wenn das nich, nich, nicht klappt, dann muss sie noch mal in die Schule gehen.

Also sie würde das dann, wenn das mit der Schule klappt, machen?

Ja, genau

Und deine Schwester ist jünger, wie alt ist die?

Sechzehn. Weil die, ja weil die meine Schwester, die wird 2007 achtzehn. (...)

Ah ja. Und dann hast du noch *einen* Bruder?

Ja, genau.

Und das heißt, deine Schwester wohnt noch Zuhause...

Ja, genau.

Bei euch Zuhause. Und dein Bruder, was macht der? Wie alt ist der?

Ah, der ist jetzt, der ist jetzt 21 Jahre alt. Und der tut nämlich arbeiten in Ba, Basel. Ja, und da, und da, da geh ich mal hin. Zu mein Bruder hingehen, da nach Basel. Und da mache ich mit mein Bruder Kochen, Schlafen, und so und so und so weiter.

Was macht dein Bruder in Basel, studiert der da oder?

Ja.

Weiß du, was er studiert?

Ja. Naturwissenschaften.

Ja. Und das heißt ihr seid insgesamt drei Geschwister?(...)

Ja.

Ich komm noch mal zurück auf deine Schulzeit. Was denkst du heute über deine Schulzeit?

Ah genau, früher da war ich in die Schule Schönforst-Schule, danach da war ich bei Schmalwegschule. Da war, war ich bei meine Praktikum in Unfallklinik und dann, und dann habe ich viel geschafft mit ganze...

----- Störung von außen -----

Ja und dann seh ich (geh ich?) ganze Fisch auspacken, Fleisch auspacken und dann muss ich noch machen Gemüse schneiden.

Das war dein Praktikum in der Unfallklinik?

Ja, genau.

Ich frage noch mal zur Schulzeit – auf dein Praktikum komme ich gleich noch mal zurück – wenn du jetzt noch mal an deine Schulzeit denkst, was war besonders schön in deiner Schulzeit? Was fandest du besonders schön?

Meine ganze Freunde von meine Schule. Da, Christoph Stahl, Sandra Hahn und der J., noch der äh, noch die Frau Bauer. Ja, und das war's schon, meine Freunde.

Was denkst du über deine Lehrer?

Äh, Lehrer denke ich der Herr, Herr Freundling. Und auch der Herr Kemmler. (...)

Was fehlt dir, wenn du jetzt so an deine Schulzeit denkst – du kommst jetzt langsam oder bist jetzt langsam aus der Schule draußen. Gibt es etwas, das du vermissen wirst?

Ja. [leise, klingt traurig] Äh, also, äh, also ich, ich vermisse meine ganze Freunde alle.

Die du in der Schule hattest?

Ja. Und dann ich ware in den Schule, sage mal, fünf Jahre 2001, 2002, 2002, 2003, 2004, und 2005 und dann noch 2006. Und dann sechs Jahre war ich in die Schule.

Ganz schön lange Zeit.

Ja.

Mal anders gefragt, ganz früher bevor du deine ersten Praktika gemacht hast, also als du noch in der Schule warst, was wolltest du da werden?

Äh, Küchenchef. [gestottert]

Ganz früher bevor du die Praktika gemacht hast?

Ja.

Erinnerst du dich noch an den erstes Praktikum? Haben wir darüber gesprochen...

Über, über, über Unfallklinik.

Das war dein erstes Praktikum?

Ja. Danach war, danach war ich mit dir zum CHE [Chemiehütte E.]– Strupp [Kantinenbetrieb], war ja auch mal mein Praktikum. Habe ich ganze Fleisch gerührt. Und dann habe ich noch gemacht, ge, ge ge, gegessen, und dann bei meine dritten Praktikum da ware ich bei, bei Wf E..

WfbM?

Ja, genau. Und dann am, am fünften da ware ich zum, da ware ich zum, äh war-te mal, Tier, Tierheim.

Da hast du auch ein Praktikum gemacht?

Nein, ähm ab meine fünften da war bei meine Soft, Soft, Software and Hewlett [Softwareentwickler].

Das war das letzte Praktikum jetzt.

Genau, ja.

Du sagst, du hast Praktikum in der Unfallklinik gemacht, dann beim Strupp CHE und ein Praktikum auch in der WfbM E....

Ja. Und dann noch eine Praktikum in Tom, Tom, Toms Pizzaservice. Hab ich auch Praktikum gemacht. Vier Wochen lang. Toms.

Und wo hat es dir am besten gefallen?

Pizza Toms! [lächelt]

Bis jetzt?

Ja.

Was hat dir da so gut gefallen?

T, T, Teig au, au, auf den Wagen gestellt. Dann musste ich noch machen, äh wie, wieviel soll ich Tomatos drauf tun, wie viel soll ich piz, Pizza, wieviel Schinken und Dings auslegen. Und dann, und dann habe ich immer, immer bei Offen rein geschoben. (...) Ja, und ich hab noch gemacht, Spinat geputzt. Ja, und dann, und da war bis zum Schluss habe ich eine leckere Pi, Pi, Pizza ge, ge, gegessen.

Du sagst du hast auch ein Praktikum in der WfbM gemacht. In E..

Ja, genau.

Äh, wenn du das mal vergleichst, du hast ja vier Praktika gemacht, auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt und dann hast du auch die Werkstatt kennengelernt. Wie hat es dir in der WfbM gefallen?

Äh, gut, da ware ich, und da war ich bei Schl, Schlo, Schloasabteilung...

In welcher Abteilung?

Sch, ähm, äh, eine, da war ich bei eine, ä, ähm, [sehr stockend] da war ich, äh, des war eine Schleuder.

Schleuder?

Ja. Abteilung. Weil da war so große Teil. Und da, und da mußte ich immer Schrauben rein drehen.

So. Du sagst, bei deinem Praktikum in der WfbM, hast du dann Schrauben auf etwas gesteckt oder reingedreht, was war das für...

Des war so Schleu, Schleuder-Dinger. Oranges Teil. Und dann, musste ich immer die Teile da, da drauf legen.

Auf ein Band?

Ja. (...)

Und was hat dir dann besser gefallen, das WfbM – Praktikum oder die Anderen Praktika, die du gemacht hast?

Ähm, Toms!

Ja. (...)Ich frag noch mal anders. Gibt's es deiner Ansicht nach Unterschiede zwischen, du warst ja sozusagen zu der Zeit noch in der Schule und du hast Praktika gemacht, wenn man im Praktikum ist und wenn man zur Schule geht?
Gibt es da Unterschiede?

(...) Ähm, nn, [Kopfschütteln] (...)

Nicht? Also, wenn man zur Schule geht, da passieren ja bestimmte Dinge und wenn man Praktikum macht. Was ist vielleicht anders, wenn man dann ein Praktikum macht?

Ja, genau, äh, schl [lang gesprochen], schlagen.

Wie schlagen?

Meine Sch, Sch [extrem lang], meine Sch, Schule da wurd geschlagen.

Da wurde geschlagen?

Ja. [traurig gesprochen]

Unter euch Schülern?

Ja. (...) Michael Frisch, David Keller, äh, Kevin Hiller, Daniel Hinz und noch der Lisa Ulrich, und noch mein bester Freund Christoph Betz. Und da, ja. (...)

Ja. Jetzt ist es so, du machst dein Praktikum bei S&H [Softwareentwickler] seit einiger Zeit, seit einigen Monaten. Jetzt habe ich gehört, geht es bei dir um einen Arbeitsvertrag, d.h. du kannst da nach deinem Praktikum bleiben. Wie gefällt es dir bei der Arbeit?

Schön! Sehr schön!

Was musst du da machen?

Spü, Spülmaschine ausräumen, Biomüll wegräumen, Sü, Süß, Süßigkeiten ver, verteilen, Obst verteilen, äh, zwei Autos putzen, Schr, Schränke putzen, Geländer putzen, dann muss ich noch machen, ähm, da muss ich noch machen, ja das war's schon. (...)

Ganz viele verschiedene Arbeiten.

Ja.

Wenn du die Zeit mal vergleichst, als du zur Schule gegangen bist und jetzt wo du arbeitest, welches ist die bessere Zeit?

Ich, [zögerlich] ich sag mal Schule.

Ist die bessere Zeit?

Ja.

Was ist daran besser?

Weil da, da komm ich immer, immer pün, pünk, pünktlich in die Schule und wenn ich zu, zu, Zuhause bin, da bin, bin und da und da bin ich auch immer pünktlich. [gähnt] (...)

Was ist den der Unterschied, wenn man arbeiten geht und wenn man in die Schule geht?

Pra, Pra, Praktikum. Finde ich besser als, als sch, als, als Sch, als Schule.

Was ist beim Praktikum besser, als wenn man zur Schule geht?

Da, da, da kann man mal viel, viel endlich [ähnlich?] schaffen, ganz viele Sachen.

Und wenn du sagst, dass du, wenn du jetzt die Wahl hättest, noch zur Schule zu gehen oder arbeiten zu gehen, da sagtest du ja eben, dass du lieber Schule, äh, zur Schule gehen würdest, was ist denn an der Schule besser als bei der Arbeit?

Ähm, lesen und schreiben.

Das hat dir gefallen?

Ja.

Ich komme noch mal auf deine Arbeit zurück...

O.k. [erfreut]

Wie ist das mit den Kollegen bei deiner Arbeit jetzt?

Schön, und die eine Ko, Kollegen, die sind nett, äh, die, die, tue, die Kollegen tu ich nie, nie, nie, nie, nie die a, also, die eine Kollegen die, die tue ich nie, nie, nie, an, anlügen. Tue ich nie lügen. (...) Ja und da alle für mich die Kollegen schön, hübsch und ja. (...)

Wie ist das, verbringst du, wo verbringst du deine Arbeitszeit mit den Kollegen? Ähm, wo, wo besprecht ihr was zusammen, habt ihr zusammen eine Pause, wo ihr was besprechen könnt?

Ja, ähm, ma, manchmal, muss man, wenn ich, wenn ich um 12 Uhr meine Pause habe, dann komm manche Leute zu mir am, am Tisch und da, und da tu ich die Menschen au, auch was reden, äh, was die, was die, ganz arg gut sagen

kann und ja und wenn ich mit den Menschen reden, da , da werden die Menschen fröhlich.

Bei der Arbeit?

Ja.

Über was spricht ihr den so in der Pause?

Ähm, Fussball, (...) ähm, dann tu ich noch reden, Ku, Ku, Kuchenbacken. Ja da tu ich noch reden, ähm, meine ganze, meine ganze Arbeit gefällt mir.

Gibt es auch Dinge, die schwierig sind manchmal bei der Arbeit?

Ja.

Was bereitet dir manchmal Schwierigkeiten?

Äh, Angst, wenn das be, Beruf ne, ne, nix wird, dann krieg ich sehr Angst. Und was nicht, was nicht ganz gut klappt [stark gestottert] wie vorher, dann bin ich schon mein Beruf draußen. (...)

Ich glaube ich drehe an der Stelle mal das Band um.

Ja.

----- Band wird gewechselt -----

Wir sprachen eben auch über Schwierigkeiten, die es bei der Arbeit auch gibt. Was fällt dir denn dazu ein. Wo siehst du denn manchmal, dass es auch Schwierigkeiten gibt?

Beispiel bei die, die Ge, Getränke, äh, da, da kriege ich, da kriege ich auch eine Zettel, wie, wieviele Getränke ich nehmen soll. Beispiel, Beispiel viermal Spru, Sprudel, äh, dre, drei, dreimal blau, ähm, zweimal O und zweimal A und eine Cola. Dann packe auf eine Wagen und schiebe in Lager. (...)

Und was macht dir daran Schwierigkeiten?

Ähm [ausatmen], äh , wenn, äh wenn ich bei, bei den Ge, Ge, Getränke, ma, manche Getränke, ähn, da wenn so, so viele voll sind, dann lenk ich auf eine Seite, wenn das nix voll ist, wenn da nur eine Hälfte nur ist, da tue ich die Flaschen reintun und dann stapeln. (...)

Was passiert, wenn du bei der Arbeit mal nicht weiter weißt? Was machst du dann?

Dann mache ich, dann mache ich höchstens einfach wei, wei, weiter. Dann mach ich weiter Aktenvernichter leeren, Beispiel Geländer putzen oder auch Kühlschränke putzen.

Ist es schon mal passiert, bei den Getränken, dass du eine Kiste vergessen hast?

Ja, genau. Ja. (...)

Und was machst du dann in dem Fall?

Dann nehme ich Wagen und zack, zack hole eine Kiste und in Lager rein.

Mal anders gefragt, was passiert mit dem Geld, das du im Praktikum verdienst?

Und zwar sogar, diesen Geld, wenn ich, wenn ich jetzt viel, viel, viel Geld habe, 60 hundert Scheine, da, da kann ich was ganz arg gutes kaufen. Beispielsweise...

----- Störung von außen -----

Stichwort Geld. Was passiert mit dem Geld, das du vom Betrieb erhältst?

Da tu ich immer, immer wieder ausgeben. Beispiel Heften, oder Postkarten oder Beispiel Döner oder Beispiel P, P, Pommes.

Wie bekommst du dein Geld?

Äh, meine Kontokarte.

Hast du ein eigenes Konto

Ja.

Und wer hebt das dann ab das Geld?

Ich.

Hebst du selber ab?

Ja.

Gibst du von dem Geld was Zuhause ab?

Nein. (...)

Wer entscheidet bei dir Zuhause, wann dein Zimmer aufgeräumt wird?

Ich glau, ich, ich glaube, des mach ich von selber. Da höre ich ein schöne Mu, Mu, Musik, und räu, räume mein Zimmer auf.

Was hörst du da für Musik?

Äh, so Rock und so Frauendisco an. (...)

Mit wem besprichst du persönliche Problem?

Ah! Äh da, da habe ich bester Freund. Und zwar S., S., S. Lämmle. Da, da geh ich hin, zum, zum Lessinghaus [integratives Wohnen mit Studenten]...

----- Störung von außen -----

Wo hast du den kennengelernt?

Ähm, früher ha, hab ich bei Lessinghaus ge, gewohnt, vier Wochen lang. Und da rum ke, ke, kenne ich den Typ.

Was macht der?

Der tut nämlich arbeiten.

Und studieren noch, oder?

Ja.

Wenn du sonst mal Schwierigkeiten hast, an wen wendest du dich außer dem?

Mein Bru, Bruder oder auch mein Kumpel.

Was macht ihr, unternimmt ihr gemeinsam ihr Geschwister?

Ja, manchmal mit, mit mein Bru, Bruder und meine Schwe, Schwe, Schwester und meine Kumpel da machen wir sogar viel, viele Dinge: Baden, Wanderung, Grillen, Kino gehen und so weiter.

Mit wem machst du mehr, mit deinem Bruder oder mit deiner Schwester?

Äh, mit meine Bru, Bru, Bruder mach ich bissle mehr, und meine Schwester ähn, da mach ich, bei meine Schwester sag ich mal, ähm auch, auch bissle mehr.

Und was machst du eher mit deinem Bruder und was mit deiner Schwester?

Mit meine Bru, Bruder, meine Bruder und sogar ich habe eine Bru [lang gestottert], Bruder, der, der heißt F. und der ist mein Bruder für, für immer, da. Ja, und äh, dann, ja....

Und was macht ihr beiden zusammen, wenn ihr euch mal seht?

Dann geh, gehen wir Bei, Beispiel we, weg. Ja und da, da, ja und da, da gehen wir mal nach Senerie (?), nach Bodensee oder nach England oder nach Basel oder nach Baden-Baden oder nach äh irgendwo hin.

Was macht ihr denn in Baden-Baden?

Äh, essen oder äh, (...) [Trinkpause]

Ich frage mal anders, wie möchtest du später wohnen?

Ich glaube mit mit, mei, mei, meine Freundin. Da will ich gerne woanders wohnen. Nein, ähm. Ja. Ehm, ich geh meine Fre, Freundin äh, zu meine Zimmer oben. Und, und, und da, da tue ich meine Zimmer ehm, meine ganze, mein Bett schmücken mit viel, viele Blumen, eine Muschel und eine Ke, Kette, und dann ist meine K, meine Ku, Kuschel-Rock CD. (...)

Wie lange bist du mit deiner Freundin schon zusammen?

Nein, wir sind nich zusammen. Bald kriege ich eine Freundin, bald kriege ich eine.

Zur Zeit hast du noch keine?

Nein.

Ach so. Ich muss noch mal mit dem Wohnen nachfragen. Möchtest du in nächster Zeit, also in einem oder zwei Jahren mal ausziehen?

Äh, ich glaube ja...

Du glaubst ja...

Und, und zwar Nä, Nähe von E.. Sch, Scht, Stadt E.. Da will ich gerne woanders wohnen...

Und kannst du dir vorstellen wie du dann wohnen möchtest?

Ja.

Erzähl mal!

Äh, da müsste ich na, nachschauen, wie viele Wurst da ist. Wenn die Wurst schlecht ist, dann muss ich des wegtun. (...)

Aha. Äh, du hast ja schon mal von der Schule aus ein Probewohnen gemacht?

Ja, genau. Lessinghaus.

Lessinghaus. Wie war das, erzähl doch mal bitte.

Des war schön! Da musste ich alles vorbereiten das ganze, eh, da musste ich ganze ma, mei, meine Essen bezahlen. Äh, Wurst, Getränke und so'n paar Sachen.

Was habt ihr da gemacht beim Probewohnen? Wie muss ich mir das vorstellen?

Äh, K,K, Kühlschrank pfl, pflegen, ehm, Musik hören, ja ehm, ja. (...)

Das habt ihr dann zusammen gemacht, Musik hören?

Ja, genau.

Und wann bist du dann nach Hause gegangen?

Ähn, nach Hau, Hause ge, gega, gegangen, eh. Sag mal, nicht!

Du hast dann dort übernachtet praktisch.

Ja, ge, genau, äh bis vier Wochen.

Vier Wochen lang?

Ja, genau.

Was war denn das Gute am Probewohnen? Also wenn du sagst, du hast ja dann nicht zu Hause gewohnt...

Ach, genau. Ähm, bei, äh, erst war ich bei bei, Lessinghaus, dann, dann mache ich, ich raus Re, Re, Richtung To, To, Toms gegangen. Habe was gegessen und dann ins Le, Lessinghaus gegangen. (...)

Was hat dir sonst noch gut gefallen beim Probewohnen?

Ähm, ich habe, ich habe, ich habe da arg tolle Frau kennengelernt.

Die hat da auch gewohnt oder?

Ja!

Eine Studentin oder eine Schülerin?

Äh, Stu, Stu, Studentin. Und zwar äh, a, au, aus Bra, Bra, Brasil, Brasilien. Und zwar der heißt Ju, äh, die heißt Jo, Jos, die, die heißt Josefine -Maria Fe, Fe, Ferguson. (...)

Wenn du mal vergleichst. was ist beim Wohnen anders, als wenn du zu Hause wohnst? Gibt's da Unterschiede?

Ich glaube nicht. (...)

Anders gefragt, was machst du alles in deiner Freizeit?

Ach, äh P,P, Party. Dann mache ich noch Spo, Spo, Sport. Baden. Dann mache ich noch, ähm, bischel singen, singen toben. Ähm, Po, Po, Posaune spielen. Da mache ich noch fernsehen. Und dann, und dann tu ich noch ähm, skifahren

ähm und, und ich geh ins, ins Sta, Sta, Stadion. Lesen, Schreiben und Ma, Ma, Mathe. (...)

Ähm, du hast mal gesagt, du bist im Jgendgemeinderat...

Ja, ja.

Was ist das?

Äh, das, das ist ähm, ähm, also ich bin beim Jgendgemeinderat ge, ge, gewe, da war ich ge, gewählt und, und, und ich hab, ich habe da, das Sieg gewonnen.

Die Wahl?

Ja. Wa, Wa, Wahl.

Wie nennt sich das, was du da bist beim Jugendgemeinderat?

Stu, Stu, stub, Stubenkönig.

Stubenkönig?

Nein, ähm, Stimmenkönig!

Ach, Stimmenkönig. Und wie oft trifft ihr euch da?

Ähm, immer Freitags oder weiß ich noch nich.

Und was passiert dort?

Da mü, mü, müssen wir reden... Ach genau, ehm, En, Ende, Ende J, Ende, Ende Juni, macht das ganze Ju, Jugendgemeinderat F, F, Fu, da machen die Jugendgemeinderat Fu, Fußballshow-Aufbau. Weil da gibt's zu allererst Benefiz Konzert und dann, und danach das WM...

Da ist eine Übertragung dann?

Ja, genau.

Spiel ihr selber auch Fußball da?

Ich glaube nein.

Und wenn ihr euch trifft zum Jugendgemeinderat, über was redet ihr da so?

Ähm, Ri, Ri, Richtung Pro, Pro, Projekt Musik. (...)

Und wo gehst du dann dahin? Wo findet das statt?

Ähm, Bü, Bürgersaal o, oder bei, oder bei Ta, Tanzschuppen [Veranstaltungszentrum]. (...)

Verbringst du deine Freizeit auch in der Lebenshilfe?

Ja.

Was machst du hier?

Da bin ich da angemeldet für meine Fre, für meine Freundin.

Für deine Freundin? Was heißt das?

Ja! Weil, weil die, die, die finde ich nur, nur hier!

Ach, deine Freundin?

Ja.

Und was machst du hier, was für ein Angebot machst du?

Äh, Party oder, oder auch wegzugehen.

Warst du schon bei einem Angebot hier in der Lebenshilfe?

Ja.

Und wie war das?

Schön. (...)

Mit wem verbringst du sonst noch deine Freizeit?

Mit meine Bruder. (...)

Gibt's noch andere Menschen, mit denen du dich in deiner Freizeit triffst?

Ja, ich habe meine Papa oder meine Mama.

Was macht ihr dann zusammen?

Äh, tolle, tolle Sendungen anschauen.

Im Fernseher?

Ja. (...)

Was machst du so am Wochenende?

Also, bei meine Wo, Wo, Wochenende, Sa, Sa, Samstag ganz arg früh, da schaue ich Tabaluga TV an. Ja, und dann mache ich noch am Wochenende viel, viel kaufen. CD's von Volksmusik 2006. Ja und dann mache ich noch in Kino, Kino gehen und noch en bisschen fernsehen. (...)

Wenn du deine Freizeit mit deinen Eltern verbringst, was macht ihr dann?

Äh, dann machen wir schöne Dinge.

Zum Beispiel?

Tanzen.

Wo tanzt ihr denn da?

Bei, bei uns zu Hause. (...) [längere Pause, der Interviewte gähnt, wirkt müde]

Wer entscheidet darüber, was in deiner Freizeit passiert?

(...) Bei meine Freizeit? Da mache ich so sch, schöne Dinge.

Alleine oder mit anderen?

Manchmal alleine und manchmal mit, äh, mit Freundschaft.

Hast du noch mit, mit Leuten aus deiner Schule zu tun?

Ja, und zwar mit mein Freund Christoph Stahl. Der ist mein bester Freund. Und der, der Christoph Stahl, der, der den kenne ich schon lange bis früher. (...)

Und was macht ihr beiden zusammen?

Ich glaube so tanzen, dann machen wir noch, äh singen, dann machen wir noch äh, raus gehen, baden oder, ja. (...)

Ich frage mal anders. Was fällt dir zum Stichwort „Betreuer“ oder „Begleiter“ ein?

Aha, bei, bei Be, Betreuer, äh. Ma, Manche Be, Betreuer müssen mich be, be, beschützen und äh manche nicht.

Was ist für dich ein Betreuer oder ein Begleiter?

Äh, Mann und eine Frau.

Als Beispiel, kennst du jemanden?

Ja, der Herr, Herr Steidle.

Ach so, der hier arbeitet in der Lebenshilfe.

Ja, genau.

Glaubst du für dich, dass du einen Betreuer brauchst?

Ja!

Wofür brauchst du einen Betreuer oder Begleiter?

Ähm, weiß nicht (...)

Oder anders gefragt, gibt es Situationen in denen du Hilfe brauchst?

Ich glaube ja [etwas zögerlich] und zwar ich brau, ich brau, brauche Hilfe für mein Bruder und noch bei J., J., J. und auch bei F., F.'s Freundin. [stark gestottert]. Weil da, da soll, weil da, da soll ich immer, immer Hilfe, wenn, wenn zum Beispiel J, J., ganz arg schlecht geht, dann mu, muss ich immer Tee, Tee tun, dann muss ich Tee bringen und dann muss ich noch streicheln und auch trösten.

Das machst du dann?

----- Band wechseln -----

Jetzt hast du ja gesagt, dass du jemand bist, der Menschen gerne tröstet und so weiter. Beispielsweise die Freundin von deinem Bruder. Was gibt es noch, was denkst du kannst du besonders gut?

Äh, da muss ich noch machen, ähm, me, meine Bru, Bruder und die J. ne, ne, nachdenken. Weil da, da ma, ma mache ich bissle So, bissle Sorgen. Weil da kriege ich A, weil da kriege ich immer A, weil da kriege ich meistens Angst. Weil da kriege ich, wenn die J. und der F. weggehen, da, da kriege ich Bauchweh, Durchfall und da bin ich nur schlecht! [stark gestottert]

Wenn die weggehen die beiden?

Ja.

Wenn die wohin gehen?

Äh, Konschtanz oder nach Dings.

Also wenn du hierbleibst und die von E. weggehen.

Ja. (...)

Wie kannst du dich dann trösten, wenn du Angst hast?

Äh. [deutliches Ausatmen]

Mit wem kannst du vielleicht darüber sprechen?

Weiß nicht. [traurig] (...)

Mit deinen Eltern?

Ja. (...)

Ich frage noch mal, wenn du daran denkst, was du in deinem Leben so alles machst, was fällt dir ein, was du deiner Meinung nach besonders gut machst?

Äh, mein, mein Pri, Privatleben, das solle ich mit meine Freundin ähm, mit meine Freundin äh, viel, viel zu machen.

Dann frage ich mal hast du eine Freundin?

Nein.

Noch nicht. Möchtest du gerne eine haben?

Ja!

Und hast du schon jemanden dir ausgesucht sozusagen?

Äh, bald.

Wo denkst du, dass du eine Freundin kennenlernen könntest?

Des müsse ich noch rausfinden noch.

Du hast vorhin gesagt, du kannst dir später vorstellen mit deine Freundin zusammen zu wohnen...

Ja.

Und dann in einer eigenen Wohnung oder?

Ja, genau.

Ähm, dann als du zur probe gewohnt hast, im Lessinghaus, das nennt sich betreutes Wohnen, hast du von dem Stichwort „Betreutes Wohnen“ sonst schon mal gehört?

Ja.

Was ist das? Was passiert beim betreuten Wohnen?

Äh, also so, äh, äh. Ha, genau. So, so wenn der Jörg Steidle mir sagt: „geh bitte ins Bett“. Dann geh, geh ich ins Bett. Ja und dann bin ich morgen wach. Und da, da muss der Jörg immer mich we, we, wecken.

Der Jörg ist ja jemand aus dem Bereich „Wohnen“, der ein Betreuer bzw. Begleiter ist. In welchen weiteren Situationen, also wann bräuchtest du jemanden wie den Jörg, der dich unterstützt oder weckt und in welchen Dingen sagst du ‚ich möchte vielleicht keinen Betreuer haben, das mache ich alleine‘?

Das mache ich ganz alleine.

Zum Beispiel, also wenn du jetzt an dein Wohnen denkst. Wo denkst du bräuchtest du jemanden, der dich vielleicht unterstützt?

Ich glaube, ich glaube, ich glaube ich, ich glaube an mein Bru, mein Bru, mein bester Bruder. Ja! (...)

Ganz anders gefragt, allgemeiner, welches war bis jetzt die beste Zeit deines Lebens?

Äh, Lebens?

Was war für dich die beste Zeit?

Äh, G, Gott! Also der, der Gott hat zu mir gefragt, äh, da ware ich höchsten so, so, da ware ich so, so kleines Kind und da, da hat der Gott zu mir gesagt: „Du musst, du musst ja sagen.“ Ich bin, ich bin für meine Mama ge, ge, geboren. Da muss ich Gott ja sagen. Weil ich hab ja eine Konfirmation und da hab ich, und da hab ich eine Psa, Psa, Psalm gelesen von, von Wasser und von Hirten. Und da und da hat Gott ja zu mir gesagt. Zu, zu, zu Ge, Geburt Jesus. (...)

Gehst du regelmäßig in die Kirche beten?

Ja.

Wann gehst du da hin?

Manchmal schon. Aber manchmal nein, nicht so.

Und wenn an welchen Tagen?

Sonntag.

Gehst du alleine oder...

Mit der Fa, Familie. (...)

Anders gefragt, was wünschst du dir für die Zukunft? Oder wie sieht dein Leben in zwei Jahren aus?

Äh, zwei Jahre?

Wenn du jetzt sozusagen weiter guckst für die Zukunft. In zwei Jahren, was ist da passiert?

Äh.

Was ist dir wichtig für die Zukunft?

Also früher, früher da hat der F., F. die, die J., J. kennengelernt. Und darum sind die jetzt, jetzt zusammen jetzt. Und die, ja und die J., ja J., die war auch bei eine Kindergarten ähm, mit, mit mir da wa, da ware ich dabei, da war die J., da war die ganze, da war die ganze Eltern, da war die ganze Jungen Damen und so. (...)

Ja. Wollen wir es an der Stelle belassen oder was meinst du?

Noch weiter machen. (...)

Gut. (...) Jetzt muss ich überlegen, was ich dich frage. Ähm. Also ich frage noch mal bezogen auf die Sache mit der Zukunft, wenn du jetzt sozusagen überlegst, also die Zeit in einem Jahr, wie sieht dein Leben in einem Jahr aus? Also wie sieht es aus mit der Arbeit, mit dem Wohnen. Was wird in einem Jahr passiert sein?

Äh, schlecht, wei, weil und zwar wenn, wenn in meine ganze Leben tot bin, äh, dann wenn, wenn meine Fr, Freundin kommt, dann, dann bin ich schon tot.

Das habe ich noch nicht verstanden ehrlich gesagt.

So, äh, wenn ich bei, bei meine, wenn ich bei meine ganzen Leben tot bin, wenn dann m, m, meine Freundin kommt, dann is schon ganz vor, vorbei schon.

Ja, aber du lebst ja jetzt Gott sei dank, von daher. Und du bist ja noch Jung.

Ja.

Ich frage noch mal ein Stück in die Vergangenheit. Wenn du jetzt so vergleichst, jetzt geht's ins Arbeitsleben davor war die Schulzeit. Davor der Kindergarten und so weiter. Also du bist immer älter geworden. Und jetzt sitzen wir heute hier, Welches war für dich die beste Zeit? Schule oder Arbeit oder Kindergarten?

Ähm, bei meine beste Zeit war's, die eine Freizeit.

Freizeit. Und was war da am besten?

Äh, viele Sachen zu machen. (...)

Was machst du denn am liebsten in deiner Freizeit?

Äh, Bil, Bilder, Bilder ausdrucken.

Aus dem Computer?

Ja.

Hast du einen eigenen Computer?

Nein, äh, bald krieg ich eine.

Welche Instrumente kannst du spielen?

Po, Po, Posaune und E-Gitarre.

Und spielst du beide Instrumente noch?

Ja.

Seit wann spielst du Posaune?

Äh, seit schon fünf Jahre.

Und du hast mal gesagt, früher warst du im Zirkus?

Ja, genau. Zirkus Clarino. Da bin, da bin ich da auch ver, auch geschiedet.

Was hast du im Zirkus gemacht?

Diablo gespielt und Jonglierbälle gespielt.

Wo bist du da aufgetreten?

Einmal bei EZR [Tanzzentrum]. Bei eine Halle und da, dann danach bei Zirkuszelt.

Du sagtest, du bist mit dem Zirkus fertig, wie ist das im Nachhinein für dich?

Dann, dann helfe ich mit zum Wurscht zu braten und Pommes zu machen und auch bissle Getränke, äh, verteilen.

Machst du noch?

Ja.

Was war besonders gut im Zirkus?

Ma, ma meine Trainer. B., B., B..

Was hat die trainiert?

Äh, jonglieren und ja. (...)

Anders gefragt, machst du bald mal wieder eine Reise, Urlaub?

Ich glaube ja. Und zwar äh, bei mein Ver, Vertrag steht drin, dre, dre, bei mein Vertrag, bei mein Vertrag steht drauf, dreissig Tage.

Urlaub?

Ja. Und da, da, da mach ich was.

Mit deinen Eltern oder mit wem fährst du dann weg?

Ver, ver, verschieden.

Wo könntest du dir vorstellen verbringst du deinen Urlaub?

Weiß ich noch nicht.

Überlegst du dir noch.

Ja, genau.

Gut, ich muss noch mal abschließend fragen, wie alt bist du jetzt?

Neu, Neu, Neunzehn.

Dann danke ich dir für's Interview und machen wir an der Stelle einfach mal Schluss.
Oder?

Ja, genau.

Interview: Frau K. (Mutter von B.), 53 Jahre, aus E., Studienrätin am Gymnasium; Fächer Sport und Biologie. Interview geführt am 19.01.06/ 16 – 17:30 Uhr; Ort Lebenshilfe. Aufzeichnung 1 Std.

...Ich lese einfach mal vor, was ich mir bei dem Ganzen gedacht habe. Es ist so, dass ich zwei Leitfäden habe. Den einen für die jungen Erwachsenen, den anderen habe ich dann für die Eltern bzw. Elternteil entworfen, es ist immer so, dass ich einen jungen Menschen interviewe und ein Elternteil dazu. Entweder Vater oder Mutter.

Also von meinem Interesse ist es so, dass ich Interesse an Lebensgeschichten von jungen Menschen habe, die also ehemals Schüler der Schule für geistig Behinderte, die aus der Schule kommen oder gekommen sind und jetzt ins Arbeitsleben übergehen. Und für mich ist es bedeutsam, so die biographischen Erfahrungen, die die jungen Erwachsenen mitbringen und dann auch im Übergang von der Schule ins Arbeitsleben haben.

Und ich frage erst mal ganz allgemein, und dann so ein bisschen zurückgehend in die Vergangenheit.

Wie sehen Sie, im Rückblick die Entwicklung bzw. so die Lebensstationen ihres Sohnes? Also, welche Erinnerungen haben Sie an die frühe Kindheit z.B. an die Kindergartenzeit?

Hm, [deutliches Ausatmen] (...) Ja, sind eigentlich viele Erinnerungen, denn also mit B. war das Leben ja nie so äh, wie normal, sondern immer ein bisschen anders, wie bei seinen Geschwistern, seinem älteren Bruder und seiner jüngeren Schwester.

Ähm, Kindergartenzeit [räuspern], fällt mir ein, wir haben unsern älteren Sohn F. ähm, in den evangelischen Kindergarten Blaustein gebracht, weil wir gedacht haben, das wäre genau der richtige Kindergarten der dann auch den B. aufnehmen könnte, weil er nämlich ein eingruppiger Kindergarten ist, und ganz kuschelig in Blaustein [Stadtteil von E.] liegt, und wie gesagt, das wäre eigentlich das ideale. Der F. war da auch sehr gerne dort und es war ne prima Zeit für ihn, und als es dann darum ging den B. in den Kindergarten zu bringen, ging es plötzlich nicht mehr. Dann hatten die ne zu volle Gruppe und es ist kurz vorher zwei sechsjährige Zwillinge zugezogen, die dann halt unbedingt aufgenommen werden mussten, als Vorschulkinder, und dann war diese Gelegenheit plötzlich weg. Jetzt mussten wir ganz schnell einen anderen Kindergarten suchen und wir haben ihn dann auch gefunden, nämlich den städtischen bei uns, da oben in der Kantstrasse, der dann auch sich bereit erklärt hat, es mit dem B. zu versuchen und das war, ähm, äh, auch ne schöne Zeit für ihn. Er hatte viel Wechsel an Erzieherinnen, was ich erst für problematisch gehalten hab, aber das hat er besser weggesteckt wie ich geglaubt hab, weil die Gruppe eigentlich und auch die Kinder so ringsum immer einigermaßen die gleichen geblieben sind. Es gab Erzieherinnen, die sich sehr um ihn gekümmert ham, und äh, dann kam irgendwann mal auch seine kleine Schwester in den gleichen Kindergarten. Die waren dann da zu zweit. Und ja da hat er denn keinen weiten Weg, eigentlich nur die Schillergasse ein paar Nummern hoch, Hausnummer 107 ist das glaube ich, war das für ihn auch irgendwann allein zu bewältigen, dieser Weg, und, oder ich hab sie mit dem Fahrrad hochgebracht und dann wieder abgeholt. Äh, ja, also das war, und das tat ihm unheimlich gut, er hatte halt immer so Sprachtherapeuten sozusagen um sich rum. Er hat da wirklich s' Sprechen gelernt, im Kindergarten, ähm. Problem war, das er immer noch Wickelkind war, aber es

ging so, da gab's paarmal ein Malheur aber zu beherrschen. Und einmal ist er, äh, glaube ich, ach ja unten bei der, das war so'n Klettergerüst, hatten die da, und da hat er geturnt und die, is vielleicht en bisschen zurückgeblieben, und die anderen waren schon oben, und is dann aber mit dem Schuh in so'm Ring hängen geblieben und hing dann Kopf unter, äh, aus diesem Klettergerüst [schmunzelt] da raus und konnte sich allein irgendwie nicht befreien, dann is ne Lehrerin, ähm, von der, von der Schule, von der Blaustein is da vorbei gelaufen und hat's gesehen und hat die irgendwie alarmiert, aber inzwischen is glaube ich, hat sich der Schuh vom Kind gelöst oder das Kind vom Schuh gelöst und [lacht] dann is er eben runtergefallen, war aber überhaupt nicht schlimm. Aber das war so ne Situation, die mir noch einfällt.

Ja, also war ne, ne gute Zeit, obwohl wir erst gedacht haben, um Himmelswillen jetzt ist der Kindergarten, den wir so uns ausgeguckt haben, es waren zwar ziemlich viele Kinder dann um ihn rum gewesen, aber es war gut für ihn.

Jetzt muss ich mal fragen, war das ein integrativer Kindergarten oder?

Nein, das war halt, die ham, äh, das war ja so, oder ist immer noch so organisiert, soweit ich weiß, dass die Gruppe dann, wenn sie ein Kind mit mehr Förderungsbedarf aufnimmt, dass die en bisschen kleiner ist und ein besseren Schlüssel hat an Erzieherinnen. So war's organisiert. Wie es jetzt is, bin ich gar nicht mehr so genau orientiert. Und vor allem war des auch was, ne Sache, die, die halt Efl mit ausgehandelt hat mit der Stadt, das hat eigentlich sehr gut funktioniert.

Das heißt die haben...

Ja, die haben einfach die, die Gruppengröße reduziert. Und das war genau in diesem Blaustein-Kindergarten nicht möglich, das zu tun weil die nur eine Gruppe hatten, ja und sie konnten diese Vorschulkinder sozusagen nicht wegen ihm absagen.

Ja. Und sonst haben die Kinder unabhängig von Behinderung einfach dann aufgenommen?

Äh, [explosives Ausatmen] Ja. Ja, ja. Wenn halt erhöhter Förderungsbedarf da war, ist die Gruppe kleiner geworden und hatten dann auf jeden Fall immer zwei Erzieherinnen da. Und dann vielleicht noch ne Praktikantin dazu. Mit einer Praktikantin hatten wir mal ein sehr enges Verhältnis auch gehabt. Des war wirklich gut. Ja. (...) Alle Feste mitgemacht, Laternenfest und ja, war schön.

Jetzt muss ich noch mal grundsätzlich fragen, er hat eine jüngere Schwester und einen älteren Bruder...

Ja, er is genau in der Mitte. Also is jeweils, jeweils zum F. sind's zwei und ein viertel Jahre Abstand und zur P. zweieinhalb. Is genau in der Mitte.

Das heißt der Große ist einundzwanzig...

Der Große is einundzwanzig und die P. is sechzehn.

Ah ja. Wie haben sie zu der Zeit gewohnt? Also das ist, ich kenne mich in E. nicht ganz so gut aus...

Ja. Wir haben in der Kantstrasse gewohnt, also seit F.s Geburt wohnen wir da und sind immer noch da. Die Wohnsituation ist über die einundzwanzig Jahre jetzt sozusagen gleich geblieben. So dass er sich da in dem Wohnviertel gut ausgekannt hat. Das war kein Problem für ihn. (...)

Ja. Wie war das dann, als er in die Schule gekommen ist?

[räuspern] Ja, das war noch mal ziemlich aufregend, weil wir, äh, Elterngruppe Efl hat natürlich weitergearbeitet, also das hat sich ja, Efl hat sich ja gegründet sozusagen zur Krabbelgruppenzeit, also das war eigentlich die, die Idee was zu haben, was die Zeit bis zur Lebenshilfe-Reife mit achtzehn sozusagen überbrückt, weil da gab es ja noch nichts. Es gab noch kein Lebenshilfe-Jugendbereich. Es gab einfach nichts für Kinder mit jetzt [explosives Ausatmen] vor, vornehmlich geistiger Behinderung. Gab's eigentlich nix und deshalb hat sich das gegründet 85' und wir haben uns dann so weiter gehandelt an den Bedürfnissen unserer Kinder, die sind ja ungefähr gleich alt. Alle jetzt um knappe zwanzig, ja achtzehn bis zwanzig. Und ähm, ging's mit der Krabbelgruppe da gab's ne Integrative, das war das Erste, dann kam die Kindergartenzeit, das war, das war, das lies sich noch gut lösen. Und bei der Schule fingen dann die richtigen Probleme erst so, so knackig an. Ähm, es war ein Jahrgang vor uns, äh, das war die Situation, das in einem Wohngebiet zufälligerweise mal vier Kinder mit Down Syndrom im gleichen Alter waren. Ja, gibt's ja eigentlich sonst nicht. Und waren alle Blausteiner- West da oben, äh, Michael Frisch gehörte dazu, David Keller und so alle die waren da dabei, und äh, da hat sich eben unsere Elterninitiative gedacht, oder mit der Schmalweg-Schule [Schule für geistig behinderte] dann zusammen, man könnte doch, ähm, sozusagen diese Klasse unter das Dach, das war die Geburtsstunde der ausgelagerten Klasse, unter das Dach der Grundschule, äh, mit reinnehmen und die, die Frau Jetter, die Rektorin hat sich da als erste e'er Rektorin getraut, das zu machen, [lächelt] und, äh, so ist das entstanden und dann war das, lief das und dann kamen, kamen unsere Kinder, das war so zwei Jahre danach und haben wir gesagt, o.k. genau das, also eigentlich wollen wir, eigentlich ist unser Ziel nicht ne ausgelagerte Klasse, sondern wir wollten eine echte integrative Klasse, also dass wirklich auch Grundschüler sind, vom Status her und nicht so ausgelagerte Sonderschüler, und dann ging die Verhandlung mit der Mörike-Schule [Grundschule] los und dann hieß zwar, an acht Kinder standen an, zu dem Zeitpunkt, da war der B. einer davon, und es konnten aber nur fünf Kinder aufgenommen werden in diese integrative Klasse und dann war's, man wusste nicht wie suchen se jetzt aus, nach welchen Kriterien wird ausgesucht. Dann war es halt so, dass wir rausgefallen sind. Also irgendwann mal kam ein Brief und wir haben uns da mal getroffen und fünf hatten die Zusage und drei hatten die Absage. Das war brutal und dann trotzdem zusammen zu bleiben [lacht] und das weiter zu verfolgen. Und da war erst mal die Enttäuschung groß, aber dann, ähm, ist die Frau Jetter auf die geniale Idee gekommen, dass der B. erst ein Jahr in die Schmalweg-Schule macht und dann sozusagen noch mal das erste Schuljahr dann als neu ausgelagerte Klasse. Das Problem war, nämlich das die, das die erste ausgelagerte Klasse, die waren, äh, Klasse drei und wollten halt gern noch drei und vier fertig kriegen und nicht zugunsten von uns,

sozusagen jetzt vorzeitig abbrechen. Und doppelt war das damals einfach noch nicht möglich, deshalb diesen, hat der B. dieses erste Schuljahr sozusagen doppelt gemacht, er kam also zweimal in die Schule, zweimal Schultüte war auch nicht schlecht. [lacht]

Er hat dann ein Jahr Schmalweg-Schule und dann vier Jahre Grundschule in Blausteiner-West verbracht. Da war er dann zwar nicht mehr ganz bei, also nich, er war nich in der Grundschule, die direkt neben seinem Kindi liegt, sondern weiter oben in Blaustein-West [Stadtteil], aber, ähm, das war gut möglich, er wurde ja dann auch immer gefahren, also jeder Schmalweg-Schüler hat ja das Recht, dass er gefahren wird, und da gab's immer diese Touren und dann, die waren vier Jungs, waren das. Nee, stimmt gar nicht, das waren nicht nur vier Jungs, da war auch ein Mädchen dabei [leise] ja, und dann, dann war das, also das erste und zweite Jahr war relativ klar, dass das und dann ging's wieder drum, kriegen sie auch noch drei und vier hin und dann mussten wir wieder sehr, sehr kämpfen, aber das hat dann geklappt...

Ja. Jetzt muss ich mal dazwischen fragen, wiEfel Kinder, das heißt das war ne Integrationsklasse...

Naja, es war ne au, ne ausgelagerte, also in der Mörike-Schule da ist die Integrationsklasse wirklich zustande gekommen, und zwar einmal ein Jahrgang vier Jahre durch. War die Sonja Keller dabei. Und die Lea Schmal, die waren, die waren da dabei.

Beim ersten Durchgang oder?

Beim, beim Durchgang der einzigen Integrationsklasse, die es E. eigentlich gab. Die waren Grundschüler [laut und energisch gesprochen] vier Jahre lang!

Ja.

Und das hat dann nie wieder geklappt, in der Form. Es hat immer nur wieder ausgelagerte Klassen, gab's immer. Ja, aber nicht in der Form. Es war einmal, da war, da gab's noch mal große Koalition hier in unserem Bundesland das war's [lachen] Einmal, das stand im Koalitionsvertrag. Und einmal hat's geklappt. O.k. und in B. ausgelagerter Klasse war es so, das es siebzehn Grundschüler waren und vier Sonderschüler. Die dann zusammen, die haben ihre Sonderschullehrerin mitgebracht, und die Grundschullehrerin, die mussten zusammen arbeiten und wenn das gut funktioniert hat, war's klasse. Ja, also wenn die, und das war viel Arbeit, also die mussten da die Lehrpläne verstricken und die, die, es war so'n Klassenzimmer, die hatten 'nen kleinen Nebenraum, und die ham dann halt mal sich zurückgezogen, haben aber versucht, also wirklich binnendifferenzierten Unterricht zu machen, ein großes Thema und dann halt zu gucken wie, wie geht das also wenn du jetzt im dritten Schuljahr Einführung der indirekten Rede, dann kriegen, und die, die Sonderschüler, die hatten immer so zwei Namen also Millis und Maxis und so, irgendwie so, dass man nicht immer die Schmalwe oder so sagen muss, sondern dass die, die extra Namen haben und dann die Millis haben halt ne Bildergeschichte gelegt und die andern ham indirekte Rede und so. Also da, die waren unglaublich kreativ und phantasievoll die Lehrerinnen, toll, also wirklich Hut ab! Das war

viel Arbeit, ja dann [deutliches Ausatmen] musste natürlich auf dem Schulhof das ganze irgendwie klappen, ähm, spannende Zeit!

Mh, und das heißt, er hat im Prinzip mit nichtbehinderten...

Ja!

Äh, Schülern...

Ja, vier Schuljahre. Das hat sich natürlich, je weiter, je weiter es ging, das vierte Schuljahr, hat sich's bisschen getrennt, bisschen mehr getrennt, im ersten Schuljahr haben sie eigentlich alles zusammen gemacht, ähm, dann wurde das ein bisschen weniger. Ja. [deutliches Ausatmen] Und, und, und dann kam ne Hürde, die wir bis jetzt in E. noch nie übersprungen haben, nämlich in die weiterführenden Schulen.

Ja.

Keine Chance. Das is. Wir ham wirklich uns drei Füße raus gerissen, wir ham gekämpft, alle Gymnasien einbezogen, Fortbildungen organisiert, das Kopernikus-Gymnasium war mal kurz davor, ähm, zu sagen, da ham wir ne Fortbildung gemacht, die Lehrer waren begeistert ham da oben in B. Klasse mal hospitiert und waren hin und weg, was da alles geht, äh gut viele haben einfach [stockt] noch nie mit 'nem geistig behinderten Mensch, Kind zu tun gehabt, die hatten einfach Berührungsängste. Da sind wirklich viele abgebaut worden, aber trotzdem allem hat es nicht funktioniert, weil das Oberschulamt dann, [unterbricht] also gut der politische Wille steht dem entgegen, hier im Land,so muss man's sagen, dass das klappt. Und auch, wenn im Oberschulamt niemand sitzt, der sagt, das mach ich jetzt zu meiner Sache und ich will das hinkriegen klappt's auch net. Also bisher hat's, jetzt gab's wieder 'nen Versuch von, von Kindern, die jetzt in 'ner ausgelagerten Klasse, war wieder diese, hat wieder nicht geklappt. Also es gab Kooperationen mit Gymnasien, mit Wilhelm Rabe oben, Albert Einstein, Kepler-Gymnasium gab's ne Kooperation, da hat der B. Mitgemacht, witzigerweise dann mit der Klasse von seinem größeren Bruder, das war sehr schön, also, da hat der Sportlehrer vom Kepler mir bestätigt, er hätte unglaublich viel gelernt, und seinen Schülern hätt's sehr, sehr gut getan. Warum dann nicht weiter? Ich weiß es nicht! Also Gründe sind vielerlei genannt worden, bis, bis Eltern, die Angst hatten irgendwie wär's vielleicht ansteckend [lacht] geistige Behinderung für Mitschüler, ich weiß es auch nicht. Also und, und [explosives Ausatmen] formale Gründe und Raumgründe, die dagegen sprachen man findet genug, wenn man will. Ja. So, also gibt's en paar Stellen in unserem Bundesland wo's geklappt hat. Aber nicht in E.. So, dass dann mit den weiterführenden Schulen, mit dem fünften Schuljahr war's dann aus mit der Integration in der Schule und so hat er dann seine weitere Schulzeit in der Schmalwegschule verbracht.

Das war, dann komplett von der fünften bis zum Ende der Schulzeit?

Ja., genau. Wir haben halt dann einfach so im Freizeitbereich drauf geachtet, dass es Möglichkeiten für ihn gibt wo er mit anderen zusammen kommt, aber üppig ist es nicht. [stöhnendes Ausatmen]

Jetzt frag ich mal, weil ich gerade so ein bisschen bei der früheren Schulzeit bin, ich komme dann auf die andere Schulzeit zurück, was hat er neben seiner Schule, als er jetzt jünger war, meinetwegen die ersten Jahre auch auf der Schmalweg-Schule was hat er sonst, sie sagen, äh, in seiner Freizeit sozusagen in Anführungszeichen, wenn man das bei Kindern so sagen kann gemacht, hat dann auch andere Sachen gemacht mit...

Ja, äh, also das, das beste was uns dabei gelungen ist, war der, der Zirkus Clarino. Also da war der B. der erste von unseren Kindern, die drin waren, weil die ham, äh, wie gesagt, sie, Dennis Kemmler, der war der er, weil, das, der Zirkus Clarino hat seinen Kern, Ausgangspunkt in der Waldorfschule gehabt,. Dennis' andere Geschwister waren alle in der Waldorfschule, so dass er da, äh, so mit rein gekommen ist und äh, dann haben die irgendwie in der Lebenshilfe hier, ich weiß jetzt nicht wer das gemacht hat, die Frau [unverständlich, zu leise] Fetzner oder irgend ein, also die im Kinder- und Jugendbereich gearbeitet hat, die ham ne Anfrage von Clarino, sie könnten noch nen Kind mit Behinderung brauchen. Und da haben wir gesagt „Juhu!“ [lacht] Wir haben... [unverständlich wegen Lachen], gehen da mit und das war der B. dann zweite und da gab's irgendwo ne Betreuung und so is der da rein gekommen. Und das war so ne Erfolgssache, dass der F., äh, nicht lang danach da eingestiegen ist und auch die P.. Die musste zwar lang warten bis sie es geschafft hat, aber wir hatten sie alle drei drinne, aber der B. war der erste. Und das war, das war ideal für ihn. Er hat ja wirklich sportliche Betätigung und hat Diabolo spielen gelernt, er hat Sachen gelernt, von denn man nie gedacht hat, dass er sie hinkriegt und er hatte immer andere Kinder um sich rum, äh, ja, also bei den Auftritten, also er, er genießt diese Manegenatmosphäre, also da aufzutreten, den mussten wir immer mit Gewalt wieder hinter 'n Vorhang zerren, damit er da nicht noch alleine ...[unverständliches Wort, lachen] macht, also man muss immer gucken, ich hab, ich war dann, ähm, die Eltern müssen ja dann heftig mitarbeiten, bei diesen Zirkusaufführungen, ja, das hab ich auch vorher nicht gewußt, Gott sei dank, sonst hätte ich wohl möglich gesagt, „hu, weiß nicht, ob ich das hinkrieg“, aber da er nun einmal drinn war, äh, war's klar, und, aber also jedesmal, wenn rum war hab ich gesagt toll, also das is so, so wertvoll für ihn, und also, also, aber nicht nur aus dem Grund, weil ich gedacht hab, das wär' jetzt so pädagogisch gut für den B., sondern weil es auch wirklich ne tolle Sache is.

Ja.

Wenn man dann da selber mit drin steckt, is es, ist die Arbeit auch schön. Und ich hab mich dann immer hinter'm Vorhang gestellt, um so ne Abschlußkontrolle noch hin ... [lacht, Wort unverständlich] bevor er dann raus gehen will, und was noch Hosen zu oder sonst was [lacht]. Aber das ham, die Betreuung hat sich aufgelöst, also der ist dann alleine und, es waren ja noch seine Geschwister dabei, das war manchmal schwierig, weil die, äh, natürlich, wenn's irgendwelche Probleme gab, sie ham dann immer gesagt: „he, F. kannst mal gucken der B. spinnt gerade, oder so und auch dann mit der P., is halt ein bisschen problematisch, aber das hat sich, das war im Grunde wirklich, für ihn der Freizeitbereich, der integrativ war. Sonst gab's eigentlich nix.

Ja.

Also wir wohnen in 'nem Wohngebiet, was sich jetzt erst langsam so ändert, also so raus gehen auf die Straße, da ist niemand, also wir waren eine der wenigen Familien mit kleinen Kindern, jetzt dreht sich das gerade. Dann ham wir Nachbarn gekriegt, mit denen li, äh, ging's ne Weile sehr gut, dann sind die Kinder aber auch größer geworden, das heißt das hat sich danach bisschen auseinander entwickelt, aber der Zirkus war's. Ja. Tatsächlich.

Ja.

Also bis jetzt drin gewesen, also...

Ja, ich hatte ihn gestern auch schon mal zum Zirkus befragt und da hat er vom Jonglieren erzählt und so weiter und Begeisterung, weil ich auch im Hinterkopf hatte, dass er jetzt gesagt hat, dass er damit, äh, vor kurzem aufgehört hat...

Ja, genau, is jetzt gerade, gerade zu Ende gegangen. So bis achtzehn so. Also dann muss man raus.

Ach so, das ist so. Sonst hätte er gerne noch weiter gemacht oder?

Also der wäre sicherlich geblieben. Aber mit achtzehn muss man raus. Denn sonst gibt's ja, das muss ja nachkommen. Sonst machen die Achtzehnjährigen, die sind dann so gut, die machen dann den Deckel drauf. Also wenn die nich gehen, dann, äh, das is sehr, sehr gut durchdacht, dann gibt's immer wieder Luft für neue Talente und...

Ja, ich hatte ihn gestern nämlich auch und dann fiel mir ein, ich hab aber jetzt nicht gefragt, aus welchem Grund er dann jetzt da... Jetzt ist mir das klar. (...)

Ja. Was denken Sie heute über die Schulzeit ihres Sohnes, sowohl was Lehrer und Mitschüler angeht, was Ihnen da in den Sinn?

(...) [deutliches Stöhnen beim Ausatmen] Ähm, also, ja über die Grundschulzeit habe ich eigentlich schon jetzt genug erzählt. Zur Schmalwegschule, ähm, fange mal von hinten an, da fand ich jetzt den Schluss, dass sie ausgelagert waren, aus baulichen Gründen, da in der Hauffstraße, das fand ich sehr gut, weil sie dann einfach aus dieser Ghettosituation da ein bisschen raus kommen. Ähm, das is was, das mich an der Schule eigentlich schon immer gestört hat, dass die dann einfach so weit weg von allem sind und, ähm, das oberste Lernziel, der Geistigbehindertenpädagogik ist soziale Teilhabe lernen und wie soll man das lernen, wenn gar nich mittendrin sitzt, sondern zum Einkaufen mit dem Bus fahren muss und alles, was man so in der Stadt tut, kann man da oben nich und das ist eigentlich der größte, der größte Nachteil gewesen, den ich, warum wie auch immer, dass der B. eben nicht, äh, in die Sonderschule geht, sondern eben halt, ähm, mit anderen Kindern in die Schule gehen kann, mit entsprechender Förderung. Also allein schon, wenn die Schmalweg-Schule jetzt, weiß ich was, einen gemeinsamen Schulhof mit dem Keppler-Gymnasium hätt, des wird schon viel, viel ändern, ja, so is es aber halt nich [räuspern]. Und jetzt ja auch leider, gab ja mal die Idee, dass es irgendwie so von der Stadt hier

nen Gebäude gebe, das die Schmalweg-Schule sich hier wirklich in die Stadt bewegt, aber es is nix geworden. Gut jetzt ham se ihren wunderschönen Neubau, äh, ich bin aber ganz ambivalent, wenn ich ihn seh.

Weil, also ich, ich seh, dass da fühlt man sich da, hat Herzblut da verspritzt, und es ist wunderschön geworden, man kann nur sagen, wenn man es jemand gönnt in so'ner Schule, äh, zusein und unterrichtet zu werden und selber zu unterrichten dann sind's genau die Leute, die da sind. Also das find ich schon, trotz allem, [stöhnendes Ausatmen] ist es halt einfach weg vom Fenster und [Nase hochziehen] Ja, also ambivalent, also gut.

Noch sonst? Ähm, gut wir ham ja Glück gehabt, dass wir so nah in E. am Karlsberg sind und das der B. nie lange Fahrzeiten irgendwie hatte. Ähm, prima fand ich auch, dass das organisiert werden konnte, dass die, äh, die Selbstfahrer halt da die Selbständigkeit lernen und das die selber mit Umsteigen dann zur Schule kommen, das hat immer funktioniert da ist eigentlich nie was schief gegangen, ein- oder zweimal, äh, aber da war der Bus dann irgendwie, hat die Nummer oben vergessen, also es war eigentlich gar nich, sie sind dann irgendwie raus gekommen so'n bisschen, aber das hat bestens funktioniert. Das fand ich ganz prima. Also alles was so, ähm unternommen wurde, dann so die Schullandheime, äh, Bodensee mal und auf dem Bauernhof, da hat er zum Beispiel auch gemerkt, dass, wir dachten immer so B. kann gut mit Tieren oder so, weil gut auf dem Bauernhof, aber das is ausgesprochen nichts für ihn. Das is ihm zu kalt und zu eh, mag er gar nich [lacht] kann man mal auch merken, dafür is das ja auch gut, dass mal, äh, ja negative Auswahl, äh, einfach ,äh, kriegt. Ja. [ausatmen] (...)

Ja, ich glaub das Verhältnis zu seinen Lehrern und Lehrerinnen war, ähm, war gut, also, dafür, dass er viel erzählt hat, äh (...) problematisch fand ich, dass es eigentlich nich so recht Hausaufgaben gab. Ähm, so dass wir hatten immer so'n bisschen das Gefühl, wir müssten so, so auf die, die Kulturtechniken so'n bisschen drängen [laut, energisch gesprochen] ja, also dass das auch wirklich gemacht wird, natürlich is der, ähm, Unterschied zwischen den einzelnen Schülern einer Schmalweg-Klasse riesig, viel größer als in andern Schulen, das heißt die einen können lesen und die anderen können nicht sprechen. Ich sehe die großen Schwierigkeiten schon, [hustet] das kam ja manchmal so'n bisschen zu kurz...

Ja.

Ja. Also er ist gerne in die Schule gegangen, ähm, zunehmend weniger, also je älter er wurde, um so, ähm, weniger gerne ist er gegangen und fand das mit dem Arbeiten und diesen Praktikas viel spannender.

Ja.

Auch schon ab dem ersten Praktikum, des war eigentlich, also, da immer hinterher wo er in der Schule zurück war, schwierig, da hat er auch, da hab ich von den Lehrerinnen die Rückmeldung gekriegt, da hat er keine Lust zu nix und so, da hat er so'n bisschen sich hängen lassen, ähm, war dann einfach nicht mehr zu motivieren so richtig, weil wenn er einmal draussen war und da hat er gemerkt, dass is besser. [lacht herzlich] Also, er war nie ein sehr begeisterter Schüler, muss man so sagen, also...

Gut, dass kommentiere ich jetzt nicht.

[lacht]

Soll ich es etwas wärmer machen? Ist es zu kalt?

Nein, nein. Im Gegenteil, im Gegenteil!

Kaffee oder Wasser?

Ich, ich...

Sie melden sich? Gut. Ja. Ähm, jetzt muss ich kurz überlegen, wie ich mit meinen Fragen hier weitermache. Mmh, vielleicht noch mal kurz, letzte Frage zu der Schulzeit, äh, ist es denn so, dass er jetzt Dinge vermisst, also zum Beispiel, wie ist es mit seinen ehemaligen Mitschülern gewesen?

Em, (...) [Ausatmen] Ja [zögerlich]. Also, (...) [deutliches Ausatmen] ja, es könnte schon sein, also, am Geburtstag hat er einige eingeladen und diese Mal war's eigentlich fast so, dass es mehr, mehr Mitschüler waren als, als andere Freunde. Er hat früher oft immer eigentlich die ganzen Freunde vom F. und Freundinnen – Freundinnen vor allem – von F. eingeladen, weil er die alle so toll fand, und äh, jetzt diesmal war es aber so, dass eigentlich wirklich viele da waren und das war total witzig. Ähm, so das ich schon denke, dass er das vermisst aber, er sieht sie ja zum Teil hier in der Lebenshilfe in den Gruppen auch wieder. Ähm, ja, also da hat er jetzt noch nie, äh, so heftig, heftig, äh, er hat ja auch bei dem Wohntraining da auch sich ausgesprochen, ähm, abgesetzt von den beiden anderen, die da mit ihm das Wohntraining gemacht haben, er wollte eigentlich immer viel lieber mit dem, mit seinem Stock da oben, äh, jetzt habe ich schon nen paarmal gemerkt, dass er, er sich selber überhaupt nicht als behindert wahrnimmt. Ähm, wir haben mal Wohnheime angeguckt, da hat er gesagt: „da möchte ich nicht wohnen, mit den Behinderten.“ Da hab ich auch geschluckt ... [Wort unverständlich]. Also andererseits ist es, ist es schön, dass er sich so ganz und ohne Defekt wahrnimmt, trotz allem ist es aber halt, (...) ist es so, dass, dass er einige Sachen schwieriger an, bei einigen Sachen sich schwieriger tut als andere. Das muss er checken. Ja. So. Das kommt langsam, glaube ich, glaube ich. Also er hat neulich zu mir mal gesagt, dass, also es geht ja immer um die Freundin, das ist ja das große Thema gerade, ähm, und, und da hat er gesagt, wir müssen einfach irgendwie ein Umfeld schaffen, wo er die richtige kennenlernt [laut gesprochen], ja. Denn das denk ich wird auch jemand sein, der, der ähnlich ist wie er. Das könnte ich mir eher vorstellen, dass das dann. Er hat selber neulich mal gesagt, ob es, ob es denn besser wäre, wenn seine Freundin auch so'n bisschen behindert [zaghaft gesprochen] wär. Ja. Vielleicht ist das keine dumme Idee. Also das war das erste Mal, dass das von ihm kam [Satz laut gesprochen]. Da dachte ich aha, ja das ist der richtige Weg. Also er hat sich sonst immer in die tollsten, äh, girls verknallt, im Zirkus auch und in F's Freundinnen und so, das sind immer ganz Toplage, wo er regelmäßig, äh, die sind alle sehr nett zu ihm, aber [lacht] äh, da kann er nie landen, ne. Und, also wenn er das ein bisschen, ähm, ja, für sich selber etwas sich realistischer einschätzt das wär noch toll. Insofern, ähm, mit den anderen, mit seinen Mitschülern, äh, Mitschülerinnen, die findet er alle eher unflott.

Ja.

Ja, aber ich mein den geht's möglicherweise andersherum ja nicht anders. Gell [lacht]. Ähm ,also des isch bissle en Problem. Ja.

Ja, das wäre meine vorletzte Frage im Interview gewesen. [lachen] Haben sie jetzt schon vorweg genommen. Ich hatte ihn gestern auch nach dem Thema gefragt und da hat er mir gesagt, dass er seine Lebenshilfeangebote auch ein bisschen danach ausgewählt hat sozusagen. Vielleicht darf ich das einfach vorweg nehmen. Ähm, ich frag mal nach den Geschwistern noch mal, und zwar so ein bisschen allgemein Geschwisterverhältnis und nach Gemeinsamkeiten? Sie haben schon ein bisschen angesprochen mit dem Zirkus früher, ähm, wie würden sie das Verhältnis der Geschwister zueinander beschreiben und welche Aktivitäten, gemeinsame Aktivitäten gab's früher und welche finden derzeit noch statt?

Also, ähm, B. großer Bruder is sein großes Idol. Äh, das is glaube ich, der sitz glaube ich in seiner Weltvorstellung Nummer eins. Er, F. und dann kommt lange nichts und dann kommen irgendwann wir. Da kommt lange nichts dazwischen, also er ist wirklich, große Bruder war immer unangefochten natürlich vorne drauss, auch für den F. [lacht], insofern einfach B. war ihm nie ein Konkurrent ,nie, ähm, der F. hat auch diese Aufgabe als Geschwister des mit zutragen, äh, hervorragend übernommen, wirklich, wirklich ganz toll. Er hat sich mal, ähm, er hat auch gelernt sich zu lösen, was nicht einfach war, er war ein Jahr in Amerika, in der elften Klasse und das hat er auch bewußt oder unbewußt auch gemacht, um zu zeigen, es muss auch ohne mich gehen. Ja. Da hat die kleine Schwester die P., hat das dann ganz gut übernommen, und, und B. hat, ähm schwer gelitten. Also der hat, er hat sich das so richtig vorgenommen und irgendwann, es war nicht ganz nen Jahr es waren zehn Monate, also von September bis Juni, Juli und irgendwann um Ostern ist ihm die Kraft wirklich ausgegangen. Er hat dann so psycho-somatische Sachen, also Bauchweh entwickelt. Ähm, das war schlagartig weg...

----- Störung von aussen -----

ähm, er hat, ähm, äh, ja er hat einfach, ähm konnt's schon nicht mehr aushalten, bis er wieder kommt. Er hat aber dadurch was gelernt, das heißt F. is nicht immer zu verfügen und jetzt ist der F. in Basel, is wirklich weg, kommt nicht so oft nach Hause. Ähm, er muss ihn teilen mit seiner Freundin. Sowieso Ähm, aber das Verhältnis ist nach wie vor sehr gut, also B. hat den F. in Basel schon mal besucht und, und wenn F. da ist, dann machen die, können die viel zusammen machen. Gehen zusammen joggen oder, also der F. nimmt ihn wirklich wo es irgend geht, also wenn er nicht irgendwas, nimmt, also er überlegt sich schon relativ oft, ob er ihn mitnehmen kann. Zum Beispiel also als er dann Abi gemacht hat, hab ich dann so am Kepler rum gefragt, da ham se gefeiert, und da hat der F. gesagt: „Du, B. darf ich deinen Grill haben.“ Und da hat der B. gesagt, „aber nur wenn ich mit darf.“[lacht herzlich] Da war er ganz flott. Das war echt perfekt. Ja. Is er mit und hat glaube ich am lautesten geschrien und am meisten Würschtle gegessen. Ähm so, also das Verhältnis is sehr gut, für den F., äh, oftmals nicht so einfach, weil er muss, er muss Distanz auch schaffen. Aber B. schreibt sich ja all sein Kummer, denn was er hat schreibt er sich

von der Seele, also er schreibt unheimlich viele Briefe. Also herzerreißend, Herzschmerz, ähm , also au, au guckt gern so Serien im Fernsehen an, also versetzt mit diesen Sprüchen, die da immer so kommen [ausatmen, lächelt] es ließt sich unglaublich, aber er schreibt sich's damit so'n bissle von der Seele, es ist eigentlich ganz gut so.

Ja.

Und äh, ja hat dem F. schon Briefe geschrieben, aja dass er sich versichert, dass er immer sein Bruder bleibt. Also das ist ganz klar.

Ja.

So das war F.. Und jetzt die P., die jüngere Schwester. Die hatte natürlich das Problem, dass sie ihn einmal überholen musste. Ja, die war zweieinhalb Jahre jünger, erst dann noch nen Baby und irgendwann, ähm, und außerdem ist das nen Mädchen und so, aber die, die können auch ganz gut miteinander. Sie sind nicht so eng. Also die P. ist nicht so das große Vorbild, wie der große Bruder. Also daher kommt auch, dass der B. äh, ne Arbeit will, auch weg will von Zuhause, dass er ausziehen will und so weiter und so fort, also alles wie der F.. Und deshalb will er auch ne Freundin wie der F.. Ne? Also des is sein Vorbild.

Ja.

Äh, ja. Da können wir also viel sagen, was der F. sagt, das zählt eigentlich [lacht] Ja, aber ganz toll findet der B., wenn wir zu fünft was machen. Also so richtig als Familie und zu fünft. Das ist natürlich nicht mehr so häufig, ähm, wir ham am 2002 als der F. wieder von Amerika zurück kam, ham wir ein, ein eigentlich unseren letzten so ganz gemeinsamen Familienurlaub verbracht, in Schottland, das war wunderschön also alle fünf zusammen. Das gibt's manchmal noch für ne Woche so, wenn's dann paßt und die P. nichts anderes hat und der F. irgendwie, aber das ich nicht, aber das is es eigentlich so, wo er sich so richtig dann in [unverständlich: so'nem Fett?] fühlt, wenn wir alle fünf zusammen sind. Ja. Also ich denke so die Geschwister ham, tragen mit, und ham aber, wir haben uns bemüht sie nicht über Gebühr zu belasten, aber ich mein, dass [ausatmen], natürlich hat ihnen manches Mal was gestunken, das glaub ich sicher, dass sie, ich denke mal dass zu P. nicht so viele Freundinnen gekommen sind, weil die nen bisschen auch Schiss haben, wegen B. oder so [leise gesprochen], also die P. is viel öfter weggegangen wie dass welche zu uns gekommen sind. Ich glaube das lag daran. Könnte ich mir denken. Beim F. da war der B. ja immer kleiner, jetzt bei der P. war er natürlich älter und hat, aja es gab einmal, ähm, das war ne, ne Schulfreundin aus der Grundschule, ganz süßes türkisches Mädchen, das, das die fand er einfach nett und süß und hat sie eingeladen und die P., die hat sie ihm dann sozusagen ausgespannt. [lacht, unverständliche Stelle] Weil das Mädchen gemerkt hat, mit der P. kann man doch eigentlich besser spielen wie mit dem B. , und dann boa! [lacht] Das war richtig furchtbar anzugucken, ja, äh, also so Sachen gab's oder [ausatmen] ja, dass wir vielleicht manchmal nicht so spannende Reisen gemacht haben, weil wir gesagt haben, der B. muss da auch irgendwie mit und so. Wer weiß. Also, ähm, irgendwelche direkten Vorwürfe haben wir eigentlich noch nie gekriegt, aber was weiß was die Geschwister vielleicht mal in der Rückschau in zehn

Jahren denken. Aber ich glaube nix schlimmes. Ich kann es mir eigentlich nicht vorstellen. Also es war eigentlich immer, immer harmonisch und die ham auch, ja ihre, ihr Zeug jeweils dann auch gekriegt, die anderen, denk ich mal. Wir haben uns zu mindestens bemüht, ob es uns gelungen ist, dass weiß ich auch nicht so recht. [lacht] Ich hoffe's.

Ja. Gut. Ähm, ja, ich mach mal ein kleinen Sprung sozusagen und frag mal, wie kam es zur beruflichen Entscheidung gegen die WfbM?

Aha.

Also wenn es da überhaupt eine Entscheidung gegeben hat.

Ja, also gut. Ähm, es war nicht unsere Entscheidung. Also wir ham früher, ähm viel, einige Zivildienstleistende gehabt, die bei Sonnenschein gearbeitet haben, das ist ein Familien-entlastender-Dienst in P., das waren mindestens drei oder vier junge Männer, das war total nett, die kamen dann immer, äh, für die war das 'nen total entspannender Dienst und die haben eben erzählt aus der Werkstatt. Und da habe ich gedacht um Himmels Willen da will ich den B. nicht haben! So, also das war, was ich da so gehört hab, uh nee, bloß nicht! Und äh, die waren immer ganz froh, dass sie da mal raus konnten und auch mit dem B. spazieren gehen oder ins Hallenbad oder weiß ich was, einfach ja mich nen bisschen entlasten, so. Hab dann auch mit den anderen, äh, gemacht. Wir haben eigentlich immer, immer so jemanden gehabt, ich bin dann auch irgendwann, ja mit dem B. zusammen, bin ich auch wieder in die Schule gegangen, 94 ist er in die Schule und ich auch wieder, und dann war klar, wir brauchen irgend jemand so, der, ich hatte dann auch nachmittags Schule, das dann auf-fängt, und dann hatten wir immer irgend jemand. Ganz lange am Schluß ne Studentin, die unter uns gewohnt hat, die, der wir das einfach angeboten haben, also statt im Restaurant Zwiebeln schneiden, also hier bei uns. [lacht] Das war über lange Jahre ganz, ganz toll. Und dann hat's sich irgendwann, äh, ja jetzt brauchen wir eigentlich niemanden, ja. Von diesen Zivis aus dem Sonnenschein stammte eben die Information über die WfB und dann sagte ich „o.k. das nicht“, und sagte, „da müssen wir halt suchen“ und dann gab's ja dieses, äh, Berufsprojekt und mit denn Praktika und da ging's dann ja relativ schnell los. Dann hat er, genau das erste Praktikum im, genau in der Unfallklinik gemacht, in der Küche, dann bei Tom's [Pizzaserivce], das war en bisschen länger, dann in der CHE [Chemiehütte E.], wissen Sie ja, und jetzt das. Und, äh, die liefen eigentlich alle so, dass wir gedacht haben, ha irgendwie in der Richtung muss es doch vielleicht was geben. Und ich meine, dass es jetzt so geklappt hat, hätten wir uns nicht träumen lassen. Das war jetzt wirklich wie nen Geschenk en bisschen. Aber, ja sonst hätten wir, sonst hätten wir sonst also was gesucht. Es gab noch ne Idee im Odenwald son Restaurant „zum Zäpfle“ äh, wo ganz viele geistig behinderte Menschen arbeiten. Und da wir mal Kontakt aufgenommen. Also jetzt warten wir mal erst und wenn das dann nix wird, dann gucken wir schnell weiter und versuchen sonst irgendwas zu finden. Nur, nur nicht Werkstatt für Behinderte. Also das war eigentlich unsere Entscheidung und, aber der B. hat, hat ja, der hat auch mal, der hatte nen Praktikum da auch mal gemacht. Von der Schule.

Hat er gesagt, er war mal in der WfbM in F..

Ja, in F., genau, ja, ja. Da hatte ich nicht so den Eindruck, als wär's das jetzt gewesen, was er unbedingt wollte. Also war ich mir sicher, handle ich nicht absolut gegen seine Interessen, so (...)

Ja. Was hat er da so berichtet von den ersten Praktika, was hat ihm bei den ersten Praktikern besonders gut gefallen?

Ähm, [lacht] Die Essenspausen. [lacht]

Is ja auch wichtig. [lachen]

Ja, ja, ja, ähm, ja da hat er immer es berichtet. Das erste Mal, da war der Herr, (...) wie heißt er? Nicht Walter Reich, sondern?

Richter.

Genau. [lacht] Der war dabei und äh, der hat auch immer erzählt das Vesper sei besonders toll gewesen. Ja, so mit den anderen Leuten da irgendwie zu schaffen und, und tatsächlich zu merken, er schafft was, Er sieht seiner Hände Arbeit. Glaube ich, so. Näh. Und so hauswirtschaftlicher Bereich, das fand er in der Schule auch schon gut. Und auch Zuhause so, so mit. Äh, er fand immer ganz toll, wenn's bei uns irgendwie so, so, so nach Fest aussah, dass man dann so vorbereiten und dann irgendwie decken machen und tun, das fand er immer ganz prima. Also mit der Küche hat er's irgendwie. Das macht er gern und auch gut inzwischen [Nase hochziehen] ähm, ja. Also da is er wirklich, wirklich fit. Ja er kann auch in der Küche die Geschirrspülmaschine ausräumen, Tischdecken und so. Solche Sachen macht er, ja, besser wie seine Geschwister. Da hat er einfach en besseren Draht zu. Und so, des, des war bei den Praktikern alle und Tom's is es halt die Pizza auf jeden Fall, die ihn da gelockt hat. Ähm, dann auch bei dem CHE war es auch dieses, dieses so die Spülmaschine mit diesem, dieses Geschirr abduschen das fand er immer richtig gut [lacht] Und dann auch da dieses richtig gute Mittagessen, das ist der einzige Nachteil jetzt bei ihm. Ähm, S&H, dass des da nicht so richtig gibt. Ja. Also wir ham inzwischen ne Möglichkeit gefunden, ich koche halt, wenn er Nachhause kommt noch en bisschen was nach. Aber so ,so diese, diesen Tagesablauf da mit zu kriegen, mit allen Pausen und, und wirklich was schaffen und dann nach Hause und o.k. Also des is es glaube ich, was ihm besser gefällt wie in der Schule.

Da hatte ich mir noch eine Frage zu notiert. Das Erleben von Unterschieden zwischen Schulzeit und jetzt Praktikum.

Hatte ich ihn gestern auch drauf angesprochen, ob es denn da Unterschiede gegeben hat jetzt im Vergleich, weil er ja relativ kurz erst aus der Schule raus ist. Ja, ähm, jetzt ist er ja seit einiger Zeit bei S&H, was berichtet er von seiner Arbeit?

[deutliches Ausatmen] (...) Also so, so ganz von alleine eigentlich wenig. Also ich frag ihn, immer wieder, weiß auch von, von seinen Arbeitsplänen so'n bisschen Bescheid, was, was denn da so, was er denn so machen muss. War einmal da, hab geguckt, also so von a, er erzählt nich so [stockend]. Also, wenn irgendwas schief gelaufen ist, dann merk ich's ihm meistens an, dass er ir-

gendwie so'n bisschen bedröppelt ist und so. Da kann man dann meistens ein bisschen nachbohren, dann kommt auch was. Aber ich erfahre gewiß nicht alles. Also. O.k. Jetzt ist er neunzehn [leise gesprochen/ lacht im Anschluss] Muss ich auch nicht, aber, ähm, also so, so, er ist nicht so gesprächig jetzt. Manches erzählt er, mit der Agnischka [Reinigungskraft, mit der er z.T. zusammen arbeitet] und so es kommt aber, also ich denke da, er macht sein Ding und kommt dann nach Hause. Und dann ist er auch erledigt. Brauch die freie Zeit. (...)

Hat er mal erzählt, was ihm besonders gut bei seiner jetzigen Arbeit gefällt?

Ja, also ich glaub, dass er durchs, durch diese Häuser so, ähm, wandelt und da mal und da mal. Also das is, das is, ähm, nicht, ich glaub das Un, das Unterschiedliche findet er gut. Das mal an dem Tag des im Vordergrund, und des im Vordergrund. Und ich weiß nicht, Kühlschrank ausputzen wird er glaube ich nicht so gern tun. Denk ich mal. Aber so, so, so Sachen verteilen und äh, ich glaub des is es...

----- Band zu ende -----

Genau wir waren bei der Arbeit, äh, stehen geblieben. Und was, ihm bei der Arbeit gefällt. Ähm, gibt es, ähm, also berichtet er auch manchmal von Schwierigkeiten, die er bei der Arbeit hat?

(ausatmen) (...) Ja, äh, so, eher, eher so, dass, [zögerlich, stockend] dass ich merke, dass es ihm irgendwie nicht gut geht. Und dann auf Nachfragen mal drauf komm, dass er, er hat einmal, einmal gemerkt dass das Vesper nicht rein geht, dass ham die mir jetzt bei seinem Geburtstag erzählt, dass er das Vesper nicht eingepackt hat, und jetzt war die Vesperdose dabei und die war leer. Das hat er dann im Bus gemerkt. Und da ist irgendein Mitarbeiter auch mit diesem Bus gefahren [lacht] und der hat wohl berichtet, dass der B. Zorn entbrannt diese Vesperdose durch den Bus gefeuert hat [lacht] und äh, er war dann, er war dann völlig von der Rolle [laut gesprochen]. Also er hat dann gleich angefangen, anstatt zu arbeiten angefangen zu heulen, weil er kein Vesper hat und dann ham die das irgendwie gelöst. Das war dann da alles gar kein Problem. Äh, und dann gab's noch mal was, das hab ich zum Teil verbockt gehabt, äh, des war während dem Wohntraining, ähm [ausatmen], da war alles, da hatte er unheimlich viel sonstige Termine noch. Nämlich Jugendgemeinderat-Wochenende und dann hab ich glaube ich, äh, ach so war's, ja genau, er hatte ein Zettel vom Zirkus dabei, ähm, dass er einen Tag frei kriegen sollte, weil er bei dieser Aufführung da mitmacht für diese Schüler. Hat er aber nicht mitgemacht und er hat diesen Zettel aber ohne dass ich das gemerkt hab, da mitgegeben und dann ham die sich drauf eingestellt, er kommt an dem Freitag nicht und dann kam er und des war während des Wohntrainings, das heißt ich hab das gar nicht mitgekriegt. Und dann, dann war er aber völlig, völlig [energisch, laut gesprochen] konfus! Und, und da hat gar nichts mehr funktioniert. Und dann sollte er aber nachmittags sollte er aber auf dieses Jugendgemeinderat-Wochenende, wo er eigentlich auch niemanden kennt und zwar bis Sonntagmittag da sein. Sonntagmittag nach Hause und dann noch eine Zirkusvorstellung, die letzte nämlich mitmachen, also das war 'nen Hammer für ihn. Aber es hat dann alles geklappt! Also ich hab dem Herrn Müller vom Jugendgemeinde-

rat hab ich meine Handynummer gegeben, sag ich: „Rufen sie mich an, wenn er, wenn er völlig zusammen bricht, dann hol ich en.“ Aber es ging dann. Es war alles bestens. Er hat dann auch diese letzte Zirkusvorstellung mitgemacht, um dann seinen Abschied richtig zu erleben. Er kann sich nich verabschieden, wenn er gar nich, nich noch mal mitgemacht hat. Ja. Also, ähm, so wenn, wenn unvorhergesehene Sachen kommen, die er dann einfach nich überblicken kann, dann, dann muss einfach Jemand da sein, der dann äh, ihn wieder aufs richtige Gleis stellt. Des, des denk ich inzwischen, dass die das da gut hinkriegen bei S&H. Ja. Dass glaube ich wirklich, weil sie jetzt wissen wenn der B. irgendwie, das war ja so der Kritikpunkt eigentlich auch, dass er seine emotionalen Befindlichkeiten oft sehr in Vordergrund stellt und das Arbeiten vergisst, weil er jetzt wieder irgendwie traurig ist, weil er keine Freundin hat oder, oder sonst wie. Und das hat er ja ein bisschen gelernt, dass hinten an zu stellen und, und dann halt trotzdem zu arbeiten und halt nachher weiter wieder zu ... [letztes Wort unverständlich, lacht, hustet] Solche Sachen sind's eigentlich eher, wo, die ihm Schwierigkeiten machen. Also den Arbeitsablauf, den hat er jetzt glaube ich wirklich drauf. Und muss halt, ja. Er muss halt glaube ich mehr wie andere Menschen, äh Luscht ham. Wenn er Lust hat, kann er ganz viel. Wenn er keine Lust hat, kann er gar nichts. Und da ist die Schere halt weiter offen, wie bei anderen. Also wenn wir keine Lust haben, dann können wir auch nur bissle was. Ja. Aber da, des is seine, seine Schwierigkeit. Glaube ich mal. Damit muss, muss der Arbeitgeber ein bisschen umgehen können. Ja. Aber ich glaub da is er an der richtigen Stelle. Ja. (...)

Wie ist das mit seinen Kollegen bei der Arbeit? Berichtet er was?

Also vom Michael Hirschfeld [für ihn zuständiger Mitarbeiter] erzählt er sehr viel. Und Agnischka. Von den beiden eigentlich. Und dann höre ich den einen oder andern Namen mal wieder. Das sind denke ich auch Mitarbeiter. Einer hat ihn mal zum Essen mitgenommen. So. Aber eigentlich von denn beiden. Das sind die, seine beiden Ansprechpartner. Und auch noch die [lautes ausatmen] Frau vom Sekretariat, die Nicole. Das ist auch noch jemand. So die drei. So die drei Namen sind's eigentlich in der Hauptsache. Aber ich denke, er geht überall rum und sagt allen „hallo“ und so. Wie's...

Und ansonsten gibt's ja die Aktivitäten, was Sie vorhin [kurz vor der Interviewaufzeichnung] berichtet haben, dass er auch am Sport teil...

Ja. Ja. Also das ist jetzt ganz neu. Da hoffe ich, dass er dann auch ohne mich hingeht. (...)

Ja. Und dann ist es so, dass er ab nächsten, ähm Monat, wenn er denn anfängt richtig zu arbeiten auch entsprechend Geld dafür verdient. Wie wir das sein, was passiert da mit seinem Geld? Verwaltet er das selber oder...

Also er hat en Konto. Wir ham uns überlegt, dass, äm, dass wir's vielleicht dann so machen, er muss das Geld ja irgendwie ausgeben, also er soll ja keine Reichtümer anhäufen, [lacht] dass er einfach uns en Beitrag von Miete und, und, äh, weiß ich was, Kost, zahlt. Als, als Verdiener dann. Müssen wir mal so gucken, wie wir das machen. Dass er dann halt, weiß ich nicht zum Beispiel zu seinen, es kam grad ne Rechnung von der Lebenshilfe, den Jahresbeitrag, das

ist dann einfach, zahlt er von seinem Geld. Macht er ja auch selber, so. Da muss man ihm, denke ich noch nen bisschen Hilfestellung geben, dass er das Geld auch hinaus bringt, bissle. Ja. So. Eigentlich is er so, eigentlich sparsam. Ähm, er hat noch nicht viele Möglichkeiten für sich erschlossen wie er's Geld denn wirklich ausgeben kann. Das muss er noch lernen.

Verfügt er denn jetzt über sein eigenes Konto?

Ja, aber er geht eigentlich fast nicht dran. Nur ganz, ganz selten. Das is, das muss noch en Lernfeld. Also gezielt ausgeben. [lacht] Das Geld.

Ja, ich frag noch mal weiter. Mit wem bespricht er persönliche Probleme? Wer hilft ihm?

Ja. [ausatmen] Also das is jetzt gerade, ähm, ähm, hat die Frau Ellwanger [vom Angebot zur beruflichen Bildung und beruflichen Integration der Lebenshilfe E.] auch mit eingefädelt, ähm, ausgehend von dem Wohntraining, wo er sich sehr an die Stockbewohner gehalten hat und also oft wirklich Stunden gewartet hat, wenn die gesagt haben, „wir machen heut Pfannekuchen“, mal so im Nebensatz und er hat dann Stunden gewartet auf diesen Pfannekuchen und hat während der Zeit alle andere, was ihn sonst angeboten worden ist vom Herr Steidle [Lebenshilfe Wohnbereich] abgelehnt nur um diesen Pfannekuchen nicht zu verpassen und dann war's mit dem Pfannekuchen halt auch mal nix, weil die das gar nich so ernst genommen haben. Also gar nich böse einfach halt so gesagt und dann kam was dazwischen und, äh, das hat ihn ein bisschen von den anderen Angeboten einfach abgehalten, weil er hat sich ganz darauf fixiert und manchmal hat's ja geklappt und dann war's toll und er hat sich sehr mit dem Sven Steiner da angefreundet und, häm, er ist jetzt, die treffen sich jetzt in Wochenabständen [leise gesprochen] mal Sonntags mal, mal unter der Woche. Und das ist eigentlich so jetzt der F.-Ersatz. Also ein bisschen mehr jetzt Distanz, aber ein junger Mann, mit dem er so Sachen von Mann zu Mann auch, äh, bereden kann. Weg von der Mama und so. Äh, ja, das ist dann einfach nicht mehr das Richtige. Bei meinem Mann geht's schon auch. Aber ich bin da die Falsche. Ich bin natürlich immer noch ganz nah an ihm dran, aber manchmal beißt sich das ganz arg, dann will er's gar nich haben, also insofern ist das so mal nen Ansatz, dass er da jemand hat, mit dem er so Sachen bereden kann. Und das tun die glaube ich auch. Also wie so'n Mentor.

Ja, ja. Ähm. Sie haben ja schon mal so'n bisschen das Thema „Wohnen“ angesprochen, Probewohnen und so weiter, ähm, ist das bei ihm Ein Thema, dass er in nächster Zeit mal ausziehen möchte?

Ja. [zögerlich, langgezogen] Also mit dieser Wohnung in der Heilbronnerstraße [hustet] da sind wir mit dran beteiligt und, ähm, dass is sozusagen das nächste Thema, was dann ansteht. Wie des dann sein wird, weiß ich auch noch nich so recht, also ganz alleine wohnen is nix sicher für ihn, er braucht irgendwie noch so andere, in welcher Form das jetzt sein kann, muss man mal gucken. Also sein Wunschtraum is mit der Freundin in diese zwei Zimmerwohnung. Äh, es kam schon, äh, neulich mal, äh, noch greller fänd er's eigentlich, wenn das alles sozusagen in unserem Haus sich abspielen könnte, äh, er hat en Haus gemalt, wer wo wohnt, also F. und Julia natürlich auf jeden Fall ganz in der Nähe

und P. auch und, äh, also wir kommen nich so rich, also doch ja genau nen Stock drüber. Und dann gibt's nen Knutschraum. [lacht] Und so weiter was man alles darf und äh, und ja, also des, des fänd er noch besser. Als weiß ich nich, wie's, wie's sich entwickeln wird. Ich meine wir sind ja noch in der selben Stadt und er kann uns immer besuchen. Aber eigentlich war schon seine Idee, ähm, auszuziehen. [zögerlich] Und, und auch das mit dem Probewohnen wollte er ja unbedingt ausprobieren.

Ja.

Das hat gut geklappt, also er hat dann nich, er war aber schon, ähm, ich hab ihn en paarmal zwischendurch getroffen, ähm, und da hab ich schon gemerkt er is sehr, er brauch einfach en bisschen mehr Streicheleinheiten. Das kam deutlich zu kurz. [lacht] Das hat man da gemerkt. Also des, so alleine und so ganz ohne sich mal an jemanden so dranlehnen, so geht's glaub nett. [lacht] Ja, wer kann's den schon, also. Is er auch nich anders wie andere. Aber so. Dafür war das ne sehr wichtige Erfahrung, auch für uns. Wir haben erst gedacht, um Himmels Willen wir halten's nich aus, wenn ich nich weiß wo der is. Aber es war dann, ging gut.

Ja.

Ich hab mal mit ihm in der Stadt verabredet zum was trinken gell, das war einfach klasse. [lacht] Also, ja das muss man gucken, wie sich das entwickelt. Es ist das Thema für das nächste Jahr denk ich mal. Jetzt gucken wir erst mal mit der Arbeit und dann kommt das Nächste.

Aber grundsätzlich hat er auch schon gesagt, eher mit der Freundin dann zusammen...

Ja, ja er soll auch raus. Also, wir ham selber auch en Interesse dran, dass er irgendwann geht. Also seine eigene Wohnung, also irgendwo eigenes Wohnen. Und dann einfach nur bei uns wohnen ... [unverständliche Stelle] also ja. Halt wie das junge Menschen in seinem Alter, junge Erwachsene halt machen. Nicht immer Zuhause sein [bleiben?].

Ähm, ich mach noch mal nen Sprung in die Freizeit. Was macht er zu Zeit an Freizeitangeboten? Einmal grundsätzlich und einmal hier auch in der Lebenshilfe?

Ja. Also, ähm. Es ist jetzt mit, mit sonstigen Freizeitangeboten, nachdem der Zirkus weg is, gibt's eigentlich, ähm, außer den Angeboten in der Lebenshilfe nicht mehr so viel. Ja. Eigentlich, eigentlich nix jetzt so, also gerade dieser Sport von S&H, das wär jetzt was, was ich wirklich, ähm, toll fänd, wenn er, wenn er da dabei bleibt. Er brauch, erstens braucht er Sport, dringend, weil er nicht mehr Zirkus hat und nicht mehr in der Schule is. Das wär ganz wichtig. Gut er hat, er hat Posaunenunterricht noch, jede Woche und das hat, das is auch aus em Zirkus entstanden. Weil der Leiter des Zirkusorchester Posaunist ist und das ist schön! Und, und er übt dann auch, wenn man ihn [lacht] ordentlich schiebt und er hat dann jetzt an Weihnachten hat der Posaunenlehrer ihn mitgenommen und ham die so'ne kleine, weiß nich was, draußen geblasen und also da, des muss ganz toll gewesen sein. Da hat er sich ganz arg erhoben ge-

fühlt. Fand er ganz prima. Und ja, des is was, genau und dann dieser Sport bei S&H, das würde ich gerne etablieren und dann die Sachen in der Lebenshilfe, da is er Montag beim Kochen und also alle, alle diese Diskobesuche da is er wirklich ganz, ganz scharf drauf. Diese Feierabenddisko am Dienstag das klappt leider da nich, weil er genau da Posaunenunterricht hat. Ja, genau das is es eigentlich so, in der Regel. Und dann halt was in der Familie so am Wochenende noch so. In der Woche is nich viel. Also er is auch ,ähm, braucht glaube ich auch, äh, [ausatmen] ja bisschen auch au, ausruhen da von der Arbeit, erst mal so'n bisschen abhängen tut ihm eigentlich ganz gut. Erst mal. Er hat jetzt, ähm, ja am Montag hat er sich nämlich hier entschuldigt, beim Kochen, er hat gesagt, er wollt jetzt nich weg. Also, braucht dann mal Nachmittag wo nix is, also wo Zuhause en bisschen rum, er liegt dann irgendwie in seinem Zimmer so ... [unverständliches Wort] irgendwie. Ja genau Jugendgemeinderat is ja auch noch ordentlich, äh, paar Sitzungen morgen wieder eine. Und er is in so'ner Arbeitsgruppe, mit der Fußball WM. Und da gibt's ja wahrscheinlich noch was zu tun im Sommer, denk ich mal. [lacht] Also da is er schon, also er is, is ganz gut, ähm, bedient noch. Das reicht. Das reicht glaube ich.

Das sind regelmäßige Treffen, wo er dann teilnimmt?

Ja. Ja, also so, er hat da jetzt en paarmal vergessen, weil er nich so richtig informiert war, aber ich glaube jetzt läuft's. Und das si, die treffen sich unregelmäßig. Da muss er halt immer Bescheid kriegen, dass en bisschen das Problem.

Welche Funktion hat er da? Er hat irgendwas genannt gestern, ich hab's nicht ganz...

Also er is ja normal gewählter Jugendgemeinderat! [deutliches Einatmen] Ähm, ja und die ham sich alle in irgendwelche Arbeitsgruppen, wo sie sich halt dafür interessieren, und er interessiert sich für die WM und da is er halt da mit drin. Und is bei jeder Sitzung und, [gehauchtes ausatmen] ja also, wenn, wenn die es schaffen irgendwie ihm da was, ne Aufgabe zu geben, wo er dann wirklich was machen kann, also er kann dann nich irgendwelche Berichte schreiben oder so, sondern irgendwas da schaffen, nageln, her tragen, helfen. Könnt ich mir schon was vorstellen. Also [gießt sich Mineralwasser ins Glas, dreht die Flasche zu]

Ja. Ich hatte ihn gestern noch mal gefragt nach dem Stichwort „Betreuer“ / „Begleiter“. Ich frage die jungen Erwachsenen auch, ob sie der Ansicht sind, dass sie einen Betreuer oder Begleiter brachen. Wie sie das selber sehen. Oder ob es Situationen gibt, in denen sie Hilfe benötigen. Und ja wie würden Sie da...

Ja, also ich denke, wenn er, wenn er, ähm, er braucht in gewissen Situationen sicher Begleitung und Betreuung. Also, Leben ganz alleine kann ich mir nicht vorstellen. Des, das reicht nicht, also zum Beispiel Umgang mit Geld, wird so was sein. Und dann, ja bei Krankheit all so Sachen, wo's en bisschen, [deutliches ausatmen] so das normale Leben wie Arbeit oder Freizeitgestaltung oder was, was gibt's da für Ideen, wie kann man das anfangen, da braucht er Begleitung. Ja, schon. [leise gesprochen] Also, ne, ne Form von betreutem Wohnen, die, die flexibel is, wo also, des so, so ja Mitbewoh, Mitbewohner unterschiedlich mei... [unverständlich] wie das Konzept da in der Herderstraße. Da [stockt

kurz] bin ich sehr gespannt, wie das, wie das laufen wird. Da denke ich, da es er richtig in irgendeiner Form da. (...)

Anders gefragt, was kann ihr Sohn besonders gut?

[lacht erfreut] (...) Ähm, also, also besonders gut kann er, kann er emotionale Situationen erfassen, finde ich. Ähm, also wenn's jemand nicht gut geht, oder, oder, dass merkt er sehr schnell. Und kann entsprechend drauf reagieren. Oder, oder kann's schlecht aushalten, wenn sich jemand streitet. Ähm, es versucht da auch Frieden zu schaffen und, und Harmonie wieder herzustellen, weil's ihm wichtig ist. Kann's nicht aushalten, wenn's da Differenzen gibt. Und. Äh, also nimmt da lieber, lieber die Schuld, auch wenn er sie gar nicht hat, auf sich [lacht] nur damit's wider gut ist. Ähm, so Sachen finde ich ganz toll und auch, auch ähm, einfach sehr liebevoll sein, ähm, ja und, und wenn er, wenn er B. so Lust hat, dann beherrscht er irgendwo anpacken und was machen und äh, ja, das finde ich eigentlich auch... [zu leise unverständlich] Und dann finde ich kann er gut lesen und schreiben. Also orthographisch eigentlich, immer, immer sicherer. Also am Anfang musste man die Worte immer laut lesen, damit man sie verstanden hat. Jetzt stimmt's ziemlich oft. Also wenn ich das so vergleiche mit meinen Fünftklässlern im Gymnasium, die schreiben manchmal furchtbarer, [lacht] was die Grammatik angeht, da ist er, äh, es sieht nicht so, weil er die Abstände zwischen den, den Wörtern nicht gut setzt, sieht's ein bisschen, aber [gepreßtes Ausatmen] es ist eigentlich, also was er irgendwie heraus kriegen will, kriegt er raus, auch gelesen. Das ist, muss ihn halt interessieren. Jetzt weiß ich nicht, also, äh, ja [deutliches Ausatmen] dann finde ich ihn im hauswirtschaftlichen Bereich, finde ich ihn gut. Sportlich sehr gut. Ja. Also, ich finde er hat viele Fähigkeiten wo er, wo er mit denen er sein Leben gut, äh, gut verbringen kann. Wie gesagt er braucht ein bisschen, wird immer ein bisschen Begleitung brauchen, oder Betreuung, aber er hat viele Fähigkeiten und wer weiß was noch alles entsteht, also da ist ja noch, [lacht] was sich da alles noch auftut. Bin ich sehr gespannt drauf [lacht]. Ja. (...)

Gut. Die Frage nach der Freundin erübrigt sich, sozusagen. Also er hat im Augenblick auch keine, hat er mir berichtet...

Er hat keine. Er möchte gerne eine. Also er, er, ähm, hat's schon bei ganz vielen probiert. [lacht] Aber er ist noch nicht so richtig gelandet, kann man nicht sagen. Aber er [stockt] braucht's dringend! Also dass ausgerechnet bei diesem Kind die Hormone so am toben sind, also bei F. ging das alles irgendwie so, äh, harmlos und normal und, und wenig aufgeregt, mit wenig Sturm, aber bei ihm! [Windgeräusch] Und schön ist, dass er so klar äußert, also so deutlich wird es vielleicht ein anderes Kind so nicht machen, es wird sich bestimmt genießen oder weiß ich nicht, aber er sagt's. Und es stimmt. Er hat wirklich Recht. [lacht] Er braucht eine Freundin! Es ist wirklich wahr. Ähm, ja, also, hoffen wir. Das ist, das hätte ich mir nicht gedacht, dass das so'n scharfes Problem wird. Ausgerechnet hätte gedacht, dass wäre auch, das wäre alles ein bisschen so weniger wichtig, bei, bei Menschen mit geistiger Behinderung. Von wegen! [lacht] Grad nicht.

Schön, also das nächste Thema vor dem Wohnen sozusagen.

Ja, vor dem Wohnen! [lacht]

Abschließende Frage: Ausblick, was denken sie wünscht er sich für die Zukunft bzw. was wünschen Sie sich für seine Zukunft und damit verbunden, wie sieht die, wie sieht sein Leben so vermutlich in ein bis zwei Jahren aus? Vielleicht eine kurze Einschätzung.

Ja, also ich wünsch ihm sehr eine Freundin. Aber ich, ja, ja, ja doch. Also, ein Leben, ähm, nicht mehr bei uns Zuhause, in einer Situation, wo er sich wohl fühlt mit anderen zusammen, wo auch die Freundin irgendwie mit dabei is, ob das jetzt so ne ganze Zweierkiste sein kann, dass weiß ich jetzt nicht, ähm, also ich hoffe mal, dass das mit der Arbeit gut geht, also dass er da dabei bleiben kann, [schweres ausatmen] (...) Ob er sich Elternsein vorstellt, (...) weiß ich nicht, da hat er noch nie von geredet, also das ist dann tatsächlich, wäre ein Thema, wenn's dann mal die Freundin gibt, [deutliches ausatmen] Wüßte ich auch noch nicht so recht wie, [leise] wie damit umgehen, also ja, ja [erst ernst lacht dann plötzlich] das lösen wir dann, wenn's soweit is. [lacht] Also, das weiß ich nich, wie das sein kann. Weil ich weiß auch gar nich, was er sich dazu vorstellt. Aber ich glaub des schön wär's, wenn er, wenn er wohnen könnte hier in E., wo er sich auskennt, wo's Angebote gibt, die er gut mitmachen kann, die Nähe zur Lebenshilfe find ich prima. Also vor allem fänd ich das mit der Herderstraße toll, wenn des so klappt, aber, da muss er natürlich auch richtig 100% mitspielen. Das werden wir raus kriegen. [lacht] Denke ich.

Abschließend noch sozusagen die demographischen Daten. Sie sind Studienrätin

Ja.

Für welche Fächer?

Biologie und Sport.

Und ihr Mann ist Radiologe. Mit eigener Praxis?

Ja.

Gut. Dann danke ich Ihnen sehr!

Gern geschehen.

Interview: J.; 21 Jahre; männlich; Herkunftsfamilie aus Bosnien; ehemaliger Schüler der Schule für geistig Behinderte; I. geführt am 12.01.06/ 16:30 – 17:30 Uhr; Ort: Lebenshilfe. Dauer 50 min.

Also ich erkläre dir einfach mal, worum es bei der Sache geht...

Nicht eigene Name, nicht eigene Straße, nicht eigene Ort, nicht eigene Geburtsdatum, dies und das...

Doch das kannst du alles sagen. Ich ändere das hinterher. Ich schreibe ja alles noch mal ab, was hier drauf ist. Und dann wird alles geändert. Es bleibt alles geheim. Ich filtere das raus. Diese Bänder hört sonst keiner. Und das Gespräch schreibe ich ab.

Ah. Nur du und der Herr?

Nein, der hört das auch nicht.

Nur du?

Ja, nur ich höre das.

O.k.

Ich sage noch mal worum es geht. Ich sammle Geschichten von jungen Leuten, die von der Schule ins Arbeitsleben gekommen sind.

Erste Frage: Erinnerst du dich noch an deine frühe Kindheit? Also früher als du jünger warst, z.B. an den Kindergarten? An was erinnerst du dich noch aus der Zeit als du im Kindergarten warst? Was fällt dir da so ein?

Mmh. (...) [tiefes Ausatmen, gesenkter Blick, aufgestützte Hand vorm Mund; flüstert etwas unverständliches] (...)

Warst du im Kindergarten?

Ja!

Hier in Deutschland oder?

Hier in Deutschland. (...)

Bist du eigentlich in Deutschland geboren?

Ja.

In E.?

In E..

Und bist du in E. auch in den Kindergarten gegangen?

Nee, in N.. In Gartenstraße.

Kannst du dich noch erinnern wie das im Kindergarten war?

Ich war in zwei Kindergarten.

Was waren das für Kindergärten?

Kindergarten in Gartenstraße und Kindergarten in Eichenstraße. (...) N., in Eichenschule-Kindergarten.

Und was habt ihr da im Kindergarten so gemacht?

Spielen, malen dies und das. Schlafen [lacht] Mittagsschlaf auch, früher.

War das für dich eine schöne Zeit?

War aber nich so, wenn die andere Kinder schreien, dies und das.

Das fandest du nicht so gut?

Nee! Ich einige der nie geschrien in Kindergarten! (...)

Und zu der Zeit habt ihr in N. gewohnt?

Ja!

Und kannst du dich noch an die Kindergärtnerin erinnern?

Uhh! Nich mehr. (...) Frau Heike und Frau Eva.

Waren die streng?

Mmh, nee! Frau Eva andere Kindergartenzimmer. Und Frau, Frau Heike war mein Zimmer. Mit meine Bruder [schnell gesprochen]

Ach, du warst mit deinem Bruder im Kindergarten?

Ja! In N. in der Gartenstraße da.

Und ist dein Bruder jünger oder älter als du?

Jünger.

Wieviel?

neunzehn.

Und du bist einundzwanzig oder?

Ja! Er war früher zwei und ich war vier.

Und hast du noch weitere Geschwister?

Eine Stiefschwester, ältere.

Ist sie von deinem leiblichen Vater oder von deiner Mutter?

Von meinem Papa.

Das heißt, Stiefschwester heißt Halbschwester? Oder?

Ja!

Das heißt ihr habt den gleichen Vater?

Ja!

Aber ihr habt eine andere Mutter?

Meine Mutter [leise]

Die gleiche Mutter?

Nee! Ich hab eine Mutter nur.

Aber sie hat eine andere Mutter als du?

Ja. Die ist andere Nachname von meine Schwager.

Sie hat den Namen von deinem...

Schwager!

Ah, deine Schwester ist älter und dein Vater war früher mit einer anderen Frau verheiratet oder? Kann man das so sagen?

Weiß ich nicht!

Aber ihr habt nicht die gleiche Mutter?

Nee.

Und zu der Zeit habt ihr alle zusammen in N. gewohnt?

Meine Stiefschwester hat gewohnt P. . (...)

Wie alt ist die denn heute?

Uff, weiß ich nicht. Vergessen wie alt. [lächelt]

lter als du oder?

Ja. Kein Halbbruder! Nur echte Bruder.

Und ihr kommt ursprünglich aus Bosnien?

Ja!

Und seit wann sind deine Eltern in Deutschland?

Zwei Jahre.

Seit zwei Jahren?

Ja. (...) Wenn der Krieg angefangen hat.

Ach, seit du zwei Jahre alt warst?

Nee, ich war noch nicht geboren. Die sind so in Deutschland so zwei Jahre gekommen, in Deutschland. Dann bin ich hier geboren. In E..

Das bedeutet deine Eltern sind nach Deutschland gekommen bevor du geboren wurdest?

Ja!

Das heißt die sind schon 21 Jahre und länger hier. Ist das richtig?

[nickt] Bin 84' geboren, mein Bruder 86'. Ich bin im Juni geboren. (...)

Und habt ihr noch Verwandte in Bosnien?

Ja. Onkels, Tanten, Oma. Eine Oma lebt, die von meine Mutter. Andere Oma von meine Vater ist gestorben in Bosnien. Mein Opa lebt von meine Mutter und mein andere Opa ist gestorben von meine Vater, ist gestorben hier in Deutschland.

Und dein Vater...

Hat mein Vater mein Opa und meine Oma zuerst hergeholt. [schnell gesprochen]

Ach so nach Deutschland...

Und dann mein Onkel, Tante, Cousine und Cousin hergeholt. [schnell gesprochen] Dann von meine Mutter, hat mein Vater noch die andere hergeholt von Bosnien nach Deutschland, andere zwei Onkels und zwei Tanten noch. (...) Und die andere mein Onkels und mein Tante sind unten geblieben und mein Oma in Bosnien. Und noch eine Tante, von mein Mutter drei Brüder, ein ältester ist gestorben, in Bosnien in Krieg. Und die zwei leben in Amerika.

Große Familie! Seht ihr die regelmäßig?

**Ja, wenn wir runter fahren nach Bosnien, August immer. In den Sommerferien.
(...)**

Jetzt muss ich mal fragen, dein Vater arbeitet als...

Der hat nicht gesagt der ist Rentner oder, am Telefon wie du angerufen hast?

Nein. Du sagtest mal der ist Lieferant, oder?

Ja. [leise etwas schüchtern]

Und deine Mutter, was macht die ?

**Unfallklinik [in E.], putzen. Putzfrau. Mein Bruder Küche AB schaffen. Und Bett-
zentrale. Und ich Küche Strupp [Kantinenbetrieb in E.]. [lächelt]**

Dein Bruder arbeitet also auch...

Ja. Nicht mehr in die Baustelle.

Hat er vorher die Schule zu Ende gemacht?

Zehnte Klasse.

Hauptschule?

N., Waldberg-Schule.

Oder Förderschule?

**Ne, ne is in diese (...) Hier 10. Klasse fertig in N.. Dann is er in St. für Berufs-
Dingbums da. Und dann Bewerbung schreiben, immer, immer, immer [schnell
gesprochen]. Aber noch nich gut. Immer andere geht, zuerst ein Brief, geht an
andere Firma, der erste kommt wieder zurück. Absage. Andere kommt wieder –
Absage. Nich gut! Is nich normal!**

Macht er eine Ausbildung oder arbeitet er ohne Ausbildung?

Doch! [leise]

Ausbildung?

**Ja. Jetzt, diese Monat Probezeit. Und dann nächste Monat ab Februar fängt
Festarbeit.**

Und wie nennt sich das, was erarbeitet? Wie heißt das?

**Berufsgenossenschaft. BAU heißt des. Des is Unfallklinik. Was is denn des?
BAU heißt Unfall-Beruf-Genossenschaft (...)**

An was kannst du dich noch erinnern als du kleiner warst?

An was? [zu sich selber, leise] Puh!

Was fällt dir spontan ein?

Wenn ich war sechs war, war ich in Schule gegangen – Eichenschule. In die erste Klasse. Danach Sommerferien. Wenn ich war sieben war zweite Klasse. Da war ich [lächelt] immer noch zweite Klasse bis war ich zehn war, war ich immer noch zweite Klasse. Und wie ich sechzehn war bin ich in die dritte gegangen.

Mit sechzehn in die dritte Klasse?

Ja. Und dann neunzehn war ich, hierher in E. Schule.

Wie kam es, dass du dann nach E. in die Schule gegangen bist?

Uh, von weil, weil letzte Monat wo diese neunzehn hundert neunundneunzig war, hab ich Abschied genommen von Eichenschule [in N.] nach E.. Und dann von neue Schule angefangen vom 10.9, 9.9 war, bin ich nach E. gegangen. 9.9. September bis 2003 [lächelt]. Wo ich zwanzig war, war ich Strupp.

Da bist du dann zu deiner Firma gekommen?

Ja. Zuerst Praktikum immer gemacht. Paar Praktikums. Einmal Kahl acht Woche, einmal Superkauf [lächelt] sechs Woche. Hier in Klinik auch sechs Woche im Sommer. Und dann in Küche. In Schulküche zwei Woche, dann hier [Strupp] acht Woche, dann Arbeit. (...)

Wenn ich noch einmal auf deine Schule zurückkommen darf, wo war für dich die schönere Schulzeit, wo hat es dir besser gefallen, in N. oder in E.?

Hier! E..

Was hat dir da gut gefallen?

War gut. AG oder Praktikums. Manchmal Lebenshilfe gegangen, wo ich der Schule war, mittwochs. Freitag Werken, Fußball Dienstag. Projektwoche, alles war besser. Und Schwimmen. Und Sport noch Montags. Und Dienstags noch Kochen. [schmunzelt]

Was hat dir in der Schule am besten gefallen?

Am besten? Kochen und Fußball. Und Tischkicker

Und was denkst du heute über deine Schulzeit? Also über deine Lehrer und deine Mitschüler?

Hhm, wollte mal besuchen gehen. Wenn ich Urlaub habe. März geht nicht, da bin ich in Bosnien, eine Woche.

Ist es für dich schade, dass du nicht mehr zur Schule gehst?

Nö. [lächelt] Manchmal schon schade. Manchmal nicht schade. Aber vermisse mein Lehrer Herr Kemmler und Frau Stein.

Die vermißt du?

Ja.

Was ist denn schön daran, dass du nicht mehr in die Schule gehst und was ist nicht schön daran?

Was nicht schön ist, die Schreikinder in den Pausenhof. Was schön ist, (...) weiß ich nicht genau. (...) Neue Klassenzimmer, was schön ist [schnell] in Schmallbach-Schule. War Baustelle da drüben.

Bevor du deine ganzen Praktika gemacht hast, was wolltest du denn früher mal werden?

Hhm?

Früher bevor du die Praktika gemacht hast?

(...) Puh [ausatmen], weiß ich nicht. (...)

Und wie ist das dann dazu gekommen, dass du ein Praktikum gemacht hast? Wer ist da auf dich zugekommen?

Puh! (...)

Das Modellprojekt [für berufliche Integration] oder?

Ja.

Als du deine ersten Praktika gemacht hast, was hat dir da besonders gut gefallen?

Strupp!

Und von den anderen?

Nö!

Haben die dir nicht gefallen?

Nur bei Herr Müller!

Was hat dir beim Herrn Müller im Praktikum besonders gut gefallen?

Kochen! (...) Ausgabe und Spülküche. Aber Salat waschen nicht gut. Mit diese Dreck da. Ein bisschen schwierig, Kaputte wegschmeißen. Gute in Schüssel rein. Das war bisschen schwer. Und Waschen, Vorspülen auch nicht gut! [lacht]

Vorspülen macht dir keinen Spaß?

Nee. [lächelt] Bin immer naß und dreckig vom Vorspülen. Und Müll wegschmeißen auch gut. Flaschen leere, volle Flaschen in Küche bringen. (...) Und Tische putzen. Die Kantine, die neue Tische da. Dreckig so nich lassen, dann schimpft der Chef. Saubere schimpft der nicht dann.

Wie geht es dir mit den Kollegen bei der Arbeit?

Es geht. Mit Herr Frank geht's auch gut.

Fühlst du dich im Betrieb wohl?

Ja! Herr Frank bleibt in Küche, Herr Müller geht mit uns Ausgabe, dann Herr Müller Küche, dann Herr Frank in Ausgabe oder Frauen, ich Suppe schöpfen und die, Chef Büro und Herr Frank auch Büro. Wegen Bestellung und für Urlaubspläne und diese Monatsabschlüsse da. (...)

Mit wem arbeitest du am liebsten im Betrieb?

Herr Frank.

Der ist witzig oder?

Ja, der ist immer frech.

Das magst du?

[grinst] Nich so frech wird. Ein Tag is Still. Ein Tag nett, nich still, manchmal frech. Ein Tag nich nett. Und der ärgert sich wegen Essen. Wegen dem Lieferanten von Salat. Der ärgert sich die ganze Zeit wegen Salat immer. [grinst] (...)

Ich springe jetzt ein bisschen. Wenn du noch mal vergleichst, als du in der Schule warst, und dann als du die Praktika gemacht hast. Welche Unterschiede gab es da im Vergleich zur Schule?

Püh.

Also was hat sich vielleicht geändert als du dann deine Praktika gemacht hast?

Zug, Schule, von Schule Bus, Praktikum, dann vom Praktikum zum Bus, zum Bahnhof, Zug bis N., dann von Bahnhof N. nach Hause laufen.

Das waren die Unterschiede? Als du nach E. zur Schule mußttest, bist du doch auch schon mit dem Bus und dem Zug gefahren oder? Also bist du immer schon selber gefahren?

Ja.

Auch zur Schule?

Früher mit Schulbusse. Jetzt im Stadtbus gefahren. Bis Oberdorf Linie 4.

Hat sich noch etwas verändert, als du von der Schule in den Betrieb gekommen bist?

Die Zeit. (...) Busplanzeit.

Und vom Lernen her, war das etwas anderes? Wenn du vergleichst wie ihr den Tag in der Schule verbracht habt?

(...) mmh. [leise, gesenkter Blick] (...)

Wie ist das denn alles gekommen? Erst hast du Praktika gemacht, später einen Arbeitsplatz bekommen von der Firma Strupp. Seit wann arbeitest du da?

(...) mmh, vom halbes Jahr 2004 10.9. erste Arbeitsvertrag. Dann 2005 10.9. zweites Arbeitsvertrag. Is bestimmt 2006 auch so.

Wie gefällt dir die Arbeit heute – nach fast zwei Jahren?

Gut. Aber is Start is schlimmer. Montags immer schlimmer. Immer Lieferanten kommen. Immer Montags schwieriger Tag, sagt immer Herr Frank. Dann viele Kartons wegschmeißen dies und das. Der is immer müde am erste Tag, der Herr Frank. [grinst] Immer Montags wegen seiner Disko da. Freitag bis Sonntag. Der schafft doch in Küche in Disko. Der hat zwei Arbeit. Hier in Strupp und dann in Diskoküche. Schon viel. Und dann is der müde. Freitag, Samstag, Sonntag, Montag wiederkommt. (...)

Gibt es etwas bei der Arbeit , das dir Schwierigkeiten macht?

Schwierigkeiten? Gar nichts!

Was vielleicht manchmal anstrengend ist?

Anstrengend ist Bodenputzen. Schrubben, schrubben. Des is anstrengend! [grinst] Und dann abziehen. (...) Am meisten Spaß macht mir dieser Kipper. (...)

Wie ist das mit den Kollegen bei der Arbeit? Kannst du mit denen über alles reden?

Mmh, (...) Ja.

Über was spricht ihr den so alles – beispielsweise in der Pause?

Pause sind die andere, ich bin still.

Du sagst nicht?

Nee! [explosiv, fast empört]

Wie kommt das?

**Essen, reden geht nicht! Zuerst essen, mit Essen fertig, dann reden.
Nich mit Essen reden. Essen, reden, dann verschluckst dich dauernd. (...)**

Was sagen deine Eltern, dass du bei Strupp arbeitest?

Gut. [leise]

Sind die damit einverstanden?

Ja. (...)

Ich frage mal weiter, wer entscheidet bei dir zu Hause, wann dein Zimmer aufgeräumt wird?

Niemand! Mach ich selber, wenn meine Mutter schreibt. Staubsauger nehmen und dann Zimmer putzen und dann Staubsauger. Die schreibt auch Zettel. Wenn ich komme, dann mach ich's...

Ach, die schreibt dir das auf?

Ja, die schreibt morgens, dann geht sie arbeiten. Ich guck auf Liste: „Staubsaugen, Grüße von deine Mama.“ Dann nimm ich Staubsauger und putze ich. Zimmer, Kinderzimmer, Schlafzimmer und Küche.

Und muss das dein Bruder auch machen?

Ich bin zuerst nach Hause von Arbeiten immer. Dann putze ich.

Wechselt ihr euch ab?

Nach der Arbeit mache ich. Samstag macht mein Bruder. (...)

Und deine Stiefschwester, wie oft kommt die bei euch vorbei?

Sonntags. Nur Sonntags!

Hat sie schon Kinder?

Nee! [etwas empört] Keine Kinder. Meine Cousine hat ein Kind.

Die lebt auch hier?

In Amerika.

Das ist ja weit weg.

In Chicago. Jetzt ist bei dene Tag. Bei uns Nacht. (...) Eine Tochter hat sie. Ich bin Onkel. [lächelt]

Und das Kind spricht englisch oder?

Nein. Die is noch klein. Die kann noch nicht sprechen. [lacht]

Und deine Cousine...

Die kann bosnisch noch, deutsch. Meine Nichte kann nur englisch dann, bosnisch. (...) Die kann kein deutsch dann? Die muss kommen, deutsch lernen in Deutschland. (...) Eine lebt in Francisco und ein Onkel lebt in Chicago. Chicago – Francisco is nicht weit. Von Texas nach Mexiko is Grenze. Is nich weit die Grenze Texas – Mexiko. Los Angeles – Kanada, Texas – Mexiko. Da gibt's nur zwei Grenze, von Amerika. (...)

----- Kasette wechseln (J. fragt nach, ob hinterher Tischkicker?) -----

Mit wem besprichst du persönliche Probleme?

(...)

Mit wem würdest du am ehesten welche besprechen, z.B. wenn es dir mal nicht gut geht?

Mit dir. [leise]

Und mit deinen Eltern?

[nickt]

Wie verstehst du dich mit deinen Geschwistern?

Ganz gut. (...)

Macht ihr viel zusammen?

Mmh, ja. [zögerlich]

Was macht ihr denn da so?

Manchmal raus gehen. Spazieren und Auto fahren. (...) [lächelt]

Wer fährt Auto?

Mein Bruder fährt Auto. Von mein Vaters Ford und meine Stiefschwester hat eigene Auto – Ford Focus Cimex.

Deine Stiefschwester?

Ja! [sichtbar erfreut] Ich will endlich mein Führerschein.

Dein Bruder hat also seinen Führerschein schon gemacht?

Schon länger, seit Juli.

Und wo fahrt ihr da hin, wenn ihr Auto fahrt?

S.!

Was macht ihr da dann?

Mein Bruders Freundin.

Die wohnt in S.?

Ja.

Und was macht ihr, wenn ihr dann in S. seid?

Spazieren.

In S.?

In Einkaufsland.

Was ist das?

Einkauf, diese große Fabrik da mit Laden.

Ach so, da kann man einkaufen.

Ja. Und Einkaufszentrum.

Und was macht ihr da im Einkaufszentrum?

Einkaufen.

Und was kauft ihr da so ein?

Pulli, T-Shirts, Hosen und danach Mc Donalds oben gehen. Oder Döner, oder Pizza.

(...) Ist zu heiß hier drinne!

Soll ich lüften und die Heizung kleiner stellen? [Fenster wird geöffnet, Heizung kleiner gestellt]

Eine andere Frage. Möchtest du in nächster Zeit von Zuhause mal ausziehen?

Weiß ich nicht. [leise, etwas empört, scheinbar unangenehmes Thema] (...)

Wie ist das mit deiner Stiefschwester, ist die von Zuhause schon ausgezogen?

Schon länger!

Wie lange ist das her?

Ich noch Kind, Baby war. (...)

Und dein Bruder, will der von Zuhause ausziehen?

Weiß ich auch nicht.

Der wohnt auch noch zu Hause oder?

Ja.

Könntest du dir vorstellen, anders zu wohnen als zu Hause?

(...) [abgelenkt, trinkt etwas, guckt weg]

Könntest du dir vorstellen, anders zu wohnen als zu Hause?

Weiß ich nicht genau.

Wie ist das denn mit deinen Eltern, möchten die gerne, dass du Zuhause wohnen bleibst?

Weiß ich nicht.

Haben die schon mal was dazu gesagt?

Weiß ich nicht. [klingt genervt, schnell gesprochen, deutliches Ausatmen bzw. Schnaufen]

Was machst du in deiner Freizeit?

Freizeit? Manchmal Freizeit in Computer, Internet. Oder manchmal hinausgehen. Oder manchmal gucke ich Fernsehen. Und schlafen. (...)

Hast du einen eigenen Computer?

Ja, im Zimmer.

Einen modernen, neuen?

Neu mit PC und Internet, AOL. Muss man viel bezahlen.

Musst du das dann bezahlen?

Nee, meine Mutter. Aber ich krieg neue Post, diese Dinger, AOL-Diskette immer. CD. (...)

Was machst du im Internet?

Free-Chat. Länder-chatten.

Und mit wem unterhältst du dich da?

Mit bosnische Chat, oder türkische, iranisch, chinesische, alles gibt's da mögliche.

Was habt ihr da für eine gemeinsame Sprache?

Europa, Asien, Afrika, Nordafrika, Südamerika, Nordamerika (...) ganze Kontinent is des...

Da unterhältst du dich doch mit anderen, oder?

Doch, bosnisch und deutsch. Deutschland gibt's auch. Aber in diese Land, Freechat, gibt's kein Deutschland, nur bei andere Land is Deutschland drauf. Is nun mal so. Aber da bei Free-Chat darfs deine Name nich angeben. Sonst muscht andere Name nehmen.

Wieso, was passiert da?

Tja, dann bist du raus im Internet. Dann mußt du andere Name nehmen und Passwort. Passwort und andere Name. Is noch im Internet. Aber kostet viel zu anmelden. (...)

Und mit wem verbringst du deine freie Zeit?

Freizeit? Mit meine Kumpel. In Internetcafe.

Da geht ihr ins Internetcafe?

1,40 Euro Minute. 1,60 Euro vierzig Minute.

Und was macht ihr da, wo geht ihr da hin im Internet?

Überall. Autos gucken. Oder chatten. Oder bei Fußball. Alles

Und woher kennst du deinen Kumpel, mit dem du dahin gehst?

Der is Kroat. Unser Nachbar. Andere Straße, andere Seite, is der.

Was macht der sonst so, beruflich?

Der schafft nicht, geht noch zur Schule. Der andere, mein Kumpel sucht Arbeit. Aber keine noch nicht gefunden, Arbeit. Der mit den 29 Jahre alt. Noch arbeitslos. Der andere, sein Bruder, der andere älteste Bruder ist in Wi.. Hat eigene Firma. So irgendwas mit (...) vergessen jetzt die Firma. (...)

Wer entscheidet, was du in deiner Freizeit machst?

[lächelt] Dings (...) entscheidet, oder?

Also, wer schlägt vor, was du in deiner Freizeit machst?

Mein Kumpel und dann ich.

Verbringst du viel Zeit mit deinem Kumpel?

Nich so viel.

Wie sieht dein Feierabend aus, wenn du von der Arbeit kommst? Was passiert da?

Nix!

Was machst du dann als erstes?

Zuhause? Staubsaugen!

Und später, was passiert dann?

Fernseh gucken. Dann mein Vater kommt, der macht Essen. Dann essen wir. Und dann wieder Fernseh gucken. Dann ins Bett. Dann nächste Tag wieder arbeiten gehen. Öäh, kotz! [grinst]

Eßt ihr immer zusammen?

Ja, ich meine Mutter, mein Vater, mein Bruder.

Was meinst du, haben deine Eltern dich streng erzogen?

Nö!

Wie wurdest du erzogen?

Weiß ich nicht. [leise, genuschelt]

Durftest du immer alles, was du wolltest?

Nee.

Wie war das früher?

(...) Keine Ahnung! [leise] (...)

Du hast mal gesagt, dass Du als Moslem kein Fleisch ißt...

Kein Schweinefleisch!

Ihr seid ja Moslems von der Religion her. Was tun Moslems so...?

Wir essen Lamm! Rind, Pute, Hähnchen! [laut gesprochen] Rindercevapcici.

Was macht ihr sonst so als Moslems?

Fasten!

Machst du das auch?

[Kopfschütteln] Mein Vater. Morgens nichts essen, auch nichts trinken. Nur sonst abends essen, trinken. (...)

Und was macht ihr als Moslems sonst noch so?

Sonst noch? Moschee!

In die Moschee geht ihr?

Wir nicht! Nur Türken.

Geht ihr auch...?

Eigene bosnische Club gibt's da.

Und da gehst du auch hin?

Ja!

Und was macht ihr da so?

Trinken, reden, lachen, Musik hören.

Wann gehst du da hin?

Eine Woche oder nächsten vor zwei (...) immer zwei Wochen.

Gehst du zusammen...?

Mein Vater, meine Mutter und mein Bruder.

Und an welchem Tag findet das statt?

Immer Samstag. (...) Aber nicht immer Samstag. Nur Samstag eine Woche, ein Monat von Samstag, dann noch mal die gleiche Monat Samstag. Dann die andere, nächsten Monat Samstag, immer so. (...)

Und gehst du gar nicht in die Kirche?

Nee! Moslems gehen nie Kirche! [leise] Nur unten bei uns gibt ein Kirche.

Und beten?

Ja. Beten ja. Moschee muss man beten!

Ich dachte, du gehst nicht in die Moschee?

Nee!

Manchmal Beiran /m (?) auch.

Was ist das?

Moslimische Feiertag. Das ist ein Fest, das war vorgestern.

Und das habt ihr gefeiert?

Ja! Aber diese süße Dingsbums da, diese Bacla(r) mit Nuss und Pistazie. Da is viel zu viel Honig und ein Kilo Zucker drinne. Viel zu süß is das.

Und das gab es zu essen?

Das waren Türken von uns. Das waren Türken. Dann gibt's bosnische Moslime, türkische Moslimen, arabische Moslimen, pakistanische Moslime, Iran, Iraker moslimische. Indische auch Moslimen gibt's auch. Und paar Schwarze von Afrika.

Und was habt ihr den Tag gemacht?

Wir ham gefeiert, den Fest.

Und wo?

Zuhause!

Und wer ist dann alles zu euch gekommen?

Mein Mutter, ich, mein Vater, mein Bruder. [schnell gesprochen] Und kroatische Familie auch bei uns war und ein Deutscher.

Und ein Deutscher? Wer war das?

Der war von meine Mutters Freundin der Freund. Und andere wo meine Mutter Freundin hat in Wi. auch Moslimerin, hat ein Italiener.

Der ist kein Moslem oder?

Nee, Italiener sind nie Moslems. Sind Katholen oder Evangelen, wie die Deutsche.

Habt ihr zu vielen Deutschen Kontakt?

Schon. Mein Vater schafft ehe beim Deutschen.

Auch privat dann?

Die kommen uns besuchen, kroatische Familie mit die eine Frau – Kroaterin – mit diese deutsche Mann. Und eine von mein Vater Kumpel, der bosnische Moslime hat ein Deutsche und drei deutsche Kinder und eine Tochter aus Bosnien. (...)

Wie ist das mit deinem Geld? Du verdienst ja dein eigenes Geld bei der Arbeit...

Die Geld kommt in die Karte von den Konto. Und der Abrechnung immer letztes Monat gibt der Herr Müller.

Und das Geld, das du verdienst ist das für dich alleine oder gibst du Zuhause was ab? Oder bekommst du von Zuhause noch Geld?

Wenn mein Mutter braucht, nimmt sie als einkaufen. Die brauch das Geld.

Auch von dem, was du verdient hast?

Ja. Das Geld kann ich nicht alleine nehmen. [lächelt] Und die Geldkarte is bei meine Mutter in Geldbeutel ist. Deswegen, damit nicht jemand klaut von...

Also deine Mutter bewahrt dein Geld auf?

Ja. Damit nicht jemand klaut von Zug. Deswegen. Da gibt's jede Menge ver-rückte da im Bahnhof E..

Hast du ein eigenes Konto?

Ja. Meine alte Karte ist abgelaufen. Wollte ich meine neue tun und meine neue Pin hintun, aber die machen nicht auf. War ich Montag in Bank, sagen die, die Karte is ungültig und die machen lieber nicht auf. Typisch X-Bank! Und der Chef sagt, o.k. macht er bestimmt nächste Woche auf, diese Kontokacke da. Macht der auf da und der andere in Schalter will nicht aufmachen.

Und du hebst dein Geld alleine ab?

Meine Mutter. (...) Wenn die was brauch zum Einkaufen. Für mich, was für mich zum Einkaufen brauch die das, das Geld.

Auch Lebensmittel?

Auch Lebensmittel. Auch für mich Klamotten kaufen.

Sie kommt an dein Konto dran?

Ja. Oder mein Vater und Bruder auch. (...)

Gibt es Situationen, in denen du Hilfe brauchst?

Nee! Nee! [empört] Von dir ja.

Viele Menschen, die mit der Lebenshilfe zutun haben,...

Behinderung! Die brauchen immer Hilfe. Die Behinderte. Wenn einer behindert ist, sitzt im Rollstuhl, der braucht Hilfe zum Rollstuhl hinsetzen. Oder Sachen zum schieben, wie im Krankenhaus so. (...) Die können alleine nich vom Bett aufsteigen und in Rollstuhl hinsetzen. Schon schwer bissle. Da gibt's die FKB Busse, die helfen die Leute zum Aussteigen. Die tun die Rollstuhl rein. (...) Richtung Kirchheim da.

Wie ist das bei dir, weil du ja auch mit der Lebenshilfe zu tun hast? Und du warst ja auch auf einer Schule, wo junge Menschen mit Behinderung sind, brauchst du in bestimmten Situationen einen Betreuer?

Nee! [empört] Keinen Betreuer!

Oder Begleitung?

Auch nett! [schnell] Begleiter? Bist du es? Nee! (leise)

Was fällt dir zum Stichwort „Begleiter“ oder „Betreuer“ ein?

Gar nichts! (...)

Was denkst du kannst du besonders gut?

Gut? Kochen! (...) Mit dem Kipper da. Aber manchmal gefährlich mit Kipper. Is Fett. (...)

Fällt dir noch was ein?

Oder was fragen, wo kommt's Essen, in welche Ausgabe? Dies und das. Frag ich zum Herrn Frank immer. Oder was gibt's zu tun, frag ich auch. Vorgestern die Knoblauch geschält. Ich hasse Knoblauch! [grinst] Aber muss. Aber manchmal Tische putzen. Blumen gießen muss man auch, die Blumen da. Jetzt gibt's keine Blumen in Tische, nur die große da. (...) Und dann war Weihnachtsessen da in We.. Hat Herr Müller nach Hause gefahren und hingefahren.

Weihnachtsessen? In We. vom Betrieb aus?

Ja. Hat der Chef gezahlt. (...) Und dieser Postbote auch mit bei uns. Der Martin Steinmeier.

Wer ist das?

Unser Postbote von Kahl [große Maschinenbaufirma in E.]. Aus N.. Der trägt nur Post hin und her. Nicht mit dem Wagen, z.B. mit Auto.

Und der arbeitet auch bei Kahl?

Ja. In dem Postzimmer Kahl. Jetzt ist diese Bau in drei Woche bald fertig. Der Neue. Machen glaube ich noch zweiten Stock. Und die alte, oben geht die alte runter [schnell gesprochen] bricht so sagen ab, die alte Fabrik. Jetzt ein Pforte gesperrt ist, die Schranke. Und eine is offen, die Schranke von der Pforte. Von diese lange Metalldinger.

----- Störung (Jemand betritt den Raum braucht Hilfe) -----

Hast du eine Freundin?

Nee, Quatsch! [leise]

Möchtest du gerne eine haben?

Ja! [leise, flüstert unverständlich irgendwas]

Kennst du jemanden – eine mögliche Freundin – der dir dazu einfällt?

Weiß ich nicht. (...)

Was wünschst du dir für die Zukunft?

[explosives Ausatmen] Pfwüüü! (...) Zukunft? Weiß ich auch nicht. Keine Ahnung.

Wie möchtest du in einem oder zwei Jahren leben?

Keine Ahnung! [wirkt erschöpft]

Wo würdest du z.B. gerne in zwei Jahren arbeiten?

Strupp! Für immer!

----- Störung von außen -----

Was war bisher die beste Zeit in deinem Leben?

Äh? Arbeit! [abgelenkt]

Was gefällt dir an dieser Zeit so gut?

Kochen. Nur Kochen! [sehr müde und spürbar erschöpft, gähnt]

So, gibt es abschließend noch etwas zu sagen? Fällt dir noch etwas ein, das dir wichtig ist?

Nee!

Gut J., dann danke ich dir sehr für das Gespräch!

Bitte schön.

Interview: Herr C. (Vater von J.) 56 Jahre aus N., bosnischer Herkunft, seit ca. 30 Jahren in Deutschland lebend, Frührentner mit Nebenjob. Interview geführt am 22.01.06 /17:30 -19 Uhr; Ort: Wohnung des Interviewten in N. Dauer der Aufzeichnung 1Std.

Also, ähm, jetzt, das is, äh, das Interview, der Interviewleitfaden, also die Fragen, die ich für die Eltern habe und es ist so, dass ich Interesse an der Lebensgeschichte von jungen Menschen habe, die, ähm, ehemals Schüler der Schule für geistig Behinderte, die aus der Schule gekommen sind und ins Arbeitsleben übergehen. Und für mich sind interessant, die biographischen Erfahrungen der jungen Leute in der Übergangszeit, also von der Schule ins Arbeitsleben.

Die Eingangsfrage habe ich so formuliert: Wie sehen sie im Rückblick, äh, die Entwicklung bzw. die Lebensstationen ihres Sohnes? Einfacher gefragt, welche Erinnerungen habe sie an seine früher Kindheit? Zum Beispiel an die Kindergartenzeit?

Soll wir jetzt reden oder wie? [ruhig und langsam gesprochen]

Äh, also meine Junge- Soll ich mal wann is geboren und so weiter? Is geboren, äh, 01.07.84 und das war normales Kind, und isch in normales Kindergarten gegangen. Alles war o.k. Wie des, also des erschte Schultag normalerweise, wenn isch ... [unverständliches Wort] in der Schule gegangen, da müssen sie von Anfang an, äh, irgendwo was machen mit dem Schere und so weiter und meine Junge hatte des nich kapiert, hat er das nich gemacht und hat sie gesagt, also er isch nicht für diese Schule, er muss also praktisch, sagen wir mal, also in behinderte Schule in der isch also praktisch wie die Kinder, er isch sieben oder acht, wie die Kinder von zwei oder drei Jahre, also wie soll ich sagen ja, und, äh, seitdem isch er also in die behinderte Schule hier in N. gegangen, ich weiß nich wie viele Jahre aber da war auch schon gutes und sagen wir mal gutes und schlechtes Zeit. Ja. Da wo er war. Also der isch, also wie soll ich das sagen? Der isch also praktisch in der Entwicklung, isch immer bißel besser gekommen, aber so lange isch oben in, sagen wir mal, äh, Schmalwegschule [E.] gegangen, hat da mit meine J. bissle gegangen, ja. Der hat da anderes Sache gehabt wie hier in die Schule, und äh, überall war er so, viel, viele Mal war er in, äh, sagen wir mal Praktikum gegangen, da war er beim Kahl [große Maschinenbaufirma in E.] in Praktikum in Küche, beim Praktikum in Superkauf, beim Praktikum, also da hat's bissle besser, also angefangen besser zum entwickeln wie vorher war, ja und seitdem ,also jetzt Gott sei Dank, hat sich bißel entwickelt und war gut. Sie wissen auch, da wie in Strupp und hat er jetzt eine Arbeitsplatz gekriegt und ich bin sehr zufrieden und stolz und kann ihn dass also noch heute nicht glauben, dass das, is meine Sohn so gut entwickelt, mit dem Lebenshilfe mit ihnen und die alle Leute, wer hat ihn geholfen. Ich danke ihnen. (...)

Ich muss mal fragen, Sie sagten, äh, er is 84' geboren, ähm, wann sind Sie von Bosnien nach Deutschland gezogen?

Also, der isch hier geboren. Hier in Deutschland. Ischer er ja geboren 84' in E....

Das hat er gesagt, aber, jetzt das heisst sie haben zu der Zeit schon in Deutschland gelebt?

Ja, ja. Wir waren in Deutschland. Also, wir haben also nie, er hat unten nie gelebt. Also isch hier geboren und isch also ganze Zeit geblieben. Nur isch für Urlaub runter gegangen sonst nix mehr [leise].

Und Sie, wann sind Sie nach Deutschland gekommen?

Äh, ich bin nach Deutschland gekommen 1969. Also seit 36 Jahre. (...) Ich hab auch gedacht damals vielleicht bleib ich eine Monat, zwei Monat. Könnte nicht mehr also Heimweh und so. Aber 36 Jahre is ißle viel seit die 36 Jahre. Da kann ich nur sagen äh, war gute und schlechte Zeit. Also, früher war besser, zum Beispiel, äh die Kinder isch auch nachher geboren und, und die waren alles gesund und äh. Wissen sie, wenn noch eine ab- zum Beispiel muss sorgen für alle drei, vier Personen also das, das muss ja so, habe ich gekämpft und meine Kinder Gott sei Dank isch sie jetzt groß geworden und, und äh, ganz vernünftig und keine Kontakt mit dem, sagen wir mal, mit dem äh, schlechtes Leute und so. Die rauchen und die trinken nicht, gehen nirgendwo weg, ... [unverständliches Wort] oder arbeiten Zuhause und so, wissen sie also, wie soll ich sagen, wie ich jetzt hab vorher gesagt, so meine Junge also eine, dass er [n?]irgendwo was bekommt mit die Lehrstelle und so weiter also, des isch, also Gott sei Dank ich hab, ich kann mich nicht beklagen. Für meine Kinder also ich hab geschafft, Probleme genug gehabt mit meine Frau zusammen und jetzt ist Gott sei Dank gut und ich kann sagen, also ich bin Vater bessere Kinder ... [unverständlich] ich danke Gott nicht gegeben, also hat mir gegeben so ganz gute Kinder zum Beispiel, wie soll ich sagen also nicht so wie haben andere Eltern mit die Kinder Probleme, haben meine nicht Gott sei Dank. Und dann bin ich stolz ...[unverständlich zu leise]

Ich muss mal fragen...

Bitte, bitte! Ja. Können sie.

...vom familiären Hintergrund. Ähm, der J. hat gesagt, er hat einen Bruder, der ist zwei Jahre Jünger als er und er hat noch eine Stiefschwester...

Doch, ja richtig...

Was heisst Stiefschwester also...

Das isch-. Ich war einmal verheiratet früher...

Also Halbschwester?

Halbschwester ja. Ich war verheiratet und war keine zwei Jahre mit ihr zusammen. Ja, da sind wir auseinander gegangen. Das Kind geboren und dann. Die kommt immer öfters zu uns. Die schaut so wie mein J. [lacht] Also richtige Geschwister, wie soll ich s...[unverständlich] bei ihm, gebaut, und sonst nicht, also. Die isch auch verheiratet jetzt. Die lebt in P.. Kommt ab und zu, öfters bei uns. Wochenende. Die schafft in St.. Sie isch selbständig. Sie hat Wohnung. Also ich hab, gar keine Probleme. Also Kontakt haben wir genau. Aber, äh, sie hat seine Weg, mit seine Mann zusammen. Da misch ich mich überhaupt nicht ein. (...)

Wie alt ist sie?

Ja, die isch geboren 75'. Also 30, 31 Jahre alt. Wenn bin ich nach Deutschland gekommen, drei, vier Jahre alleine, und bin ich nachher, also junge Kerle...

Auch in Deutschland geboren?

Ja.

Und ihre jetzige Frau haben Sie in Deutschland kennengelernt?

Nein unten!

In Bosnien?

In Bosnien, ja. Das war 84'. Sind wir nach Deutschland gekommen hier. Und J. isch in 01.07.84 geboren.

Das hab ich noch nicht ganz verstanden. Sie sagten, Sie sind 69'...

Gekommen nach Deutschland.

Nach Deutschland und sind dann noch mal zurückgegangen?

Nein, nein, nein wir haben in Urlaub kennengelernt... [lacht]

Ach so...

Jetzt seit 22 Jahre bin ich verheiratet.

Und wo kommen Sie aus Bosnien her, aus welcher...

Ich kommen aus Herzegowina unten. Das isch, also Bosnien und Herzegowina. Lobuschki, des isch so, wie soll ich sagen, des isch, also Herzegowina, des isch 20 Kilometer bis Metcovic, also bis Kroatien. Kroatien isch, also 14 Kilometer von uns.

Um die Ecke.

Um die Ecke, ja. (...)

Ähm, ja. Wo haben sie gewohnt als der J. klein war als er in den Kindergarten ging...

Hier in N.. In Bachstraße, sie wissen schon, Bachstraße da drüben.

An was erinnern Sie sich noch so aus der Zeit als der er jünger, als er kleiner war, Kindergarten oder Schule?

Äh, was soll ich sagen, er war brave Kind, er war lebendige Kind, ja also war so sch, schöne Kind, kann ich mir nich vorstellen, dass is er so geworden jetzt, ja.

Wie isch es geboren, da war er so lieb, der war Bil, Bilderbuchkind, ja. Und was isch er [da?] später gekommen, ich weiß es nicht. Also, dass es so isch, irgendwo, wie soll ich das sagen, hat er von jemand Angst gekriegt oder irgend so was war da, dass er seit, wie soll ich sage, 13 Jahre fast, isch er so wie jetzt. Muss in Sonderschule muss, sagen wir mal behinderte Schule gehen, geistig Behinderte. [leise gesprochen] Die haben ihm eine Tick - Störung festgestellt, in Klinik oben. Und da kommt bis zu diese Nerv ... [macht ein Zuckbewegung nach, unverständliches Wort] geht weiter, das war auch nett 100%, ich weiß es nicht. Manche sagen, isch es, irgendwo hat ihm jemand was, wie soll ich sagen, Angst gejagt oder irgendwo hat er Schock gekriegt und so weiter. Ich weiß es also nicht. Also, was könnte das richtig sein. Aber, Gott sei Dank geht immer besser. Und das freut mich. (...)

Und ursprünglich war es mal so, dass in der Schule die Lehrerin festgestellt hat, dass er mit dem Schneiden, mit der Motorik irgendwas anders...

Also isch nich praktisch wie die andere Kinder. So heisst es, so hat es raus gekommen...

Das war dann der Grund...

Ja, das er in die Schule gegangen is, in die andere. Ja, richtig.

Vorher haben sie selber auch nicht bemerkt?

Nein, Gottes Willen! Der war ganz normal. Ich hab meine Kinder keine Schere in die Hand gegeben. Was soll ich die geben? Dass sie irgendwo verletzt sie oder so was, ja? Das war meine Meinung. Also. Aber ja, vielleicht war, also des mir nur, äh, gestört, wenn die hat gesagt, äh, in Vorschule, er isch wie dreijährige Kind. Das hat mir so ziemlich weh getan, ja. [leise, bedrückte Stimmlage] Der war nicht, er hat keine Störungen gehabt, gar nich mehr, normale Kind war. (...) [deutliches ausatmen]

Als vier Jahre, fünf Jahre Fahrrad gelernt, alles, alles hätte er, damals hat er gefahren, war so schmale, also, sagen wir mal, äh nett so wie jetzt vielleicht hat er richtig, also nett so dick gewesen oder so, oder nett so wie isch jetzt zum Beispiel, der war fröhliche Kind, der hat Spaß gemacht und Fußball, Basketball und alles mögliche hat er gehabt. Früher von Kindheit. Jetzt hat er praktisch, manchmal macht er nett so wie früher, wenn er kommt von Arbeit, bleibt da bisschen, und, und geht dann vielleicht bisschen Fahrrad fahren oder, hab in, in Schlafzimmer die Fahrrad. Er macht es aber, kann ihm au nett verbieten jetzt wenn er von der Arbeit kommt, dass er irgendwo was muss machen oder so. Der isch müd, der steht morgen immer um fünf Uhr auf, halb sechs und, und macht sich fertig und, und trinkt dann Milchkaffee und geht dann nachher zu Arbeit. Ja. Geht zum Zug und von Bahnhof mit Bus und von der Arbeit geht zu Fuß zum Bahnhof, also der wartet auf den Bus überhaupt nicht mehr. [lächelt] Mit ihnen hat er das gelernt, damals. [lacht] Da geht er jetzt immer von der Arbeit zum Fuß zum Bahnhof.

Jetzt?

Ja. Immer! Jeden Tag

Wie sieht denn seine Freizeit heute aus? Also, wenn er nach Hause kommt, was macht er als erstes dann?

Was macht er beim erstes? Tja. Macht er, wie soll ich sagen, zieht sich um, wascht sich, äh, Hände waschen naß ... [schnell gesprochen, unverständliches Wort] und sitzt dann mal hier bisschen vor dem Fernsehen, guckt irgendwo seine Sache, was er lieber zu gucken hat. Oder geht er manchmal zu Computer, oder nimmt er Playstation. Das isch seine, seine Beschäftigung, also, da. Er hat praktisch, äh, macht er nicht oder, oder wenn ich sagen, Papa [Papa?] komm, machst du mal das, bringscht du mal gelbe Sack unten ins Keller oder holscht du mal was von Keller, der macht das, also, das also. Aber nett so, wie hab ich mir das vorgestellt, [lacht] ja, dass er gleich aufsteht, sagen „ja und warte bisschen“ und kommt er wieder. [lacht]

Bisschen ausruhen. [leise]

Ja, aber isch schon o.k. Isch schon o.k., also, muss ehrlich sagen, der Junge isch letzte Zeit mit euch, kann euch nur danken für alles, also ganz gut vorwärts gekommen, dass freut mich. [sehr ruhig, leise und langsam gesprochen]

Was machen Sie dann? Essen sie gemeinsam dann oder?

Ja! [laut, langgezogen gesprochen] Wir essen gemeinsam. Ja, in Küche. Aber erst mal wenn ner Mama kommt! Ja. Vorher essen wir nicht. Und machen wir alle zusammen, ja. Dass man nett, sagen wir mal, jetzt essen und muss Teller wieder da ... [sehr schnell, unverständlich] und so weiter, warten wir auf den Mama, wenn der Mama kommt, essen wir alle zusammen und gucken wir bisschen Fernsehen im Wohnzimmer und nachher... [alles sehr schnell gesprochen]

Gegen abend dann?

Gegen abend. So halb zehne rum geht er ins Bett immer.

Wer kocht bei Ihnen?

Manchmal Mama kocht, manchmal ich kocht. Er macht Teller auf den Tisch.

Das heisst, Sie essen dann auch warm zu abend?

Nett immer. Ja. Aber warmes isch immer was. Suppe oder irgendwo was isch immer am abend warm. Also, Suppe muss ja dasein normalerweise. Sontsch andere Sachen, kann man auch Brot, Wurscht essen, kann man irgendwo was anders essen. Aber ischt nicht immer jeden abend warm. Das Essen isch sontsch, für ihn is auch bissle schwer. Das find ich, ja. Also ich find, dass er nett so volle Magen [unverständlich zu leise und zu schnell] jeden abend, soll en bissle was anders machen. Der isst doch schon in Geschäft mittag. Das reicht doch, abend bisschen noch was. Aber ich koche [unverständlich zu leise] esst der nich so viel, dass ich, das verstehe nicht. (...)

Ja. Wir hatten es vorhin kurz angesprochen, was denken Sie heute über die Schulzeit ihres Sohnes? Sie haben gesagt, er ist in N. zur Schule gegangen?

Ja...

Und später in E....

Also ich möchte niemanden was falsches zum sagen, dass er wie, dass sie will was falsch sagen, also, mir isch viel besser, meine Sohn isch viel besser geworden solange isch in Schmalweg-Schule gegangen. [langsam und ruhig gesprochen] Aber hier, hat er gegangen, hier hat er auch in Schule gegangen, aber er hat auch gesagt, hat ihm nett so gut, da dass nett gefallen gut, aber da oben isch halt besser, wie soll ich sagen, zum Entwicklung, also besser, besser isch gekommen, wie hier. Muss ich ehrlich sagen. Nix, dass ich irgendwo gegen die Schule hier, Gottes Willen nicht, aber da oben, also, isch immer weitergekommen. Ja. Hier war auch nicht schlecht, wenn er war mit der neuen Lehrerin da. Aber die wechseln sich immer hier und, äh, des isch, und hab ich hier paarmal auch zu Schule gegangen da und, und sagen J. isch gut, o.k. Ich weiß schon, dass er meine Sohn isch, äh, geht ihm immer besser, aber, äh, was er hat da oben in Schmalweg-Schule gelernt, was hat alles gemacht, da war also nicht so wie da oben. Und sage ich auch noch mal, mit dem Lebenshilfe zusammen und mit euch zusammen und mit alle wer hat mit meine J. zusammen gearbeitet, da hat ihm viel geholfen und isch also praktisch viel gelernter.

Sie sagen, er is auch schon zu Schulzeiten zur Lebenshilfe gegangen, also als er in der Schmalweg-Schule war?

Ich glaub schon, dass die waren zum Besichtigung mit Schule zusammen beim Lebenshilfe, denke ich.

Aber das er da jetzt irgendwelche Angebote gemacht hat, wissen sie jetzt...

Nein, [lang gesprochen] wissen ich von dem nicht, aber ich weiß nur, seine Frau hat sich um meine Sohn, bissle, also, wie soll ich sagen, mir gegeben, dass er also Praktikum und, und solche Sachen bissle macht, die hat auch gemerkt, dass er kann, kann das machen, also praktisch kann und isch auch gewesen und isch auch bisschen, der Strupp mit ihnen auch gegangen und hat er da geblieben. Ich freu mich, Gott sei Dank. (...) Überall war er oben in Schmalweg-Schule waren die, also in St., überall waren die das, aber ich weiß nicht, wo überall waren, in, in Thüringen da oben irgendwo, Alb und St. und, und waren die in ... (unverständliches Wort) und überall hat er mit der Schule gegangen. Also praktisch er hat sich entwickelt, er hat ad viel gesehen, in München waren die mit den Schmalweg-Schule unten wo man Filme machen, in Bavaria und alles mögliche da hat er eine Kasette auch aufgenommen hat von der Schule, J. auch drin und so weiter, ja, beim wie heisst er da, ähm, Kommissar, da war auch auf Kasette drin, ja, also praktisch hat sich-, praktisch entwickelt. Waren überall, muss ich ehrlich sagen. Und da hat er viel gelernt. Mit die Frau Stein und den Direktor oben und die alle Leute da wo waren. Da war in Odenwald auch mit die Leute, äh, von Lebenshilfe, also praktisch, äh, sind mit Bus gekommen und hat ins Odenwald paar Tage gefahren, also, der hat sich schon,

entwickelt also schon, schon gut gemacht, also muss ehrlich sagen, bin zufrieden gewesen. (...)

Ja. Was denken Sie, wie der J. seine Schulzeit erlebt hat? Also wie sieht er das im Rückblick?

Ah, wissen sie, ich kann des au, auch nicht sagen, habe auch nicht nachgefragt: Wie war's? Also, ich habe, äh, wie soll ich sagen, kommt der Bus hier und bringt ihn zu der Schule und, und äh, Bus bringt ihn wieder nach Hause und das war alles war ich habe. Also von, nicht von ihm, praktisch habe ich nicht gehört, also nicht, dass er mir was gesagt, habe ihn nur gefragt: „Wie war, mein Schatz?“ Sagen war gut. Immer bei ihm isch immer egal, wenn ihm auch schlecht gewesen wär, er sagt immer „gut“. Das isch es. Kann er nichts anderes sagen. [lächelt] Ja. Also er isch wirklich, wie soll ich sagen, da ham wir auch nicht gemischt [eingemischt?], da bin ich auch nett ...[unverständliches Wort] gegangen oder nicht Elternabend oder so, dass er, hab ich auch gehört, was praktisch wird gelernt, und so weiter und, und, und wenn war jemand von Krankenkasse oder irgendwo hat uns Eltern auch geholt und auch gehört, was die haben alles gesprochen und, und, und so weiter und wie geht's, es geht weiter mit der Schule und Kinder und das war alles. Hab ich auch nicht gefragt. Äh, zum Beispiel, äh, wie war in der Schule oder so. Das, der sagt selber, wenn irgendwo was, hat er gemacht oder wenn, hat er gesagt immer haja, wir waren heute im Marienhof dort drüben, ham wir gereitet, also, auf Pferd reiten können und so weiter, also er sagt immer wo war. Praktisch. Oder ham wir heute Brötchen verkauft oder ham wir irgendwas gemacht, er hat immer gesagt. Aber hab ihm auch nett gefragt.

Glauben sie denn dass er die Schule vermisst, jetzt wo er arbeitet?

Nein! Nein, bestimmt nicht! Der hat da gesagt, Gott sei Dank jetzt ich hab Arbeitsplatz, also jetzt geh ich nicht mehr in die Schule. Also der isch , soll ich so sagen, sehr zufrieden. Sehr, also. Begeistert das hat er gesagt. Der hätte nicht vorgestellt, dass er wieder in die Schule geht. Da bin ich 100% sicher und sagt er auch nie mehr. Er will Arbeit! [lacht] Das freut mich auch. Das is, isch des, der isch, wie soll ich sagen, der isch, äh, 100%ig, äh, hat er Gefühl, dass er geht Arbeit, ja, also dass er will weiter Arbeit, also dass will weiter entwickeln und dass er immer besser wird. Da muss immer mal- des, des isch ja so, äh, ich bin auch froh, meine Frau is froh mir isch alles froh, dass er hat diese Arbeitsplatz. Und, äh, sagen wir immer zu ihm, der weiß auch genau, ja meine Frau und ich sagt immer: „Mein Sohn, aufpassen auf deine Arbeit! Machscht du alles was die Leute sagt? Gibt's gar keine Probleme.“ Und ab und zu ruf ich auch mal an Herr Müller oder Herr-, die sagen immer gutes was, also hab ich noch nix was schlechtes gehört, dass die irgendwas gesagt haben. (...)

Jetzt frag ich mal, was wollte er denn früher werden, als er kleiner war?

Ach, wenn ich so ...[unverständlich] Also ich weiß es wirklich nicht. Ich, von dem ham wir damals auch, äh, nicht geredet, was wolltescht du groß werden oder so, da ham wir auch nett gewußt, dass es so kommt. Das hätten wir schon, äh, in seine Schulzeit, äh, sagen wir mal, äh in die richtige Schule hätte wir schon geredet nachher, „Was wolltest du werden?“ und so weiter und so.

Genau wie mit dem, mit dem andere Junge, da ham wir auch nett gesprochen, da hab ich ihm auch nett gemischt, hab ihm auch gesagt, „ich misch mich da nett ein. Du machst deine, was du willst, dass ich nachher nicht bin-, dass ich nachher werde ich schuld, wenn hätte gesagt machst du diese Lehrstelle oder diese Lehrstelle. Du musst selber eine Linie finden und gerade wie du willst weiter gehen, also ich misch mich da überhaupt nicht ein.“ Sage ich ihm immer heute noch. Nur hab ihm, sag ihm immer heute, soll lernen, irgendwo soll er was werden. Sonst nix. Ich misch mich auch nicht ein, Gottes Willen, kann nicht meine Sohn sagen, jetzt gehst du da oder gehst du Baustelle oder gehst irgendwo was, wir brauchen Geld und so, nein. Du hast deine Weg und sollst diese Weg gehen, also ich misch mich da nicht ein. Aber wenn er geht das Weg so, [Gestik?] dann hätte ich ihm schon was gesagt. Aber bis jetzt Gott sei Dank nicht. Außer meine J. geht nirgendwo, wenn er hat eine Freundin oder eine Freund zum Beispiel, ja, da wäre noch [stockt, leise gesprochen] besser [flüsternd gesprochen]. Meine, andere Junge hat eine Freundin, das ist seine Freundin, ja, und er hat keine da sagen wir mal so, zum Beispiel, und das ist ja schon bisschen, äh, wollen mal gucken, irgendwo anders der fühlt sich, wie soll ich sagen, äh, ärgert sich oder, oder ganz hinten wie sein Bruder. Wenn er hat eine gute Freund, dass er mit ihm kann bisschen am Abend raus gehen oder, oder eine nix Freundin mal so, dass mit jemanden raus gehen, da wäre mein Junge noch besser, da bin ich 100% sicher.

Das wäre so'n bisschen meine Frage als nächstes gewesen, also wie würden sie das Verhältnis zwischen den Geschwistern beschreiben?

Ach überall, über, überall [stockend] in, in, in sagen wir mal, in Familie, manchmal mit Geschwister geht, also kann sich gut vertragen und manchmal kommen auch [handeln?], manchmal kommen auch äh, sagen wir mal, äh schlechte Worte und solche Sachen, aber das ist immer so in Familie, zwischen die Bruder und Schwester und so. Ja. Der sagt, „die weiß besser, du bist nix“ und so. Das ist immer so und die auch jetzt, die zwei. Die sind sie nur, streiten die beide, wenn meine kleine Sohn, der putzt, der putzt immer daheim, der Staubsaugt daheim, der macht die Wäsche und die Waschmaschine und wenn er sagt zu seine Bruder: „Machst du was?“, der sagt „Nein!“, dann nachher kommen die, also zwischen die Geschwister ... [gibt?] Probleme und Streitigkeiten, ist ganz normal. Aber sonst ist o.k. Ich sach normal, Gott sei Dank, die schlagen sich nicht, die rauchen nicht, die trinken nicht und, ich bin zufrieden. (...)

Gibt es denn gemeinsame Aktivitäten die, die beiden zusammen machen?

Früher hat sich das gemacht, ja! Er geht zu sein Fußball, J. war auch beim Verein. Früher, ja.

In welchem Verein war er?

Ohrr, für Behin, für Behinderte. [leise] Der war auch, der hat seine N. A-Jugend gehabt, oder, oder B- oder C-Jugend und der hat seine gehabt. Aber die sind fascht jede Dienschttag und Donnerschttag zusammen gegangen. Und die geht immer noch heute zusammen raus. Da hab ich gar keine, äh, Probleme mit dem. Aber manchmal muss der J. auch wissen, er hat sein Freundin, da kann

er ... [nun mal?] nix immer mit dem Jaso bleiben. Ja? Der muss da mal auch seine Weg gehen. Aber das versteht er schon langsam.

Gibt es dennoch gemeinsame Aktivitäten?

Die gehen nach S., zum Beispiel, zusammen. Die gehen irgendwo essen zusammen. Die Freundin von meine kleine Sohn und seine Schwester, die unternehmen schon was, ja. Die sind immer Wochenende weg, praktisch. Immer. Oder die zwei gehen beim Kollegen da in N.. Da gehen sie oben Zimmer. Dass isch Männer nur. Reden die, spielen die, sprechen die. Früher hat sie viel was gemacht, oben in Bowling, die waren fast jeden abend im Bowling, in N.. Und seit dem, wie er arbeit, ich weiß es nicht, wann war er letzte Mal da? Früher war jede Woche und jeden Tag was. Aber jetzt so lang der schafft, der isch immer daheim. Wochenende gehen die raus. Und Arbeit isch wichtig. Ich hab ihne gesagt, hat noch nicht eine Tag gefehlt [auf der Arbeit] und das isch plus für J. in die Firma normalerweise. Ja? Der isch immer da jeden Tag gewesen, das isch, also für ihm schon o.k. Und ... [unverständliche Stelle] wenn jemanden das sage, meine Sohn is 17, 18 Monate jeden Tag isch in Geschäft, die sagen, „dass isch nicht normal, glaube nicht niemand. Ach, so isch des.“ Der hat noch nicht gefehlt. (...)

Mit wem macht er sonst noch was, außer jetzt mit seinem Bruder?

Mit Oktat [?]. Die manchmal mit was macht, da geht er mit mir, ja wenn ich, wenn ich ja in Urlaub oder, oder zum Beispiel oder, oder und wenn ich geh mit dem Auto, da geht er mit auch fort. Der war überall in Deutschland fast mit mir, früher noch sogar. Hat er damals Ferien in Schule gehabt oder so, hab ihn immer mitgenommen. Damals war ich LKW Fahrer, hat immer was mit mir gegangen, er war so, J. weiß wo liegt Kempten, wo liegt das, wo liegt das. Welche Richtung isch das und so weiter. Also er war überall mit mir. Und jetzt sagt er immer, letzte Zeit, „Papa, wenn du Samschtag gehscht irgendwo, kannscht du mitnehme.“ Ja? Wollte ihn schon mitnehmen aber, krieg ich Freitag Arbeit und Samschtag muss du um fünf Uhr früh aufstehen, das kann ich nicht lasen. Also der soll lieber bissle ausruhen. Dass muss er wieder am Montag zur Arbeit gehen. Also wenigstens eine Tag soll er bisschen Ruhe haben. Jetzt hat er mit Mama gegangen nach F., überall waren die, des isch auch, sagen wir mal, äh, was hat sie auch unternehmen heute irgendwo einkaufen oder irgendwo gegangen oder Pizza gegessen und so. Also. Der isch praktisch immer mit jemanden weg. Aber alleine isch-, alleine geht er nicht.

Hat er viele Freunde hier in N.?

Ach, [lang gesprochen] alle Kumpel von meine andere Sohn, isch auch seine Kumpel. Immer sagen: „Hallo J. wie geht's. Geht's gut J. ? Was hast du gemacht J.? Wie war beim Arbeiten?“. Und so weiter, also die ham gar keine Probleme mit ihm. [schnell gesprochen] Der isch also, 100 Prozent angekommen beim Freunde von Meine Sohn. Also da gibt's nicht, dass die sagen „ja ...“ [unverständliches Wort] oder so. Also da isch wirklich o.k. (...)

Ich frag mal anders, J. hat von einem bosnischen Club berichtet...

Ja, den ham wir hier. Ja.

----- kurze Störung von aussen -----

Da gehen sie regelmäßig hin?

Ja, jede ende der Monat.

Ja. Einmal im Monat sozusagen?

Ja, also so immer Samschtag, letzte Samschtag im Monat. Und jetzt 28. Auch sogar. Gibt's auch da, gehen wir auch.

Da gehen Sie als ganze Familie hin?

Ja, ganze Familie, aber manchmal gehen wir ganze Familie und manchmal, er isch nicht dabei, aber J. isch immer dabei, ja.

Und was passiert da?

Nein, wir reden da wie, wie wir weiter machen, wie geht es weiter und trink wir da ... [unverständlich] Also von uns is die Getränke, nix mehr von, von, sagen wir mal von Gasthaus oder so. Wir haben eigene Getränke, wir haben alles, aber wir müssen trotzdem bezahlen, dass wir wieder nächstes Mal die Getränke kaufen. Also praktisch, eine Euro koschtet Fanta, eine Euro koschtet Cola, oder sagen wir eine Euro fünfzig, wer will Bier trinken. Aber ich trinke gar keine. Meine Junge trinke auch nicht. Kaffee gibt's fufzig Cent und so weiter, also das Geld, jeder gibt in die Kasse von uns, dass wir wieder näshtes Mal, wieder am Ende des Monat, äh, so weiter machen. Ja, also das er nicht praktisch und wir haben, äh, Neckarfescht, Feste machen wir von den Club aus. Dann machen, da ham wir Platz beim Neckar. Dann machen wir Cevapcici, dann machen wir das, dann machen wir alles, alles für das Club. Nachher von den Geld, äh, machen wir Überraschungen, gehen wir mit den, sagen wir mal, ich, J. und noch paar Leute, gehen wir irgendwo, sagen wir mal, nach Europapark und so weiter, aber da muss ma, also praktisch später ausmachen, was machen wir. Oder wie soll ma gehen? Letztes Mal waren, äh, Rede, soll ma nach Belgien gehen, da hat da, äh, unsere bosnische Mannschaft gespielt, alles von der Kasse von der Club und so weiter. Ja? Aber wir müssen jedes Jahr, also fünfundzwanzig Euro, äh, sage mal jeder, an Gebühre bezahlen. sonst. Wieviel uns gibt's da 40, 50, ja, da muss also jeder bezahlen, von unserm Geld müssen wir leben leidet. Also muss man, sage mal Verein haben, dass man nicht von die andere Leut sagen, ja helfen und so weiter. Wir machen alles von uns aus. Und Gott sei Dank, jetzt's geht einigermaßen. Wie geht es weiter, ich weiß es nicht. Jetzt 28. muss man da gehen, gucken was weiter geht. (...)

Gehen sie als Familie in die Moschee?

Ah, nein! Einmal war ich, ich gehen manchmal, wenn isch des unsere Ramadan, dann gehe ich mal, einmal oder zweimal, aber mehr geh ich auch nicht. Ich hab gar keine hier, muss nach E. gehen. Da isch, da isch die bosnische Moschee da und beim türkische Moschee gibt's hier und überall, aber ich verste-

hen türkisch nix, aber von Koran verstehe ich schon, ja. Was die also reden. Ja. Aber türkische Sprache kann ich nicht. Wir haben also, schon früher, ham wir gegangen, wenn wir unten war ich wie kleine Junge ham wir immer in Moschee gegangen. Fast jeden Tag. Also das war Pflicht damals. Aber, jetzt isch die Zeit her andersch gekommen und, und, und [schnell] ich sage mal, vor dem Krieg war, hat niemand in Moschee oder in Kirche gegangen egal wer. Jetzt isch nach dem Krieg, jetzt geht alle in die Kirche, jetzt geht alle in Moschee und, also das isch die, äh, Sache, beim Krieg hat sie, äh, gekämpft Serbe gegen Moslem und so weiter und jetzt isch die alle groß, jetzt geht jeder sagen wir mal seine Religion, äh, bissle mehr nach wie früher. Aber das isch nicht gut, Politik und Religion, das paßt nicht zusammen [leise gesprochen] Also meine Meinung. Oder das, oder das.

J. sagt, wenn er Ferien hat, fährt er regelmäßig nach Bosnien.

Doch fahren wir, ja. Wir haben unseren Schwiegereltern und von meine Frau Schwester. Ich hab Bruder unten. Ich hab Schwester in Bosnien. Also in Sarajevo und gehen wir am beschten mal zum Schwiegereltern, bleiben wir unten paar Tage oder gehen wir zum Adria paar Tage auch. Das isch nett so weit. Also praktisch bleiben wir am Adria. Kommen wir nett nach Hause, 30 Kilometer. Bleiben wir da unten über Nacht und zahlen und so weiter, ja. Eine Woche, dann gehen wir wieder zum Schwiegereltern und nachher gehen wir zu meinem Bruder und gehen zu meine Schwester nach Sarajevo, das isch dem Weg Richtung Deutschland. Und das machen wir regelmäßig. Also, ich weiß nicht diese Jahr, solln wir gehen, aber nix-, Geld sowieso spielt Rolle aber egal wenn mir haben J. seine sagen wir mal Lohn, ich meine Rente, meine Frau seine Lohn, mein Sohn seine Lohn, mir gehen. Was sollen wir hier machen? Diese Geld brauchen wir hier auch für ganze Monat. Wenn wir so denken. Also lieber gehen wir gucken, wo, gucken unsere Familie und bissle reden und, und, und [schnell] bissle freier wie hier normalerweise, ja. Und das isch es. Jede Jahr. Manchmal im Jahr war J. zweimal, dreimal unten. Am achte Januar dieses, letztes Jahr da waren wir unten, im August waren wir unten, und, und, und [schnell] in Oktober waren wir unten. Ich und J. Also dreimal fast im Jahr. Aber das war alles Hochzeit und meine Tochter hat, äh, geheiratet, waren wir bei Hochzeit. Von meine Schwester Sohn hat heiratet waren wir auch beim Hochzeit. Hat sie uns eingeladen. Aber das kostet alles ... [unverständliches Wort, zu schnell], müssen wir gehen normal. Meine Frau hat nicht gegangen, meine Junge hat nicht gegangen, ja. Der hat Lehrstelle gesucht. Meine Frau hat gearbeitet. Einer muss normalerweise darsein, aber ich und J. fascht immer unterwegs.

Und ein Teil von ihren Verwandten ist mit nach Deutschland gekommen, oder?

Nein, [lang gesprochen] hier hab ich nur von meine Schwester zwei Töchter in P. Aber, Kontakt haben wir schon, aber nicht öfters. Wenn irgendwo was isch, dann rufen die an, aber vorher rufen die nicht an, also das isch, sagen wir mal, äh, wie soll ich das sagen, mit Familie so viel Kontakt haben hier, das isch auch nett gut. „Grüß Gott, wie geht’s, komm trinken Kaffee. Ich komm bei dir Kaffee trinken“, einmal in halbes Jahr und so, aber dass wir Kontakt jeden Tag haben, nein. Nix. Will ich auch nix. Das nachher, wenn runter gehscht und so, ja, da kommt nachher Rederei, ja der hat des gesagt, der hat was gesagt, lieber

nicht. Nein. Aber meine-, wo meine Schwester Tochter schafft in Kahl [große Maschinenbaufirma in E.] ja, das sieht meine J. immer fast, der schafft Schichten und, äh, ab und zu, am Freitag immer sehen da in die Küche. Und manchmal hat sie bosnisch oder jugoslawisch gesprochen und jemand hat da von drüber gesagt, „J., hier reden wir nicht bosnisch, müssen wir deutsch reden!“ [lacht] Eine Frau, eine Frau ja, ja war es. [leise, lacht] Hat sie nicht verstanden und die denken, wo kennt J. jetzt diese Person, ja? Vielleicht...

Is ja seine Cousine...

Ja, ja, ja. Hat sie auch gleich gedacht, die Frau. Aber trotzdem isch egal. Macht nix. [leise] (...)

Ja. Ich komme noch mal auf seinen beruflichen Weg zurück. Ähm, haben Sie sich, also J. ist ja sozusagen auf den allgemeinen Arbeitsmarkt gegangen, also jetzt nicht in die WfbM, zur Werkstatt. War das ne Entscheidung für Sie, dass sie gesagt haben, er soll mal auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt, also „richtige“ Arbeit machen und nicht in die Werkstatt gehen, wo...

Selbstverständlich! Selbstverständlich. Das war, äh, meine Meinung und meine Wunsch, dass er auf den Arbeitsmarkt geht. Und hab ich schon mal gesagt, sag ich auch noch mal: „Danken an Lebenshilfe!“ Die haben für ihn viel organisiert. Viele, äh, sagen wir mal Praktikum und so weiter, hat sie für J. gemacht und hat des immer weiter gemacht, nur dass er in, äh, sagen wir mal auf den Arbeitsplatz geht.

Wie ist denn das mit dem Praktikum gewesen? Äh, wie ist die Idee mit dem Praktikum entstanden...

Also das weiß ich nicht, so ganz genau wie ihnen das jetzt sagen will. Sie wissen Lebenshilfe, mehr wie ich. Die dürfen also, da gehen und gucken und nach fragen, aber ich war noch nicht. War ich nicht beim Kahl, war ich nicht beim Strupp, war ich nicht beim Superkauf, war, nirgendwo war ich. Also ich hab auch nicht gefragt. Ja.

Also die Lebenshilfe hat nicht bei ihnen angerufen?

Nein, nix, das hat nicht angerufen. Sie hat mich eingeladen, hatte gesagt: „J. geht da und da zum Praktikum.“ Und, also ich hab auch anderes, [stockt] nichts-, ich hab schon, hab aber nix gesagt, ich soll immer da und da [? unverständlich] gehen und ich hab das lassen, wollte auch nicht. Ich wollte dass der selber mit die Leute Kontakt haben und die sollen entscheiden, wie war mit dem J. und so. Also das isch, äh, so, Lebenshilfe hat viel mir gemacht, und hat sich viel hinter meine Junge hingestellt, dass er nett in behinderte Werkstatt kommt. Sonst er wäre kaputt, da drin! [leise gesprochen] Sage ich noch mal: Vielen, vielen Dank, ihnen und alle Leute von Lebenshilfe. Und Frau Stein [Klassenlehrerin der Schmalweg-Schule] und alles Mögliche. Also ich hab gegen die hier ja auch nicht. Danken auch, aber so dass hat er Lebenshilfe und da oben gemacht, also ich kann euch nur danken. Bin dankbar bis zum Ende. Wenn sie haben so viel, sagen wir mal, äh, getut mit dem J., vier, fünf, sechs Wochen gehabt, zum Beispiel, also das heisst, dass da jemand war, der

wollte meine Sohn helfen. Also sie müssen praktisch, waren sie vier oder fünf Wochen in Strupp mit meine Sohn, jede morgen da, also das heisst wollt sie ihm helfen. Der andere wollte ihm auch helfen, Gott sei Dank, hat er viel geholfen und sage ich noch mal Danke.

Ähm, wie ist das heute, wenn ich jetzt zurückkomme, er hat ja dann irgendwann das Praktikum gemacht, beim Strupp und ist dann übernommen worden. Was sagt er denn heute über seine Arbeit?

Was sagt J. über seine Arbeit? [zu sich] Er isch, wie soll ich sagen, äh, macht ihm Spaß, geht gern zum Arbeit, redet auch mit den Leute und äh, der Frank, mit dem Herr Frank redet und, und, und [schnell] Frank, also hat er zu mir gesagt, also wir brauchen gar keine Sorge zu haben, der isch gut, oder zum Herr Müller [Betriebsleiter] und so. Der sagt, wir nenn ihn manchmal nur, nur Spitzbub, der macht Spaß und solche Sache. Ja? Sont, sont isch alles o.k. Also mal... [unverständliche Stelle] is da drüben, so wie ich des, äh, mitgekriegt habe, also ihm geht nicht schlecht da drüben [drin?], was des alles verzählt isch. Aber isch des alles wahr? Das weiß ich nicht.

Hat er denn schon mal von Schwierigkeiten bei der Arbeit berichtet?

Nein! Nix. Gar nix, also ich hab bis jetzt gar keine Probleme. Hab ich also, nicht gehört, dass er irgendwo jemand ihm was hat gesagt oder solche Sachen. Nein, Gottes Willen nicht. Sont, äh, der hätte mir schon gesagt und äh, ich habe auch jemandem bei wem soll ich mich melden, wenn irgendwo was isch im Betrieb oder so. Ja, Is dieser Ha, äh, hat er letztes Mal gesagt, J.

Herr Schmidt? [vom Integrationsfachdienst in E.]

Schmidt, ja. Der hat gesagt, wenn isch irgendwo was, das sie sehn, dass sie, äh, deine Junge nicht gut geht oder irgendwo was, da können sie mich anrufen und so. Aber bis jetzt Gott sei Dank. Die haben auch andere Adresse irgendwo, die andere is nix mehr da in Waldstraße, aber wo isch die, weiß ich nicht.

Die sind umgezogen, ja. Der Integrationsfachdienst...

Ja, ja, ja.

Ähm, ich frag noch mal, was berichtet er von den Kollegen bei der Arbeit?

Alles Gute. Manchmal, wenn isch, äh wenn, wenn er kommt von Bosnien, da sagt der Frank: „Bring mir eine Schachtel Zigarette! Dann bring ich eine Flasche Wein und, und, und [schnell] bring en bisschen Süßigkeiten.“ Und bringt er in Geschäft und er isch, sagt er, sagt „alles gut“, also hab ich noch nie gehört, dass er was falsch oder so. Der sagt zur auch: „Papa, heut hab ich das gemacht, das gemacht, Spülküche hab ich gemacht, geputzt hab ich gemacht, äh, Säcke hab ich raus getragen, Essen hab ich, Suppen oder Ausgabe gegeben.“ Also sagt er, „hab ich Pommes frites nächste Tag gemacht“, oder irgendwo was. Also sagt er alles was er macht. Aber wenn ihm nächstes Mal, nächste Tag wieder sagen, der sagt immer gleiche. Der wollte nicht viel reden. Sagen was, alles, alles gleiche. Wie immer. [lacht] (...)

Was passiert mit dem Geld, das er verdient?

Was passiert mit dem Geld, was er verdient? [zu sich] Äh, seine Geld isch, also praktisch, (...) Hosen, Schuhe, Jacke, Fahrkarte, [hart gesprochen] bissle was bleibt auch. Aber das isch seine. Wir gehen in Urlaub. Das er hat des. Sonscht nix. Er also praktisch, sagt auch wenn er, wenn er „Papa“, äh [ausatmen] zum Beispiel Fahrkarte koscht, sagen wir mal, 52 Euro. Muss er auch jeden Tag, äh, bissle Geld haben, wenn er geht kaufen was zum Trinken oder irgendwo was oder kauft eine Playstation, jeden Monat kauft er, eine, eine Spiel oder ein DVD oder irgendwas...

----- Band zu Ende -----

Sie sagten gerade mit dem Einkaufen. Kleidung einkaufen usw.

Ja, ja. Für den finde ich keine Hosen unter 60, 70 Euro. Und er, und er viel Schuhe braucht er. Ja? Braucht er jede Monat fast Schuhe. Wenn er viel laufen. Wenn er viel arbeitet drüber und, und, und [schnell] also er braucht Jacke braucht er, heute kaufen des, morgen paßt ihm nicht.

Darf ich fragen, wieviel er verdient?

Ach, circa, er hat, äh 788 Euro brutto. Von dem geht Sozialversicherung und alles-, Essen, äh Krankenkasse und so weiter, also bis 600 Euro, also 578, 590 bekommt er. Und das isch, das alles, was er verdient, also das fast geht alles, fast weg, aber nett alles, aber schon viel.

Muss er auch für Lebensmittel bezahlen?

Ach, nein. Manchmal zahlt er nicht normal, äh, aber es, wenn er, wenn er, er mal brauchen was. Ja? Da fragt meine Frau: „Mein Sohn, muscht heute was kaufen?“ Er sagt „ja“ genau wie der andere Sohn, genau alles auch. Ich kann nix zum Beispiel jetzt, mir isch, äh, wir leben zusammen. Ja? Wir müssen zusammen auch uns ernähren. Ja? Muss man Miete bezahlen, muss man das bezahlen, muss man da, muss man da alles Mögliche, das kost alles Geld. Mir zahlen Miete 700, fast 700 Euro bei uns. Das isch viel Geld. Meine Frau schafft für diese Geld. Wo isch Strom, wo isch der Heizung, wo isch das? Wo isch das Lebensmittel, wo isch ... [unverständliches Wort]. Er muss was gebe, das isch ja ganz normal!

Hat er denn ein eigenes Konto?

Hat er, hat er.

Und verfügt er selber, also geht er selber zur Bank und hebt Geld ab?

Der, der geht selber, wenn er was brauchen, ja. Aber sonscht, äh, die Karte isch nicht bei ihm. Die Karte isch bei Mutter.

Sie hebt für ihn dann ab?

Ja, ja. Zu Zeit kann da was passieren. Die kennen ihn viele Leute hier in N. und äh, die wissen, dass der arbeitet irgendwo. Der kann ihn schon überreden, „ja, J.“ Dass mach mer ne mehr. Also er hat, keine Karte bei sich dabei, aber hat immer 10, 20 Euro in seine Geldbeutel. Und das reicht ihm, wenn er was braucht. Fahrkarte hat, also Monatskarte hat. Alles hat. Also ich bin schon ängstlich, ich-, dass ihm jemand nicht-, wissen sie, was, wenn er kommt morgen, sagt er: ja, Papa, jemand hab ich getroffen, der war das und das. Ich hab das gemacht und so. Und nachher hat er nicht mehr-. Also die Karte isch bei meine Frau und die hebt das auf. Jetzt hat sie heute gegangen, hat sie wieder was-, hat er genommen. Hat irgendwo was gekauft, Hose oder irgendwo was. Und das isch des. Also er braucht auch, er braucht sagen wir mal jeden Tag drei, vier Euro. Ja? Das isch auch monatlich 110 Euro oder so. Weil, wenn er Playstation-Kassette kauft, das kost auch 30, 40 Euro, Ja. Und das Geld hat er. Das isch seine. Das hat er verdient und was der braucht, das soll er auch kaufen. Ich kann ihn nicht sagen, „nein!“ Das ist seine Geld, seine: „Du hascht das verdient und kannst jede Monat haben, was du willscht.“ Aber das is nett so, sagen wir mal, hoch wie was du verdienst, Playstation-Kassette, DVD-Kassette oder irgendwo was, Turnschuhe oder, oder, oder [schnell] sagen wir mal T-shirt oder Jacke. Da kannscht immer haben. Isch gar kein Problem. Ich kann ja auch nett verbieten, das isch seine ... [unverständlich]

Muss er zur Miete auch was mit beitragen?

Nein! Nein, wenn er fehlt bei uns, wir fragen ihn, ja. Also so... [unverständlich] uns. Was leihen und da kriegt er wieder. Aber er muss immer seine Geld haben. Ja jetzt wenn er Urlaub gehen, ich kann ihn-, für ihn nicht bezahlen. Ja?

Also Urlaub muss er sich dran beteiligen?

Muss er sich dran beteiligen, selbstverständlich.

Und Sie sagten sie sind Frührentner.

Ja.

Und fahren aber nebenbei noch Lieferwagen aus?

Nein, das isch, ich bin gemeldet, äh, nur zweimal in die Woche. Aber das sag ich ihne. Das muss-, das sag ich ihne, das isch, äh, normal nicht verboten, aber ich möchte niemand, dass da niemand wissen, ja? Wissen sie, äh, ich komm nett durch. Mir isch vier Leute hier. Das kostet alles-, wenn wir denken, jetzt hab ich heute eingekauft, was ich habe die 60 Euro verdient, habe ich alles 60 Euro weg. Und das isch zwei Tage. Meine Frau braucht Fahrkarte, meine Sohn eine Fahrkarte, der eine Fahrkarte, das geht nur für Fahrkarte und 170 Euro monatlich. Das muss man erscht einmal verdienen. Und jetzt kommt der Strom, jetzt kommt der Heizung, jetzt kommt alles Nachzahlung, jetzt des Autoversicherung, Autosteuer...

Sie haben ein Fahrzeug?

Ja, eine Fahrzeug haben mir, ja. Mir unterhalten das. Ich muss wegen J. haben. Ich, ich brauch ihm nett. Brauch nicht. Gott sein Dank, wenn ihm was heute Abend passiert, wer soll ihm zum Arzt fahren, oder irgendwo was? Da muss Fahrzeug-, also ohne Fahrzeug? Jeder Mensch isch heute nix sagend äh, dass er jemand [immer?], äh, isch beleidigt oder so. Ohne Fahrzeug isch ... [unverständlich und zu schnell] Das brauch ma immer! Wenn ich wäre alleine, hätte ich das überhaupt nicht mehr gehabt. Ich brauch das nicht. Ich hab Fahrrad hier, Bus, hab alles. Ich brauch normal das nicht, aber mit Familie brauch ma schon. Und äh, unsere Auto isch auch nicht, äh, neueste, von neuestem Jahr. Hab ich das Wagen sieben Jahre schon. Ham wir gekauft neun und-, sieben Jahre hab ich das jetzt. Das bleibt immer noch. So lange geht er, bleibt er. Wenn geht nicht mehr, da gucken wir was anders. Da meine Kinder vielleicht, äh, meine andere Sohn, Junge vielleicht hat er auch was. Und hilft auch. Verstehen sie? Wie seine Mutter ihm, „mein Führerschein muss de Mama zahlen, das muss de Mama zahlen, das mus de Mama zahlen.“ Jetzt soll er sehen, was, wie isch des wenn kämpfen hier.

Hat er, hat ihr jüngerer Sohn einen Führerschein?

Ja! Hat er, hat er. Ja. Er braucht auch. Wochenende hat er Auto. Und braucht er für Geschäft. Jetzt hat er wieder eine Arbeit gefunden. So lange hat er keine Lehrstelle. Der schafft oben in Klinik. Wo hat der J. Praktikum gemacht auch, oben, schafft er. In meine Frau Firma. Sechs Monate hat er Vertrag gekriegt. Nachher sowieso bis September gibt's keine Lehrstelle. Wenn er irgendwo was hat, da er im September auch sagen, „ich gehen, ich hab Lehrstelle.“ ...

Ab September ist wieder die Einstellung?

Ja, ab September, wenn er kriegt was. Aber wenn er nicht kriegt, soll er lieber oben bleiben. Ich kann nicht, der soll sich um seine Sachen selber kümmern. Ich helf ihm gern, aber ... [im Moment? ; unverständliches Wort] geht nicht, wissen sie das, das isch ja solche so, das isch ja so, überall, wo 18 Jahre oder 19 die sind die Kinder schon selbständig. Ja? Aber die sind sie alle beide bei mir. Die wollen nicht von Eltern weg. Und wenn die gehen, Gottes Willen, heiratet oder so, kann ich auch nicht machen. Kann ich auch nicht behalten. Da soll jeder seinen Weg gehen. Aber die wollen von uns nicht gehen. Die wissen, wir ham ... [mehr?; unverständlich] gekämpft für die. Jetzt wollte uns aber, meine jungste wollte uns helfen. (...) So isch.

Das wollte ich mal fragen, wie ist es mit dem Ausziehen? Also, möchte J. oder sein Bruder in nächster Zeit mal ausziehen?

Ach, ich weiß es nicht. Aber wenn sie, die wollen beide, ich stehe nicht im Weg. Aber für was? Ich leb sowieso nicht hundert Jahre. Der J., ich bin auch nicht [?] alt, der J. muss selbständig sein Leben-, aber solange er will nicht, solange bin ich noch da, meine Frau und er bleibt bei uns. Aber anders rum, wenn er will morgen ausziehen, da soll er gehen. J. , wenn du, wenn du kann doch auch uns nix-, da gibt's, ich hab Beratung, da gibt's da oben Heim, in N. für die Kinder, da kann er, da kriegt er jeder Zeit. Der war in Wilhelmstraße in E., da hat sie gesagt, wenn er will alleine wohnen, sollen sie zu uns kommen.

Das ist so'n betreutes Wohnen oder?

Ja, betreut. Ja. Ich kann nicht, aber solange, sind mir noch mir da, also, ich, kann ich mir nett vorstellen, ohne J. sein. Muss ich ehrlich sagen. Ich hab Jahre lang mit meine Frau gekämpft, kann ich nett einfach sagen jetzt-, also er isch frei hier, er fühlt sich wohl hier, er, er, er muss also nicht viel tun hier. Da machen Mama und mir und so, aber trotzdem, wenn er-, irgendwann muss er gehen. Kann gar nett sagen, geht nix oder darf nix oder so. Ich hoff's, wenn isch er so, äh, entwickelt und intelligent, ich hoff's, dass er Freundin find, dass er heiratet isch, das er's schafft normal, wie normales Menschen kämpfen für Familie und so, ich hoff's. Aber Gott weiß nur um dich. Würde mich schon freuen, wenn er so wäre. Kann ich nix anderes sagen. Ja. Das isch da meine Sohn, egal wie isch der. Das isch ja meine Blut. Muss ich für ihn kämpfen. Und kann nicht einfach-, ohne J. Leben nicht vorstellen, ehrlich nicht! [langsam und betroffen] Für mich bestimmt nicht. (...) Wenn [Für?] ihn bin ich nicht ein Tag zu Hause, der isch ganz anders. Er hat mit mir, passiert nur in mich was, ja, isch ganz anders wenn die Mutter, wenn die Mutter was sagt, o.k. der macht des, aber er isch, also, sagen wir mal, er sieht nur was und mir [unverständlich] er isch wie, wie Kleber hinter mir, ja. Wir zwei, was ham wir alles mitgemacht. Wo war ich mit ihm? Probleme hab ich gehabt, alles Mögliche, aber ham wir alles geschafft, Gott sei dank. Schwer, aber geht. (...)

Was fällt Ihnen zum Stichwort „Betreuer“ oder „Begleiter“ ein? Sind Sie der Ansicht, dass Ihr Sohn einen Betreuer oder Begleiter braucht? Oder gibt es Situationen, in denen er Hilfe braucht?

Ach, [deutliches, explosives Ausatmen] Betreuer und Begleiter. Der hat uns, Familie, also, wenn irgendwo was isch müssen mir hinter ihm stehen. Muss man betreuen, muss man also, aber Gott sei Dank, er isch nicht ganz selbständig aber wird. Entwickelt sich weiter, ja. Er isch, macht viele Sachen alleine, ja, aber manche Sachen muss man ihm auch helfen. Und des, des ich glaube, beim, so wie mich normal is oder für sie oder, oder, oder [schnell] für andere meine Sohn, bei ihm muss man auch helfen. Aber ihm muss man trotzdem helfen, er isch, wie so ja vorher habe gesagt, beim ihm das Geld und so. Da kann jemand, wegen des, da kann jemand sagen: „J. , ja du schaffscht, wieviel Geld hast du?“ und so solche Sachen, ja. Und wegen des muss man ihm helfen, aber muss man ihm nicht, äh, äh, noch, wie soll ich sagen, nehmen was der hat. Aber er isch so, äh, wie soll ich sagen, dass kannscht du ihm überreden und irgendwo was sagen, ja: „J., mach da des!“ und so, sagt „Ja, meine Freund.“ und so „Jetzt hab ich Freund gefunden.“ Und solche Sache. Ja? Und des. Wegen des, also, äh, ich denken, er muss noch viel lernen. Was das isch selbständig, das isch alleine. Ja, er muss viel lernen.

Zwei Fragen habe ich noch...

Die eine ist, was kann ihr Sohn besonders gut?

Was kann gut? Also meine, von meine Seite ich kann nicht äh, äh, verstecken. Er kann alles. Aber was besonders gut wird, das weiß ich selber nicht. Allgemein gut bei Computer und Playstation. Das isch seine Sache. Ja? Und der fühlt sich auch wohl. Der entspannt sich. Ja? Nach dem Arbeit irgendwo was. Oder geht mit mir, zum Beispiel, äh, in Stadt oder so. Aber was er, also, wie soll

ich-, sie haben jetzt grade gesagt, besser ein, das weiß ich also, er isch für alles bereit, das bisschen, das bisschen, das bisschen. Aber was macht er beschten, das weiß ich auch selber nicht. Beschten wissen sie, was macht er: Wenn er in Urlaub geht. Das isch des. Der freut sich, wenn er, wenn er das da kommt, der schläft ganze Zeit beim Fahren nicht, so lange kommt er nett runter. Runter schläft er auch nicht, näschte Tag vielleicht. Der isch so begeistert, dass er-, das isch seine Sache, was der mag, meischtens, ja. Wenn in Urlaub fahren. Und jetzt vielleicht näschten jetzt, vielleicht, ich weiß nicht ganz genau, wenn er eine Woche Urlaub hat, vielleicht gehen wir runter. Mir zwei nur, sonscht nix. Die andere sollen da bleiben.

Hat er gesagt, vielleicht im März?

Ja. Ja. Vielleicht. [lacht] Aber nett sicher, ja. Der, der, mit dem macht er schon, der versteht schon ganz gut. Muss ich ehrlich sagen. Der vergisst er nicht, was er vor zehn Jahre war. Der hat noch nett vergessen. (...)

Was denken Sie, wünscht er sich für die Zukunft?

Oh, Herr Bettels weiß ich selber nicht. Wirklich. Aber ich wünsch ihm, dass er gesund wird und dass er Arbeit hat und dass er selbständig wird und solche Sachen. Dass er, wenn er, wenn er geht, dass er auch eine Führerschein macht. Ich hoff's, dass er da kommt. Dass er das macht. Das isch nachher selbständig-, (...) da überzeugt, da, da bin ich 100% sicher. Irgendwann, nix jetzt, aber in zwei, drei bis fünf Jahre macht er auch seine Führerschein. Bin ich sicher. Wenn er nicht hier, vielleicht, vielleicht in Bosnien unten, aber macht er schon. Ich wünsch ihm nich [mich?], also er wollte früher immer, wenn hat er mit mir gefahren, „Papa ich mach so, wie hasch du gemacht.“ Ich möchte Fernfahrer werden. LKW fahren, ja. Das war seine Wunsch von klein an. Das jetzt komm in, in die Kopf rein, was alles gefragt, was war seine Wunsch. So das wäre seine Wunsch gewesen: „Ich möchte so werden wie du Papa!“ So hat er gesagt. (...)

Gut, dann machen wir an der Stelle einfach Schnitt?

Ja, müssen sie zum Zug. Wollen wir noch was trinken da drüben?

Gerne. Herr C., ich danke Ihnen sehr für das Gespräch!

Nicht's zum danken, Nicht's zum-. Sie, äh, jeder Zeit kommen.

[Band ausgeschaltet]